

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

52. Jg., Heft 3, August 1972

Kraichgau

M 1459 F



*Idyllische Ecke aus Sinsheim*

Zeichnung von R. Belln, Karlsruhe

MEIN HEIMATLAND  
52. Jahrgang / Heft 3, Aug. 1972

Herausgegeben im Auftrag des  
Landesvereins  
Badische Heimat e. V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger  
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt  
Freiburg i. Br., Tel. 73724  
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-  
schusses: Dr. Otto Beutenmüller,  
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen,  
Dr. R. Feger, Freiburg, W. Hensle,  
Lahr, Dr. E. Strobel, Karlsruhe, Dr.  
A. Trautmann, Walldürn (Müllheim)

Diese Zeitschrift erscheint viertel-  
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch  
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis  
für Einzelmitglieder. . DM 18.—

Einbanddecken zu DM 4.— für die  
Jahrgänge 1970, 1971, 1972 sind  
vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung  
und Verbreitung behält sich der  
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift  
sind an den Landesverein  
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,  
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-  
verlangte Manuskripte und Be-  
sprechungsstücke wird keine Haftung  
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins  
Postcheckkonto Karlsruhe 164 68  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437  
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 200 3201

Gesamtherstellung und  
Anzeigenverwaltung  
Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1  
Karl-Friedrich-Str. 14-18  
Tel. \*26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:  
Schuler & Co., Freiburg/Br.  
Kartäuserstraße 50

Der Kraichgau — eine alte Durchgangs-Landschaft. Brücke vom Oberrhein nach Schwaben. <i>Von Gernot Umminger, Freiburg</i> . . . . .	153
Über den Löß im Kraichgau. <i>Von Klaus Münzing, Freiburg</i> . . . . .	171
Die Kraichgaustädte Bretten, Bruchsal, Eppingen und Waibstadt. Ein Streifzug durch ihre Geschichte und „Ver- waltungsgeschichte“. <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> . . . . .	178
Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. <i>Von Hugo Hagn †, Stuttgart-Hofen</i> . . . . .	185
Kraichgauer Landfahrt. Eine zeitgeschichtliche Betrachtung. <i>Von Günther Imm, Rastatt</i> . . . . .	194
Drei geschichtliche Dorfskizzen aus Mittelbaden. Der „freiadelige Flecken“ Gondelsheim. — Ispringens Vergangenheit. — „An Volkers Bach“. Aus der Geschichte eines Albgaudorfes. <i>Von Günther Haselier</i> . . . . .	208
Die ehemalige Reichsfestung Philippsburg. Ein Streifzug durch ihre Geschichte. <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> . . . . .	219
Kleinod auf dem Kalksteinfelsen. <i>Von Gernot Umminger, Freiburg</i> . . . . .	226
Odenheim und sein Benediktinerkloster. — Drei Sieg- frieds-Brunnen. — Umstrittene Nibelungenlied-Strophe der C-Fassung. <i>Von Gernot Umminger, Freiburg</i> . . . . .	234
Aus den Anfängen des Bruchsaler Wochenblatts. <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> . . . . .	243
Aus der Vergangenheit Sinsheims. <i>Von Engelbert Strobel, Karlsruhe</i> . . . . .	247
Der Niddaplatz in Grötzingen und Kunstwerke in seiner Umgebung. <i>Von Wilhelm Mössinger, Grötzingen</i> . . . . .	251
Von der Grötzinger Mühle zur Garantolfabrik. <i>Von Wilhelm Mössinger, Grötzingen</i> . . . . .	264
Altes Gewerbe im Spiegel einer Familiendchronik. Die Kirrlacher Daubenhauerei zur Zeit des Schwanen- wirts Otto Baader (1846—1904). <i>Von Rudolf Futterer, Philippsburg</i> . . . . .	272
„Handwerks-Ordnungen für die Stadt Unteröwisheim, Anno 1701“. <i>Von Ludwig Vögely, Karlsruhe</i> . . . . .	277
Ein Denkmal — von Goethe übersehen. <i>Von Hugo Hagn †, Stuttgart-Hofen</i> . . . . .	283
Wirtshausschilder — diesmal aus Stein. <i>Von Hugo Hagn †, Stuttgart-Hofen</i> . . . . .	285
Das arme Dorfschulmeisterlein. Gedenkblatt für einen Biedermeier. <i>Von Heinz Bischof, Rastatt</i> . . . . .	288
Buchbesprechungen . . . . .	293

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

Kraichgau

52. Jahrg. 1972, Heft 3



*Der Steinsberg — das Wahrzeichen des Kraichgaues*

Foto: G. Umminger

## Der Kraichgau — eine alte Durchgangslandschaft

Brücke vom Oberrhein nach Schwaben

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

Lieulich eingebettet in die Senke zwischen Schwarzwald und Odenwald, zwischen Rheinebene und das Neckarbecken von Heilbronn, liegt das Kraichgauer Hügelland, dessen geographische Lage stets als offene Durchgangs- und Brückenlandschaft vom Oberrhein nach Schwaben, von der Pfalz gen

Württemberg bestimmt wurde. Die von Menschen gestaltete Kulturlandschaft des Kraichgaues wird vor allem durch den Gang der Besiedlung, die Kultur- und Wirtschaftsentwicklung, die Kräfte der politischen Geschichte und nicht zuletzt durch ein so oder anders geartetes Volkstum geprägt. In der

durch all diese Komponenten geformten Kulturlandschaft finden dann wesentlich die geschichtlichen Kräfte ihren Niederschlag. Dies gilt für das Bauern- und Bürgertum, den Adel und die Kirche, deren Wirkungen wir nicht nur in der Bauweise von Stadt und Land, sondern auch in der Wald- und Flurgestaltung, wo Staats- und Bauernwald, arrondiertes Gutsland und zerstückeltes Bauernland nebeneinander in Erscheinung treten, erkennen.

In seinen „Glücksinseln und Träumen“<sup>1)</sup> hat Friedrich Ratzel dem Kraichgau, dem ein gut Teil seiner Jugend gehört, ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Im Kapitel 5 „Mein Dorf“ lesen wir: „In der Geographie nennt man unser Land ein welliges Land, ein welliges Hügelland. Wer diesen Namen liest, ohne das Land gesehen zu haben, was kann er sich dabei denken? Ich habe mir auf der Schulbank gar nichts dabei gedacht oder wenn ich mich einmal zum Denken aufschwang, so erweckte das Wort ‚wellig‘ höchstens die Vorstellung, wie unterhaltend es sein müsse, eine wellige Wiese herabzurollen, wo man von dem Stoß der oberen Welle aus dem Tal darunter über die zweite Welle wegbefördert würde, und so immer weiter mit beschleunigter Geschwindigkeit. Jetzt, wo ich es jahrelang gesehen habe, weiß ich das ganz anders. Unser Land ist wellig, das heißt, daß die Häuser und Höfe bald oben und bald unten sind. . . . Man geht leicht einen Abhang hinab, ohne es zu merken, zehn Schritte vielleicht, und wie man sich umsieht, ist der Hof verschwunden, der eben noch hinter uns stand. . . . Dafür taucht auf der anderen Seite ein glänzender Kirchturmhahn auf oder die Kreuzung von zwei Dachsparren oder die lange Horizontale eines Scheunendaches. . . . aller paar Schritte ändert sich das Bild, immer ist es im Wachsen oder Abnehmen, wie angesteckt vom Mond mit seiner Wandelbarkeit. Ein solches Land zerlegt die Aussichten in Höhenschichten“<sup>2)</sup>.

In dem so regellosen Formengewirr, im ewigen Auf und Ab der Hügel ist aber doch System. Von den waldigen Höhen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes, die im Norden und Süden den Kraichgau umspannen, fallen die Schichten gegen die Mitte der Landschaft ein und jede Gesteinsgrenze schafft neue Stufen und Ebenen. Ratzel schreibt im Kapitel 3 „Heimweh“ seiner „Glücksinseln und Träume“: „Unser Land besteht aus gelblichem Keupersandstein, der ziemlich weich und aus schiefrigem Ton, der sehr weich ist; deshalb steigt man beständig rundliche Hügel hinan, die nicht sehr hoch, und breite Mulden hinab, die nicht sehr tief sind. . . .“<sup>3)</sup> Mehr als der Gesteinswechsel ist die Lößdecke schuld an der Unruhe im Landschaftsbild des Kraichgauer. Während der Kaltzeiten des Eiszeitalters haben Westwinde feinsten kalkhaltigen Gesteinsstaub in das niedere Hügelland hineingetragen; dieser erfüllt alle Täler und baut all die flachen Hügel auf, die in ihrem Untergrund aus Buntsandstein, Muschelkalk und verschiedenen Keuperformationen bestehen. Nur durch die muldenartige Einsenkung des Kraichgauer war es möglich, daß dieser alle Stoffe, die die Pflanzen zu ihrem Aufbau benötigen, enthaltende Staub weit ins Land hinein bis über den Neckar geblasen wurde. „Ungeachtet der im allgemeinen ziemlich weichen und milden Landschaftsformen, die zu einem wesentlichen Teil auf die erst im Eiszeitalter durch Staubstürme aus der Oberrheintalebene in den Kraichgau hereingewehten mächtigen Lößablagerungen zurückzuführen sind. . . .“ schreibt Hans-Kurt Findeisen<sup>4)</sup> und Ernst Becksmann meint hierzu: „Die niedere und breite Kraichgau-Senke ließ dagegen die in ihrem untersten Teil stark staubhaltigen Winde weit ins östliche Hinterland vordringen“<sup>5)</sup>. Meterhoch abgelagert, verfestigte sich dieser feine kalkhaltige Gesteinsstaub zu Löß, jenem fruchtbaren, porösen Boden, den Feldwege manchmal in den „Lößhöhlen“ mit ihren fast senkrechten

Wänden durchschneiden. In ihrer Anlage gehen diese „Löshohlen“ auf einen alten Verkehr zurück, wie uns — besser als urkundliche Belege — der Name der „Posthohl“ bei Heildelsheim beweist. Und wieder lesen wir bei Ernst Becksmann: „Auf Feld- und Waldwegen durch die Wagenräder zerkrümelt, wird er (der Löß) durch rinnendes Wasser immer wieder herausgespült: auf diese Weise tiefen sich in Gebieten mit mächtigeren Lößen solche Wege immer mehr ein und bilden steilwandige Hohlwege, die sich dort überall beobachten lassen“<sup>6</sup>). Das am Nordrand des Kraichgaues gelegene und durch sein Portlandzementwerk weltbekannte Dorf Leimen wird mundartlich „Lehme“ genannt, und die „Lehmer“ sind auch der „Lehmbodendreck“, und zu dieser Ortsneckerie fügt der Volkswitz noch erläuternd hinzu: „Lehme lait net weit vum Dreck“ (Leimen ist nicht weit vom Löß gelegen). Volkssprachlich zartbesaitete Topographen meinten auch, daß der Name des Weingarerbaches zutreffender sei als der im Volke altüberlieferte der „Dreckwalz“, und haben diesen — in der Mundart bis heute lebenden stark bildhaft geprägten — Namen aus der Landkarte getilgt.

Wandert man die Hügel hinan, so kann man aufs angenehmste mit einem Blick auf eine Burg oder auf ein lieblich in einer Talmulde gelegenes Dörfchen belohnt werden. Friedrich Ratzel erinnert sich: „Das ist die Aussicht, die den Bauer freut: der Blick auf sein Dorf, wo seine Heimat im engsten Sinne ist, dessen Dächer mit den darüberhinausragenden dunklen Birn- oder hellen Nußbäumen er kennt. Ist es nicht natürlich, daß man den Blick aufs Liebste, was man hat, jedem anderen vorzieht? . . . Die Dörfer sind bei uns klein und liegen immer an den Straßen und Bächen, meist dort, wo die einen zu den andern herabsteigen, recht versteckt in der Tiefe . . . nur die Kirchtürme blicken über die Wellen hinüber, so daß sich von

ihren Spitzen aus wohl die Pfarrherren einen schönen guten Tag wünschen können . . .“<sup>7</sup>).

In den stillen Tälern des Kraichgaues zeichnen schmale Bäche Mäander — die Wasserbautechniker finden sie ob ihres geringen Gefälles uninteressant und haben ihnen deshalb die Betonlaufbahn erspart. So ist die Landschaft des Kraichgaues nicht etwa langweilig, obgleich sich die Hügelwellen ständig wiederholen und diese Täler nicht so überwältigend sind wie in den Alpen, im Schwarzwald und im Odenwald. Es ist aber immer wieder gerade das Moment der Überraschung, das dem Auge am meisten Entzücken bereitet im Kraichgau, dem Land der lieblichen Hügel. Wer bildhafte Vergleiche liebt, kann im Odenwald und Schwarzwald kräftige Atemzüge des Schöpfers sehen, während der Kraichgau zwischen zwei schöpferischen Ekstasen, in einer Verschnaufpause sozusagen, entstanden sein mag. Aber die bescheidenen Täler des Kraichgaues — „der Landschaft der stillen Reize“, wie es der Historiker Willy Andreas aussprach — haben etwas von einer eigenartig verborgenen Schönheit, besonders wenn sich die Waldränder und Raine im Herbst zu färben beginnen. Dagegen schäumt über die schwingenden Hügelrücken im zeitigen Frühling der Blütenzauber der Obstbäume und Heckensträucher. Goethe fand auf seiner Schweizerreise 1797 die Laubwälder „artig“, und Friedrich Metz sprach angesichts der terrassierten Kraichgaulandschaft im Weinland beim Blick über die Feld- und Weinbergterrassen des Zeuterner „Himmelreiches“ geradezu von einem „toskanischen Land“. Friedrich Hölderlin endlich sang:

„In deinen Thälern wachte mein Herz mir  
auf

Zum Leben, deine Wellen umfiengen mich,  
Und all’ der holden Hügel, die dich kennen,  
Wanderer, ist keiner fremd mir — . . .“

Dazu stehen Josef Weinhebers Verse lebendig vor uns, wenn wir das heitere Bild der Kraichgauer Wellentäler von der Höhe des Bergfrieds der Ravensburg bei Sulzfeld, dem Stammsitz der Freiherrn von Göler, sehen:

„Ein Streifen Mais, ein Streifen Klee,  
Kartoffelfurchen je und je,  
und Acker braun und Acker rot,  
im gelben Mittag reift das Brot.  
Der Wiesenweg gebändert weiß,  
ein Streifen Klee, ein Streifen Mais,  
und Wegerich und Rittersporn,  
im gelben Mittag rauscht das Korn . . .“

Grün ist dieses Land nur im Frühling, wenn sich die Saaten im Winde wiegen, wenn die Wiesen und der Wald sich wieder beleben. Bunter ist das Bild des Herbstes, im Sommer dagegen ist das Land gelb und braun von der Farbe des Bodens und des Strohs und der Ähren. Das Lößland ist so voll Licht und Wärme, weil der Wald nur noch in Parzellen vorhanden ist und nur die Hügel abgelegener Gemarkungsteile krönt. Mag das grelle Licht, das von den weißgelben Lößäckern zurückgeworfen wird, dem Auge des Städters weh tun, mag mancher, der im Gebirge daheim ist oder in der weiten Stromebene Norddeutschlands, dem die wellenförmige Kraichgauer Hügelwelt des Hebens und Senkens, das Bild der von einer langen Dünung bewegten See in Erinnerung ruft, die Kraichgauer Landschaft des ewigen Auf und Ab, dieses Gleichmaß von Tal und Hügel langweilig finden — er sollte nur einmal Friedrich Ratzels „Glücksinseln und Träume“ mit der an Adalbert Stifter geschulten Sprache lesen —, dem Bauern im Kraichgau ist sein Lößland ein paradiesisch Land, wo Milch und Honig fließt.

So bietet sich die Kraichgaulandschaft dar als ein wenig bewaldetes, liebliches Hügel-land mit fruchtbarem, aber schon lange bearbeitetem Kulturboden. Bei der geringen Meereshöhe des Kraichgaus (die höchste Erhebung ist der Steinsberg unweit von Sins-

heim mit 333 m Höhe) setzt sich das milde Klima der Rheinebene nach Osten fort. „Im Vergleich zum Schwarzwald und zum Odenwald ist das Klima des Kraichgaus ein günstiges warmes Beckenklima mit mäßigen Niederschlägen“ schreibt Josef Schmitthüsen<sup>8)</sup>. Unser Kraichgau ist uraltes Siedlungsland und war seit eh und je Durchgangsland zwischen Oberrhein und Schwaben, West und Ost, weil er den Straßen Möglichkeiten bot, die im Schwarzwald wie im Odenwald nicht vorhanden waren. Die offenen Kraichgauer Täler lagen willig da, diese so sanften Hügelwellen boten keine Schwierigkeiten als passierbare Lücke zwischen den Gebirgen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes.

Die Landschaft nun ist ein von der Natur Gegebenes; ihre Geschichte aber ist ein Stück Wandel, Wechsel und Entwicklung. Die Geschichte unserer Kraichgaulandschaft ist eine bewußte Kulturarbeit der Menschen. Vor allem gilt es, altes und junges Siedlungsland, seit der jüngsten Steinzeit bewohnte und bebaut sowie mittelalterlich gerodete Flächen zu unterscheiden. Von alters her sind immer wieder Völker und Kulturgruppen in das wellige Kraichgauer Hügelland, in diese Lücke zwischen den nördlichen und südlichen Gebirgszügen des Odenwaldes und des Schwarzwaldes eingewandert und haben hier günstige Siedlungsplätze im fruchtbaren lößüberkleideten Lande gefunden. Dies zeigen uns deutlich die reichen frühgeschichtlichen Funde aus allen Perioden; neben der hessischen Wetterau, dem Neckarland, dem Elsaß, dem linksrheinischen Rheingau und dem Nördlinger Ries zählt der Kraichgau mit zu den an stein- und bronzezeitlichen Fundstätten ergiebigsten Gebieten ganz Süddeutschlands. Nicht von ungefähr wurde der älteste datierbare Menschenfund überhaupt, der Unterkiefer des „Homo Heidelbergensis“, in den Sanden einer verlassenen Neckarschlinge bei Mauer nördlich von Sinsheim ausgegraben, und das jungsteinzeitliche Dorf



*Das Schloß zu Eichersheim*

Foto: G. Umminger

auf dem Michaelsberg bei Bruchsal ist für eine ganze Kulturgruppe des Neolithikums namengebend geworden: für die „Michelsberger Zivilisation“.

Robert Gradmann, der Altmeister der süddeutschen Landeskunde, hat durch sein Hauptwerk „Süddeutschland“ (I. und II. Band, 1. Auflage, Stuttgart 1931; unveränderter fotomechanischer Nachdruck Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1956) mit der „Steppenheidtheorie“ die siedlungsgeschichtlichen Besonderheiten in der Unterscheidung der Landschaften mit „Steppenheiderelikten“ — darin sah er die frühbesiedelten, waldfreien, offenen Altsiedelräume — im Gegensatz zum jüngeren Rodungsland, herausgearbeitet. Gerade unsere Kraichgauer Heimat wurde mit von Robert Gradmann und seinem Nachfolger auf dem geographischen Lehrstuhl an der Universität

Erlangen, Friedrich Metz, als beispielhafte Altsiedellandschaft herausgestellt. Der Kraichgau war sowohl Vorzugsraum der vorgeschichtlichen Besiedlung als auch der alemannischen Landnahme. Die Landschaften ohne „Steppenheidevorkommen“ wurden ausnahmslos später, zumeist erst im Mittelalter, besetzt und in Kultur genommen. „Im alten Siedlungsland machen wir die reichen Bodenfunde, die uns darüber belehren, daß seit der jüngeren Steinzeit Bauern im Südwesten gesiedelt haben“, schrieb Friedrich Metz<sup>9)</sup>. Wohl hatte schon Wilhelm Heinrich Riehl die Unterschiede altbesiedelten Landes und mittelalterlichen Rodungslandes erkannt mit dem grundverschiedenen sozialen und politischen Wesen dieser Räume, aber erst Robert Gradmann zeigte die eigentlichen Ursachen dazu auf, die in einem anderen, trockeneren Klima der

Urzeit und der daran gebundenen Besiedlung zu suchen sind. Die frühe Besitzergreifung durch den Menschen hat eine Wiederbewaldung der offenen Räume verhindert. Auch ein so erfahrener Forstmann wie Hans Hausrath kommt in kritischen Erörterungen zu dem Schluß: „Der Kern der Gradmannschen Lehre bleibt, glaube ich, doch zu Recht bestehen, daß nämlich die erste Siedelung von waldfreien Flächen ausging“<sup>10</sup>). Umstritten wurde Gradmanns These, als mit der Pollenanalyse ein neuer frühgeschichtlicher Forschungszweig aufkam, der die nacheiszeitliche Vegetations- und damit auch Klimageschichte in zunehmendem Maße erhellen konnte. Die auf diese Weise erschlossene, nacheiszeitliche Waldentwicklung ist durch Franz Firbas wesentlich zusammengefaßt worden<sup>11</sup>). Dabei geht Firbas' Darstellung vor allem auf die Gradmannsche „Steppenheidetheorie“ und deren Vertreter — zu denen besonders Friedrich Metz durch seine im Kraichgau gewonnenen Erfahrungen zählte — ein. Es verdient dabei ganz besondere Beachtung, daß Firbas erneut — bei aller Kritik, die Gradmann widerfuhr, vor allem eben von Forschern, die mit der besonderen Landesnatur Süddeutschlands nicht so eng vertraut waren — zu dem Ergebnis kommt: „Eine Entscheidung zwischen den verschiedenen Siedlungstheorien gestatten aber die vegetationsgeschichtlichen Feststellungen nicht. Stellt man sich auf den von Gradmann in seinen späteren Schriften eingenommenen Standpunkt, daß bei der Besiedlung jeder Zustand der Vegetation, die sich im Vergleich mit den Wäldern der Gegenwart um eine Kleinigkeit mehr dem Steppenzustand nähert, zu einer Bevorzugung der Altsiedlungsgebiete schon wegen ihrer ein wenig offeneren, d. h. etwas häufiger von kleinen Waldlücken durchsetzten Vegetation führen mußte, so gerät man mit den Ergebnissen der Waldgeschichte nicht in Widerspruch“<sup>12</sup>).

Und wenn Otto Schlüter in seinem bedeutenden Werk „Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit“, Erstes Heft 1952, in den Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 63, S. 44, aussagt: „Steppenheiden und Steppenwälder gab es während der Wärmezeit sicherlich mehr als während der Nachwärmezeit und in den altbesiedelten Gebieten immer mehr als in den jungbesiedelten“, so wissen wir, daß Gradmann wohl von Anfang an und nach ihm auch Friedrich Metz nichts anderes behauptet haben! Auf süddeutschem Boden gelangte Robert Gradmann aus eingehender lokaler Forschungstätigkeit zu seiner Erkenntnis des Gegensatzes frühgeschichtlicher Siedlungsplätze und jungen Rodungslandes. Wenn uns Friedrich Metz immer wieder im Gelände — nicht zuletzt in unserer und seiner Kraichgauer Heimat — diese Tatsachen vor Augen führte, so bleiben Ernst Wahles Worte ganz im Sinne von Metz, für unsere eigene landes- und volkskundliche Arbeit richtungweisend: „Es ist um die Jahrhundertwende die ganz persönliche Leistung von Robert Gradmann gewesen, durch die Zusammenführung von Ergebnissen und Problemen etlicher Disziplinen der historischen Geographie eine neue Basis gegeben zu haben. Die Zustimmung und der Widerspruch, welche der Versuch fand, ‚das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung‘ darzustellen, bekundeten die anregende Kraft, welche von dieser Konzeption ausging, und die, unbeschadet etlicher Einschränkungen und Korrekturen, von Gradmann in ihrem Grundgedanken hat aufrecht gehalten werden können“<sup>13</sup>).

„Die vorgeschichtliche Besiedlung erstreckt sich über sämtliche Gäulandschaften ohne Ausnahme und durch alle Perioden... Schlagend ist namentlich auch der Gegensatz der altbesiedelten Gäulandschaften zum jungbesiedelten Schwarzwald und Oden-

wald. Die Gegensätze der Flora, der Besiedlungsgeschichte, der Siedlungsformen und Ortsnamen decken sich hier haarscharf mit der Grenze zwischen Buntsandstein und Muschelkalk . . . Die römische Besiedlung der ‚agri decumates‘, wie das Neckarland hieß, hat zunächst auch wieder die alten Kulturf lächen in Besitz genommen . . . Die alemannische Landnahme des 3. Jahrhunderts hat sich ganz einfach an das vorgefundene Kulturgebiet gehalten, und dabei blieb es noch längere Zeit; die sehr zahlreichen alemannischen Reihengräber liegen ausschließlich auf römischem Kulturboden. Soweit nun die Reihengräber reichen . . . finden wir heute allgemein große geschlossene Dörfer in weiten Abständen, mit Gewannfluren und mit der ganzen so tief einschneidenden Verfassung des Gewanddorfs. Auch ihre altertümlichen Namen mit der Endung *ingen* und *heim* weisen auf eine frühe Entstehung. Nirgends in ganz Deutschland sind die Ortsnamen auf *ingen* so häufig wie im Neckarland<sup>14)</sup>. Groß ist denn die Zahl an siedlungsgeschichtlich ältesten Orten, deren Namen auf *-ingen* oder *-heim* enden. Die Urkunden des achten bis neunten Jahrhunderts stimmen mit dem fränkischen Grafenschaftsbezirk Kraichgau überein, der neben dem Neckarland, dem Elsaß und dem linksrheinischen Rheingau noch das größte offene Siedlungsgebiet der frühen Landnahmezeit in Südwestdeutschland war. „Auch hier ist der Zusammenhang zwischen den Ortsnamen auf *-heim/-ingen* und den Reihengräberfunden unverkennbar, desgleichen zwischen der Römerstraße Stettfeld-Cannstatt, die, entlang dem Kraichbach oder in seiner Nähe hinführend, die Landschaft in Nordwest-Südostrichtung durchschneidet, und einer Gruppe alter Siedlungen; ebenso findet sich entlang dem Saalbach, etwa von Bruchsal bis Bretten/Knittlingen eine Großzahl ältester alemannisch/fränkischer Niederlassungen auf kleinem Raume zusammen.



*Die Klosterkirche des Zisterzienserklosters  
Maulbronn*

Foto: G. Umminger

Gräberfelder zu Eichtersheim und Bruchsal wurden von archäologischer Seite bereits ins 4./5. bzw. Ende 5. Jahrhundert datiert<sup>15)</sup>. Die fränkische Herrschaft über die Alemannen ist auch dem Kraichgau zum Schicksal geworden. Sicherlich war die Grenzziehung von der Oos und Murg zur Hornisgrinde und weiter östlich bis etwa dem Hohenasperg bei Ludwigsburg und der Höhe von Ellwangen zwischen Franken und Alemannen maßgeblich von dem Wunsche der Franken bestimmt, gerade den ackerbaufreundlichen, waldarmen und lößbedeckten Kraichgau noch in ihren unmittelbaren Herrschaftsbereich einzubeziehen. Darüber hinaus bot der Kraichgau ja noch die günstigste Gelegenheit, auf raschestem und unbeschwerlichstem Wege vom Oberrhein nach Schwaben zu gelangen. Durch den Hausmaier Pippin den Älteren wurde das seit

den Tagen des Frankenkönigs Chlodwig und des Ostgotenkönigs Theoderich in mehr oder minder lockerem Staatsverbande dem Frankenreich angehörende Alemannien in den Jahren 742 bis 746 gleichsam ein zweites Mal dem Frankenreich einverleibt, indem nicht nur das alte alemannische Stammesherzogtum beseitigt, sondern auch die alemannische Gaugliederung durch fränkische Gaugrafschaften ersetzt wurde. Auf die bisherigen alemannischen Gaugrenzen nahm man dabei bewußt keine Rücksicht, sondern teilte das Land nach ganz neuen militärischen, gerichtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten ein. Die alten alemannischen Gaunamen blieben zwar als im Volk fest verwurzelte Landschaftsbegriffe erhalten, dienten damit aber lediglich der geographischen Ortsbestimmung. In karolingischer Zeit hatte der Kraichgau dann gemäß der fränkischen Gaubegrenzung Anteil am Lobdengau mit Wiesloch; daran schloß sich der Elsenzgau an mit Sinsheim und dem Vorort Wimpfen. Nach Süden folgte der damals enger gefaßte eigentliche Kraichgau, das Land zwischen Kraichbach und Saalbach bis zum Rhein mit Bruchsal, Bretten und Eppingen<sup>16</sup>). Diese ursprüngliche Gaueinteilung erhielt dann eine außerordentlich große Bedeutung für die später erfolgende kirchliche Abgrenzung der Bistümer. Hierbei kamen der Elsenz- und Lobdengau an Worms, während der Kraichgau an Speyer angeschlossen wurde. Der frühere Speyerer Kirchensprengel zeigt dasselbe räumliche Bild wie die Erzbistümer und Bistümer Köln, Trier, Worms, Straßburg und Konstanz, die sämtliche auf der linken Rheinseite wurzeln und sich über den Rhein hinüber ausgedehnt haben. Einer größeren linksrheinischen Ausdehnung des Bistums Speyer standen die älteren Bistümer Metz und Worms im Wege. Gegen Straßburg konnte sich Speyer im nördlichsten Elsaß, im Raum zwischen Selz und Lauter, durch die Inkorporation der gefürsteten Propstei Weißenburg behaupten.

Nach Osten war der Weg dagegen frei über den Rhein und durch den Kraichgau in das Neckarland hinein. Der südliche Odenwald und der nördliche Randstreifen des Kraichgaus waren in den Händen von Worms. Im Raum von Heilbronn und Wimpfen trafen die Bistümer Worms, Würzburg und Speyer zusammen. Von Weißenburg und Speyer her setzte sich das Bistum im nördlichen Schwarzwald fest in den Tälern der Oos, der Murg, bis zur Enge von Forbach und Raumünzach, der Alb, Enz, Nagold und Würm. Das Bistum Speyer umfaßte als speyerische Kulturlandschaft auf diese Weise besonders den Ufgau, den Kraichgau, den Enzgau und den Gartachgau. Im Süden bildete gegen das Bistum Konstanz die Murg die Grenze, in Gernsbach z. B. gehörte die heute noch katholische Stadtpfarrkirche dem Speyerer Bischof. Eine speyerische Kirche neben einer konstanziſchen befindet sich heute noch in Ditzingen bei Leonberg, während die östlichsten Punkte des Bistums Speyer einst bis Backnang und Murrhardt reichten. Selbst Marbach, Schillers Geburtsstadt, und Neuhausen auf den Fildern waren einst fürstbischöflich-speyerische Orte. Im Bereich des Bistums Speyer lagen die Gebiete der Grafen von Calw und der Markgrafen von Baden, denen Lauffen am Neckar und Besigheim zugehörten. Nicht wenige Vertreter des Kraichgauadels, so die Grafen von Helmstatt, sehen wir auf dem Bischofsstuhl von Speyer und im Domkapitel. Die linksrheinischen Venningen gehören zu den begütertsten Grundbesitzern des Kraichgaus; umgekehrt stammen die Sickingen, die mit der Geschichte der Ebernburg und der Burg Nanstein über Landstuhl verbunden sind, aus dem Kraichgau. Im Speyerer Kirchensprengel lagen die Klöster und Stifte Hirsau, Gottesaue, Herrenalb, Frauenalb, Lichtental, Maulbronn, Sinsheim, Odenheim, Mühlbach, Oberstenfeld und Backnang auf der rechten Rheinseite<sup>17</sup>). Drei Klöster wurden vor allem schon in

früher Zeit für den Kraichgau bedeutend. Das ist zunächst das bekannte Zisterzienserkloster Maulbronn, welches im jungen Kulturland der nur schwer zu bearbeitenden Keuperböden im Strom- und Heuchelberggebiet die Bergwälder rodete. Maulbronn ist als die besterhaltene mittelalterliche Klosteranlage Deutschlands in aller Welt bekannt. Dagegen ist die im Jahre 1122 gegründete ehemalige Benediktinerabtei Odenheim fast in Vergessenheit geraten, und nicht viel besser erging es dem laut ausführlicher Stiftungsurkunde vom 6. Januar 1100 bewilligten Benediktinerkloster auf dem Michaelsberg bei Sinsheim. Die Lage der Klosterkirche nördlich der Stadt auf einem steil ansteigenden Muschelkalksporn, eben dem heutigen Michelsberg, in dessen Nähe ein merowingisches Reihengräberfeld des 6./7. Jahrhunderts angeschnitten wurde, ist kennzeichnend für die ältesten Landkirchen unseres engeren heimatlichen Kraichgauer Raumes; ihr Alter bezeugt auch der Patroziniumsheilige, dessen Verehrung in Gotteshäusern, die sich an eine vorchristliche Kultstätte anlehnen, in Südwestdeutschland häufig beobachtet werden kann: Sankt Michael, der Bergheilige des Frühmittelalters. Jedenfalls liegen die Michaelsberge bei Riegel am Kaiserstuhl, Gundelsheim im Neckartal, Cleebrohn im Zabergäu und der schon eingangs erwähnte Michaelsberg bei Bruchsal durchweg im alten offenen Siedlungsland, im Lößgebiet. Der streitbare christliche Erzengel Sankt Michael trat überall anstelle des altgermanischen Kriegsgottes. Papst Gregor I. hatte den Missionaren ja nahegelegt, christliche Kultstätten an die Stelle der heidnischen zu setzen und christliche Heilige an die Stelle der alten Götter. In dem Sinsheim benachbarten Odenheim geben die abgerundete und umfangreiche Urmark, ein größerer Reihengräberfriedhof des 6./7. Jahrhunderts und die mehrmalige Erwähnung im Lorscher



*Der Speyrer Dom blickt herüber in den Kraichgau*

Foto: G. Umminger

Codex seit dem Jahre 769 eine Bestätigung unserer Ausführungen. Dazu kommt noch — unsere Darlegungen bestärkend — das Sankt Michaelspatrozinium der hochgelegenen Odenheimer Pfarrkirche, neben dem Petrus- und Paulus-Patrozinium des Benediktinerklosters zu Odenheim. Die Ortsnamenform — ein aus einem Personennamen Odo zusammengesetzter patronymischer Ortsname — hat nichts mit der alten romantisierenden Deutung als „Heim des Odin“ zu tun!

Wenn uns aus der Salier- und Stauferzeit der Speiergau als ein Musterbeispiel eines Königslandes geläufig ist, so erkennen wir aber doch auch nach den neuesten historischen Forschungen, daß ebenfalls rechts des Rheines auf den großen Gütern des Fiskus neben den Königshöfen Kirchen, die dem König gehörten, entstanden. Auf den Besitzungen der Großgrundbesitzer in Gestalt der fränkischen Edlen erhoben sich dann

auch schon bald eigene Kapellen und Kirchen. Als Beispiele sehr früher königlicher Eigenkirchen im rechtsrheinischen Gebiet seien Heilbronn und Osterburken angeführt. In den Familien der Zeizolf-Wolfram und der Grafen von Lauffen-Henneberg sind dann die Träger der hochmittelalterlichen Pfarrorganisation im Kraichgau zwischen Rhein und Neckar zu sehen.

Lößbedeckung, Waldarmut und uralte Besiedlung gehören im Kraichgau zusammen, und es gibt wenige deutsche Landschaften, die von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart der Schauplatz menschlicher Kultur-tätigkeit und Siedlung in solchem Ausmaß waren, wie es im Kraichgau der Fall ist. Wechsenvoll und eng mit den Geschicken der Kraichgaulandschaft verbunden, in der sie eingebettet liegt, ist demnach auch die über 1200jährige Geschichte Sinsheims, welches im Jahre 774 das erste Mal im Güterverzeichnis des Klosters Lorsch, dem Codex Laureshamensis<sup>18)</sup>, als „Sunnisheim“ genannt wird. Reiche vorgeschichtliche, römische und fränkische Funde weisen Sinsheim als uraltes Siedlungszentrum des oberen Elsenztales aus. Bald schon wird das Frankendorf Sinsheim Sitz des Gaugrafen des Elsenzgaues, und Graf Zeizolf erhält bereits 1067 von Kaiser Heinrich IV. das Markt- und Münzrecht, womit eine Stadtgründung in der Talau neben dem alten Dorf Sinsheim verbunden ist; „... infra predium suum in villa Sunnisheim“<sup>19)</sup> heißt es in der Verleihungsurkunde. So ist die Grafenburg, ein Wasserschloß auf dem Talboden der Elsenz — die ältesten Adelssitze im Kraichgau waren allesamt keine Hoch- sondern Tiefburgen —, der Ausgangspunkt für die Stadtgründung geworden, aber nicht etwa das alte Frankendorf. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir den Grafensitz im heutigen Stadtteil „In der Burg“ suchen. Der bekannte Merianstich aus der Mitte des 17. Jahrhunderts weist noch den runden Burgturm, damals als „Die alte Burg“ bezeichnet, auf. Heute ist

von dieser Wasserburg nichts mehr vorhanden. Nur der trutzige Stiftsturm steht beherrschend auf dem Michaelsberg und kündigt heute noch von der Macht des ehemaligen Benediktinerklosters und späteren freien adligen Kollegiatstiftes, welches die Erbschaft der Grafen im Elsenzgau antrat, obwohl Sinsheim bereits im Jahre 1108 eine freie Reichsstadt geworden war, ohne allerdings große Bedeutung erlangen zu können. Die Stadt Sinsheim lag eben immer im Banne des mächtigen Benediktinerklosters, und die Hemmungen, die die Stadt durch das spätere Ritterstift erfuhr, die ständigen Auseinandersetzungen, waren die Ursache dieser Stagnation. So teilte denn Sinsheim bald schon das Schicksal so mancher anderen freien Reichsstadt des deutschen Südwestens und wurde 1219 erstmals vom Kaiser an Fürsten verpfändet. Es wechselte noch öfters den Besitzer, war mehrmals badisch-durlachisch und kurpfälzisch, wurde weitergereicht an die Ritter von Hirschhorn und Gemmingen, je nachdem die jeweiligen Inhaber gerade Geld brauchten oder die Stadt wieder einlösen konnten. Seit dem Jahre 1362 gehörte Sinsheim endgültig zur Kurpfalz und lag im Bereich der kurpfälzischen Kellerei Hilsbach.

Auch die Geschichte der Stadt Unteröwisheim, wo im Kirschenparadies des Kraichgaues die „Kerschdekipper“ zu Hause sind, wurde schon immer in den vielfältigen historischen Wechselgängen von der geographischen Lage im Kraichbachtal an der offenen Durchgangsstraße von der Pfalz gen Württemberg bestimmt. In einer Urkunde des Grafen Otto von Eberstein heißt der Ort Owensheim. Anno 1265 verkaufte Heinrich von Hausen, einer der Vasallen der Ebersteiner, einen Teil des Zehnten zu Unteröwisheim an das Kloster Maulbronn und bereits im Jahre 1277 erwarb das hier interessierte Speyerer Hochstift den großen Zehnt zu Unteröwisheim. Der Ebersteinsche Anteil am Weinzehnten in Unteröwisheim

kam auf dem Kaufwege ebenfalls an das Kloster Maulbronn. „Es hat Graf Hanns von Eberstein den Weinzehnten an der offenen Straße des Dorfes Unter-Oewisheim, vor den Schuldheißern, dem Richter der Gemeind daselbst mit Hand und mit Halm uffgeben, den München zu Maulbronn und ihren Nachfolgern“. 1747 erwarb das Kloster Maulbronn gegen Abtretung von Zaisenhausen, Gölshausen und Sprantal auch noch die andere Hälfte von Unteröwisheim von der kurpfälzischen Landesherrschaft; mit dem Kloster Maulbronn kam so ganz Unteröwisheim als „Schlüssel zur Pfalz“ an Württemberg, bei dem es verblieb, bis es 1806 an Baden kam<sup>20</sup>). Hieß es in der territorialen Auseinandersetzung um Unteröwisheim „Hie Pfalz — Hie Württemberg“, so weist die Entwicklung der Gebiete des Hochstiftes und Domkapitels Speyer wie der inkorporierten Chorherren- und Ritterstifte in dieselbe Richtung wie die vorher schon erwähnte Raumwirkung des einstigen Speyerer Kirchensprengels: über den Rhein hinweg und durch den Kraichgau bis ins Neckarland. Mit der Verleihung der Lußhardt und des früheren Königshofes Bruchsal<sup>21</sup>) im Jahre 1056 durch Kaiser Heinrich III. an den Bischof von Speyer wurde der eigentliche Grundstein für diesen großen rechtsrheinischen Besitz gelegt. Sein Wert bestand vor allem in den neuntausend Hektar umfassenden Wäldern, in den Getreidefluren, Obst- und Weinbaugebieten des Bruhrains und des Kraichgaues. Die rechtsrheinischen Gebiete des Speyerer Hochstiftes wurden durch das Vizedomamt Bruchsal und das Oberamt Kislau verwaltet. Hinzu kam der Besitz des Domkapitels mit einer Reihe von Kraichgaudörfern und das Ritterstift Odenheim — in das das ehemalige Benediktinerkloster umgewandelt worden war —, das sich aber seit 1507 in Bruchsal befand und über einen ansehnlichen Landbesitz verfügte. Äußerste Punkte, in denen sich weltliche Besitzungen der Bischöfe von



Gedenkstein Knaudenheim-Huttenheim

Foto: G. Uminger

Speyer befanden, waren Gernsbach im Murgtal, Neckarsteinach und die Orte Neuhausen auf den Fildern und Pfauhausen am Neckar bei Eßlingen sowie das zum Benediktinerkloster Odenheim gehörende Großgartach bei Heilbronn.

Mit der Verlegung des Bischofssitzes aus der Reichsstadt Speyer nach Udenheim-Philippensburg und schließlich nach Bruchsal verlagerte sich das Schwergewicht des Fürstbistums Speyer immer mehr auf die rechte Rheinseite. Philippensburg — das früher Udenheim hieß — erhielt nach dem Fürstbischof Philipp von Sötern seinen neuen Namen, und Huttenheim nach dem Kardinal Franz Christoph von Hutten. Diese Siedlungen halten ganz besonders die Erinnerung an Speyer lebendig. Denn Kardinal Franz Christoph von Hutten siedelte die Be-

völkerung des alten Dorfes Knaudenheim, das den ständigen Rheinüberschwemmungen immer wieder zum Opfer fiel, auf das sichere Hochgestade um und gab dem neuen Platz dann seinen Namen: Huttenheim!

Das großartigste Denkmal aber haben die Fürstbischöfe von Speyer sich mit ihrer Residenz Bruchsal geschaffen. Dieses Juwel des Barock und Rokoko hat im letzten Krieg schwerste Zerstörungen erlitten, doch ist der Wiederaufbau erfreulich. Unbeschädigt blieb die Kirche Sankt Peter über Bruchsal, von Balthasar Neumann als Grabkirche für die Fürstbischöfe erbaut. Dort befinden sich die prunkvollen Grabdenkmäler der Bischöfe Franz Christoph von Hutten, Damian von Schönborn, August von Limburg-Styrum, und in der Gruft ruht der letzte Fürstbischof Wilderich von Waldersdorf. Erhalten blieb auch das Belvedere über Bruchsal und die Eremitage von Waghäusel. Nicht zuletzt findet die Geschichte dieses geistlichen Fürstentums im katholischen Bekenntnis der Bevölkerung seinen Niederschlag.

Hatte der vordere Kraichgau territorialgeschichtlich noch ein verhältnismäßig einfaches Aussehen — indem im wesentlichen das Hochstift Speyer, die Kurpfalz, am äußersten Südrand auch Baden-Durlach beteiligt waren, so war das Bild des hinteren Kraichgaves, der einstmals zu einem großen Teil den vom mittleren Neckartal herkommenden Kraichgaugrafen von Lauffen gehört hatte, viel zersplitterter. Neben speyerischen, pfälzischen, württembergischen, katzenellenbogischen Gebietsteilen traf man hier auf ein größeres, freilich auch von zahlreichen fremden Splittern durchsetztes Gebiet der Kraichgauer Ritterschaft. Dieses Bild war um 1500 noch viel mannigfaltiger, als es beim Ausgang des alten Deutschen Reiches 1806 der Fall war. Sebastian Münster, der bekannte Kartograph des sechzehnten Jahrhunderts, drückt diese Verhältnisse in leichter Übertreibung so aus, als ob der Kraichgau fast ganz den Adelsgeschlechtern

gehört hätte, wenn er in seiner „Cosmographie universalis, Mappae Europae etc.“, Frankfurt 1537 feststellt, daß der Kraichgau „... dann fast der edelleut ist“<sup>22</sup>). Die vielfach in Lebensverhältnissen zur Kurpfalz, dann auch zum Hochstift Speyer stehenden Kraichgauer Reichsrittergeschlechter hielten sich sehr oft in mehrere Linien zersplittert in diesem Gebiet. Zu den bekanntesten der einst 67 Adels-Geschlechter gehörten die Gemmingen, Mentzingen, Helmstatt, Venningen, Remchingen, Sickingen, Göler von Ravensburg, Flehingen, Berwangen, Neipperg, Massenbach, Ehrenberg und auch die Herren benachbarter Landschaften, wie die Hirschhorn und die Landschad von Steinach. So ist der östliche Kraichgau Adelsland, und allenthalben grüßen uns die Wasserschlösser, aber auch manche Höhenburgen. Der reichsfreie Adel war im Ritterkanton Kraichgau zusammengeschlossen, der sein stattliches Verwaltungsgebäude in Heilbronn hatte. Der bedeutendste Vertreter dieser reichsritterschaftlichen Herren des Kraichgaves war Franz von Sickingen; das Stammschloß dieses „uhralt Wohl Edel und Ritterlichen Geschlechtes“ zählte neben dem Anstich der Herren von Mentzingen zu den größten und interessantesten Wasserburgen des Kraichgaves. Das Wasserschloß der Herren von Mentzingen wurde noch in den letzten Kriegstagen des Jahres 1945 ein Opfer sinnloser Zerstörung. Verschwunden ist in dem Ort Sickingen auch die Tiefburg dieses großen Geschlechtes. Dagegen birgt das kleine St. Magdalenenkirchlein, das auf einem Muschelkalksporn im Schatten einer alten Linde thront, wertvolle Grabdenkmäler des Geschlechtes derer von Sickingen. Seine rheinische Heimat hatte Franz von Sickingen ja gerade die Idee mitgegeben, daß jetzt das Kaisertum und mit ihm das Reich am Rhein neu aufgehen müsse. Diese Bindung an die heimische Landschaft darf nicht übersehen werden, wenn wir nach dem Wesen Sickingens forschen. Ein Ritter im



*Idylle aus Zeutern in den 50er Jahren*

Foto: G. Uminger

Osten oder im Norden konnte nie die so überwältigende Idee des Reichsgedankens erleben, wie der im Südwesten des Reiches — in den einstigen Stammländern des Staufertums — verwurzelte Franz von Sickingen. Die alte Stauferstadt Wimpfen teilte das Schicksal so vieler Reichsstädte des Südwestens und verfiel in einen Dornröschenschlaf. Als hessische Staatsinsel an der Grenze von Baden-Württemberg gelegen, führte Wimpfen 150 Jahre lang verwaltungsmäßig ein Sonderdasein, nachdem die Reichsstadt Wimpfen mit den ebenfalls fränkischen Reichsstädten Heilbronn und Hall zum Schwäbischen Kreis gehört hatte, ein Beweis dafür, daß dieser durch die Länderreform Kaiser Maximilians geschaffene Reichskreis aus natürlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten heraus weit nach Norden ins Fränkische reichte. Ein stattlicher Waldbesitz von 150 Hektar erinnerte bis vor einigen Jahren in der im Vorland der Strom-

berglandschaft gelegenen Weinbaugemeinde Kürnbach an die recht eigentümlichen Kondominatsverhältnisse, als das Dorf noch gemeinsamer, ungetrennter Besitz mehrerer Herrscher war, und zwar zuletzt über ein halbes Jahrtausend der Regenten von Hessen beziehungsweise deren Sternenfelser Lehensleute und der Herren von Württemberg und anschließend der Großherzöge von Baden und des Hauses Hessen-Darmstadt — im Volksspott hier auch „Darm-Hessen“ genannt! Bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts erhielt sich dieses Kondominat, das im Gegensatz zu anderen derartigen Gebilden sogar die Stürme der napoleonischen Zeit überdauerte. Damals war Kürnbach zu zwei Dritteln hessisch und zu einem Drittel württembergisch bzw. später badisch. Die Markung blieb grundsätzlich ungeteilt, es gab also keinen geschlossenen hessischen oder württembergischen bzw. später badischen Markungsteil, die Landeszugehörigkeit der

einzelnen Parzellen richtete sich vielmehr nach der Staatszugehörigkeit des Besitzers. Wenn ein badischer Kürnbacher seinen Acker an einen hessischen Kürnbacher verkaufte, dann lag dieser plötzlich auf hessischem statt bisher badischem Boden und brachte nun „hessische“ Kartoffeln. Badische und hessische Häuser standen in Kürnbach unmittelbar nebeneinander. Denn auch die Häuser des Ortes waren nicht etwa straßenweise, sondern völlig wahllos unter beide Ortsherren verteilt. Bezog ein hessischer Kürnbacher ein zur badischen Ortsherrschaft gehörendes Haus, wurden er und seine Familie automatisch waschechte „Gelbfüßler“, wie man die Badener neckender Weise nannte. Ein Wohnungswechsel genügte also in diesem einmaligen Kuriosum zu Kürnbach, um die Staatsangehörigkeit zu ändern. Selbstverständlich hatte man auch zwei Bürgermeister, einen hessischen und einen badischen. Die stimmfähigen Einwohner wählten sechs Mitbürger, und zwar drei hessische und drei badische, von denen wiederum die Staatsregierungen beider Länder zwei zu Bürgermeistern ernannten. Die zwei Bürgermeister regierten jedoch nicht gleichzeitig. Vielmehr amtierte der Bürgermeister, der die meisten Stimmen auf sich hatte vereinigen können, zuerst drei Jahre lang, dann regierte der andere drei Jahre. Doch stand jeder Bürgermeister seiner Gemeindekasse unabhängig von dem anderen vor. Der regierende Bürgermeister hatte zusätzlich noch die Leitung der Kondominatskasse. Trotz diesen recht eigentümlichen Rechtsverhältnissen fühlten sich die Kürnbacher zur Zeit des Kondominats wohl und lebten friedlich. Zumindest die hessischen Kürnbacher brauchten nicht Soldat zu werden, denn Hessen hob in seinen Häusern zu Kürnbach keine Rekruten aus. Auch war Kürnbach geradezu ein Steuerparadies. Weder Baden noch Hessen erhoben in Kürnbach irgendwelche Landessteuern, und so waren die badischen und hessischen Kürnbacher von Kaufakzise, Bier-

steuer, Weinsteuern, Fleischsteuer, Erbschaftsteuer und Hundesteuer befreit. Daß die hessischen Kürnbacher nicht zum Landtag wählen durften, weil sie keine Staatssteuer zahlten, störte weiter niemanden, ganz im Gegenteil, unter allerlei Vorwänden versuchten immer wieder Auswärtige das Bürgerrecht des Kondominats zu erwerben, wogegen die Kürnbacher sich nur dadurch wehren konnten, daß sie niemanden in den Ort hineinließen, also den Zuzug verweigerten. Als vor rund sechzig Jahren die ersten Gerüchte über eine bevorstehende Auflösung des Kondominats den Ort erreichten, ließen die Kürnbacher nichts unversucht, um sich den hergebrachten Status weiterhin zu retten. Indessen wurde die letzte Entscheidung über ihren Kopf hinweg gefällt; die Gemeinde hat bei diesem Handel nur die Rolle des Objekts gespielt. Durch Staatsvertrag übernahm das Großherzogtum Baden 1905 die Hoheitsrechte über Kürnbach, während der ausgedehnte Waldbesitz von 150 Hektar weiterhin bei Hessen blieb. Vor wenigen Jahren erst wurde durch einen Austausch von Staatswäldern zwischen Baden-Württemberg und Hessen diese letzte hessische Enklave mitten in Baden beseitigt. Aber lebendig geblieben ist im Volksbewußtsein des Kraichgaus die Erinnerung an diese alten Zustände und Verhältnisse<sup>23</sup>). Seit alters her wollte so jede der unzähligen im Kraichgau Fuß fassenden Territorialmächte — die buntgefleckte Karte des alten Deutschen Reiches zeigt neben dem Hochstift Speyer, den Klöstern Maulbronn, Sinsheim und Odenheim noch die Kurpfalz, Baden-Durlach und Württemberg, nebst der zahlreichen Reichsritterschaft des Kraichgaus selbst, als Herren — aus verkehrsstrategischen Gründen die wichtigen Durchgangsstraßen im Kraichgau an mindestens einer Stelle beherrschen. Konnten die Territorialmächte keine der unzähligen Kleinstädte in ihre Gewalt bekommen, so bauten sie geeignete Dörfer als Sperrfesten aus, wozu neben dem



*Alt und Neu begegnen sich hier in Odenheim im schmiedeeisernen Schwanen-Wirtshausschild und der Grotta Azzura-Lichtreklame*

Foto: G. Umminger

württembergischen Unteröwisheim noch das nahegelegene baden-durlachische Münzesheim und das bischöflich-speyerische Rotenberg zählten. Die Bischöfe von Speyer wurden im Bruhrain Landesherrn und machten Bruchsal zu ihrer glanzvollen Residenz. Sie nahmen Waibstadt, Odenheim, Rotenberg, Kislau und Obergrombach in festen Besitz. Die Stadt Bruchsal führt in ihrem Wappen eine silberne Kugel zur Unterscheidung von Speyer und nicht etwa — wie der Volkshumor es ausdrücken möchte — als „Schandfleck“ für einen historisch gar nicht vorhanden gewesen Wald, der angeblich dem so berühmt berüchtigten „Brusler Dorscht“ des Grafen Kuno, der historisch auch nicht greifbar ist, zum Opfer fiel. Über den nördlichen Kraichgau richtete frühzeitig die Kurpfalz ihre Herrschaft auf, in Wiesloch, Sinsheim, Eppingen und Hilsbach, aber nicht zuletzt auch in Bretten — der zwischen

Kurpfalz und Württemberg heiß umkämpften „Kraichgaupforte“ —, Heidelberg und Weingarten. Der Chronist David Chytraeus — aus Menzingen, dem Sitz eines der ältesten Kraichgauer Adelsgeschlechter gebürtig und seinen guten deutschen Namen Kochhaf dem humanistischen Zug seiner Zeit entsprechend latinisiert — berichtet 1587 davon, wie die Handelsherren trotz der vielen Zollstationen wohl oder übel die Lücke zwischen Odenwald und Schwarzwald benutzen mußten, wenn sie aus Bayern und Schwaben, aus Ostfranken zum Rhein und zur Pfalz hin wollten: „Und ist der Craichgowe Eingang und Schlüssel der Pfaltz, da die Wahren von Venedig, Augspurg und Ulm dadurch auff Frankfurt, wie auch die Posten aus Spanien, Teutsch und Welschen Landen gehen.“

Was dem Kraichgau seine einzigartige Stellung im Landschaftsgefüge Südwestdeutsch-

lands gibt, ist eben seine überragende Verkehrsbedeutung. Wir gehen hier auf Hochstraßen der Römerzeit, auf mittelalterlichen Kaufmannswegen und staufischen Heeres- und Handelsstraßen; dann auf der Landstraße, welche die erste kaiserliche Überlandpost von Brüssel nach Innsbruck benützte, nachdem sie bei Speyer den Rhein überschritten hatte. An diese Thurn- und Taxissche Post erinnert noch so manches „Adler-Post“-Wirtshaus. Es kam der moderne Straßenbau, der seine Krönung im Abschnitt Karlsruhe — Pforzheim — Stuttgart der Autobahn fand, ohne allerdings die alte, kürzlich hervorragend ausgebaute Straße über Bruchsal und Bretten entwerfen zu können. Der Kraichgau war stets die Brücke, die von Rheinfranken nach Ostfranken, von der Kurpfalz nach Schwaben führte, und er bedeutet so heute die stärkste natürliche, kulturelle und politische Klammer im neuen Bundesland Baden-Württemberg. Seine gemeinsame kurpfälzische, bischöflich-speyerische, badische und württembergische Vergangenheit verleiht ihm diese besondere Stellung wie auch seine überragende Verkehrsbedeutung.

Der Ravensburger Chronist hielt sich um 1500 darüber auf, daß die Heilbronner und Wimpfener nicht Schwaben heißen wollten, sondern eben „Kraichgauer“, denn der Kraichgau liege doch in Schwaben! 400 Jahre später berichtete ihn der Heilbronner Historiker Moritz von Rauch, die Heilbronner und die Kraichgauer seien natürlich Franken. Seitdem Wilhelm Heinrich Riehl im Jahre 1857 sein berühmtes Charakterbild „Die Pfälzer“ veröffentlichte, ist schon viel über die Stammeseigentümlichkeiten dieses Volkstums geschrieben worden. Lobenswertes und Kritisches, Zutreffendes und Falsches. Immer wieder aber haben die Schwaben gespürt, daß sie bei den „Kraichgauern“ einer anderen Stammesart begegneten, und gar manche im Volksmund lebendig tradierte Anekdote spiegelt das Mißtrauen, das

zwischen den „falschen Franken“ und den „saugroben Schwaben“ herrschte. A. G. Kolb schrieb darüber: „Es bildete sich darüber im Volk eine feindselige Stimmung heraus. Ihr Untergrund war der alte Stammesgegensatz zwischen Franken und Schwaben, der in unzähligen Neckereien, Schwänken und Geschichten zutage tritt. Die Verschiebung der Landvogteigrenzen, welcher die Francia occidentalis zum Opfer fiel, das schroffe Vorgehen Württembergs, des zeitweiligen Inhabers der Landvogtei und seine Verdrängung aus diesem Paradies territorialer Wachstumsmöglichkeit hatte das feindliche Gefühl gewiß nicht gemildert. Besonders heftig mußte es werden, als es nicht mehr ins Allgemeine sich zu verlieren brauchte, sondern in dem Zwist der Pfalz und Württembergs die konkreten Vorgänge fand, an die es Tag um Tag anknüpfen konnte“<sup>24</sup>). David Friedrich Sauter, das arme Dorfschulmeisterlein von Flehingen, hat dann gar trefflich den Kraichgau als ein Land des sprachlichen und volksmäßigen Überganges geschildert, wo die Mundart stark pfälzischen Einschlag hat. So ist der „Pfälzer“ des Kraichgaves, dessen Art den Übergang vom oberdeutschen zum mitteldeutschen Volkstum darstellt, denn ein Franke im besten Sinn des Wortes. Wenn Wilhelm Heinrich Riehl, der Vater der deutschen Landes- und Volkskunde meint: „... der liebenswürdigste Zug der Pfälzer sei ihr Humor“, so zeigen Scherz und Witz denn auch sehr oft den Gegensatz zwischen Stadt und Land und zwischen den Ständen auf. So ist Eppingen als Marktflecken noch keine Stadt, aber auch kein rechtes Dorf mehr. Bis 1924 war Eppingen Bezirksamtstadt, und trotzdem sind die Eppinger noch recht zahlreich in der Landwirtschaft tätig. „Die reiche Gasse“ erinnert bis auf den heutigen Tag daran, daß hier wohlhabende Bauern sitzen, die der „Stadt“ noch heute das Gepräge geben und deren Vorfahren einst nach dem Dreißigjährigen Krieg aus der Schweiz eingewandert waren.

Von den rein bäuerlichen Orten der Nachbarschaft werden die Eppinger deshalb „liebervoll“ mit dem Necknamen der „Eppinger Halbherren“ bedacht. Es gehört mit zum Wesen dieses einfachen, freundlich heiteren, seiner Fachwerkbauten weithin berühmten Kraichgaustädtchens zwischen dem schicksalsdunklen Schwarzwald und dem sagenumwobenen Odenwald, daß die kulturelle Beflissenheit einer gesunden bürgerlichen Schicht sich mit der zähen Bauernart auseinanderzusetzen hat. Der Kreisstadt Sinsheim hat Goethe auf seiner Reise von Frankfurt in die Schweiz 1797 „das Ansehen eines heiteren Landstädtchens“ gegeben. Goethe zeichnete in diesem knappen Satz ganz vortrefflich das Lokalkolorit der Sinsheimer Amtsstadt zu dieser Zeit, denn immer war der Kraichgau ein reines Bauernland. Diese früher ausschließlich landwirtschaftliche Struktur des Kraichgaves und Sinsheims insbesondere kommt auch in der Ortsneckerei der „Sinsheimer Wetzstoispucker“ zum Ausdruck. Wenn die Amtsstädter im Stadtgraben oder auf ihren Feldern mähten, spuckten sie auf den „Wetzstoi“, den Wetzstein zum Schärfen der Sense, anstatt ihn, wie es ein rechter Bauer tat, im Wasser des angehängten „Kumpfes“ anzufeuchten.

Lange hat der Kraichgau an seiner Vergangenheit als reines Bauernland festgehalten. Doch mit dem beginnenden 20. Jahrhundert verschoben sich die Akzente gründlich. Die Kulturlandschaft des Kraichgaves empfing durch die Modernisierung und Technisierung der Landwirtschaft neue Impulse. Die Dreifelderwirtschaft mit Flurzwang kam in Wegfall, und das Prinzip der freien Fruchtfolge wurde eingeführt. Hierzu mußte jedes Grundstück durch Feldwege erschlossen werden, was in umfangreichen Flurbereinigungen auch geschah. Dennoch konnte die in ihren historischen Formen erstarrte Flureinteilung den modernen Anforderungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr genügen. Die Zersplitterung der Grundstücke ist zu

groß, um eine rationelle Bewirtschaftung zu ermöglichen. Daher sah und sieht sich der Staat veranlaßt, die historischen Flurformen zu zerschlagen und mittels der Landsiedlungsgesellschaften an den Peripherien der Gemarkungen neue und großflächige Wirtschaftsparzellen zu schaffen, die, mit modernen Einzelhöfen besetzt, die Gewähr für eine rationelle Bewirtschaftung bieten. So sind die Forderungen unserer Zeit andere geworden. Der Kraichgau ist in unseren Tagen aus seinem bäuerlichen „Dornröschenschlaf“ — der schwäbische Dichter Otto Rombach nannte den Kraichgau einmal „ein kaum entdecktes vergilisches Land“ — aufgewacht, den er im Schatten der Industrien von Mannheim, Heidelberg, Heilbronn, Bruchsal, Wiesloch, Durlach und Karlsruhe träumte. Mehr und mehr wird das 1200jährige Sinsheim Mittel- und Schwerpunkt eines handwerklich und industriell ausgerichteten Kreises. Dabei wird aber das Antlitz des Kraichgaves als eines Bauernlandes nicht ganz verwischt; man ist auch in dieser Beziehung nur mit der Zeit gegangen und Traktoren und Maschinen ersetzen vielfach die Arbeitskräfte, die in die allenthalben neu angesetzte Industrie abwanderten. Neben dem modernen Rebbau sind Zuckerrübenanbau und Spargel — Bruchsal ist der größte Spargelmarkt Europas geworden in den letzten Jahren! — als wichtigste Sonderkulturen zu nennen, während das Fuchsbaggerwerk zu Mingolsheim und die „British Nylon Spinners“ in Östringen als bedeutendste Industrieunternehmen herausgestellt werden müssen. Ob wohl auch schon Daniel Hartmann aus Mauer von dieser neuen Bedeutung seiner Kraichgauer Heimat etwas gehnt hat, als er am Abend des 21. Oktober des Jahres 1907 nach dem Fund des Unterkiefers des „Homo Heidelbergensis“ den in den Volkshumor des Kraichgaves eingegangenen Ausspruch tat: „Heit hawwich de Adam gunne . . .“

*Anmerkungen:*

1) Ratzel, Fr.: Glücksinseln und Träume. Gesammelte Aufsätze aus den Grenzboten, Berlin 1911.

2) Ratzel, Fr., a. a. O., S. 68.

3) Ratzel, Fr., a. a. O., S. 34/35.

4) Findeisen, H. K., Die Landschaft und ihre Entstehung, in: Der Kreis Sinsheim, Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen 1964, S. 61.

5) Becksmann, E., Natürliche Grundlagen. Erdgeschichte und Architektur der Landschaft, in: Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim, Band I, Heidelberg und Mannheim 1966, S. 24.

6) Becksmann, E., a. a. O., S. 24.

7) Ratzel, Fr., a. a. O., S. 72/73

8) Meyen, E. und Schmithüsen, J., Kraichgau, in: Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands, Zweite Lieferung, Remagen 1955, S. 202.

9) Metz, Fr., Das Werden des Deutschen Volkes, in dem von Haushofer, K. und Roessler, H. im Propyläen-Verlag, Berlin, herausgegebenen Werk, S. 375.

10) Hausrath, H., Zur Wald- und Siedelungsgeschichte Deutschlands, in: Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 112, 1936, S. 261.

11) Firbas, Fr., Waldgeschichte Mitteleuropas, I. und II., Band, Jena 1949 und 1952; derselbe, Spät- und nacheiszeitliche Waldgeschichte Mitteleuropas nördlich der Alpen, Band I, Jena 1949, S. 362 f.

12) Schlüter, O., Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit, Erstes Heft 1952, in den Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 63, S. 44.

13) Wahle, E., Die prähistorische Grundlegung der Kulturlandschaft am unteren Neckar, in: Heidelberg und die Rhein-Neckar-Lande, Fest-

schrift zum XXXIV. Deutschen Geographentag vom 4. bis 7. Juni 1963 in Heidelberg, S. 39.

14) Gradmann, R., Süddeutschland, Band 2, Die einzelnen Landschaften, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1956, S. 197.

15) Seiler, A., Studien zu den Anfängen der Pfarrei- und Landdekanatsorganisation in den rechtsrheinschein Archidiakonaten des Bistums Speyer, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 10. Band, Stuttgart 1959, S. 19.

16) vgl. hierzu Gehrig, Fr., Der Kraichgau. Landschafts- und Grafschaftsbezeichnung im Mittelalter, in: Kraichgau. Heimatforschung im Landkreis Sinsheim, Folge 1, 1968, S. 67—83.

17) vgl. hierzu Seiler, A., a. a. O., S. 30—52.

18) vgl. hierzu Boy, E., Unsere Heimat im Lorsch Codex — Erster Teil, in: Kraichgau, a. a. O., siehe oben, S. 84—99.

19) Metz, Fr., Sinsheim, in: Badische Heimat, 9. Jahrgang 1922, 1.—3. Heft, S. 138—145, bes. S. 140.

20) vgl. hierzu Vögely, L., Unteröwisheim im Wandel der Jahrhunderte, 1954.

21) vgl. hierzu Roegele, B., Fränkische Königshöfe, in: Der Landkreis Bruchsal, Verlag Heimat und Wirtschaft, Aalen 1968, S. 108 ff.; Haßler, A., Der Königshof, in: Der Landkreis Bruchsal, a. a. O., siehe oben, S. 159 ff.

22) Kolb, A. G., Die Kraichgauer Ritterschaft unter der Regierung des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, Dissertation phil. Freiburg i. Br., 1909, S. 1.

23) vgl. hierzu Becker, E., Geschichte des Konradinats zu Kürnbach bis 1598, in: Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge, Band IV, Heft 1.

24) Kolb, A. G., a. a. O., S. 34.

# Über den Löß im Kraichgau

Von Klaus Münzing, Freiburg i. Br.

Fährt oder wandert man, vor allem im Frühjahr oder Herbst, durch den Kraichgau, so beherrschen gelbliche und bräunliche Farbtöne die hügelige Felderlandschaft. In Hohlwegen und Straßeneinschnitten kommt ein hell- bis mittelgrauer, gelegentlich etwas gelber „Boden“ heraus. Dies ist der Löß. Wir befinden uns in einem typischen Lößgebiet und, wie die geologischen Karten zeigen, bedeckt er den größten Teil des Raumes.

Was ist nun Löß? Es handelt sich um ein Lockergestein, das während der Kaltzeiten des Eiszeitalters (Pleistozän, früher Diluvium genannt) aus den Schotterfeldern der Oberrheinebene ausgeblasen wurde. 1824 hat es erstmals ein Heidelberger Gelehrter unter seinem heute in aller Welt gültigen Namen beschrieben.

Osteuropäische Forscher vermuten zudem während der kalttrockenen Eiszeitphasen eine besondere Bodenbildung der anstehenden Gesteine, die sie als Verlöschung bezeichnen. Ihrer Meinung nach besteht zwar die Hauptmasse des Lößes aus ausgeblasenem Staub, daneben ist aber auch eine örtliche Komponente vorhanden.

Der Löß besteht im wesentlichen aus winzigen Quarzkörnern (Korngröße meist unter 0,06 mm), die mit einer Calcithaut überzogen sind. Dazu kommen Silikate, vor allem Feldspat. Sehr selten sind auch andere Minerale wie Zirkon, Hornblende, Rutil oder Magnetit festgestellt worden. Der Quarz ist mit einem Anteil von 60 bis 80 %, der Feldspat mit 10 bis 20 % und der Calcit ebenfalls mit 10 bis 20 % beteiligt.

Der leicht lösliche Carbonatgehalt bedingt die hohe Fruchtbarkeit des Lößes. Gegen die Oberrheinische Tiefebene zu wird der Löß grobkörniger (Sandlöß) und enthält Flugsandlagen. Es hat also eine Sortierung des ausgeblasenen Staubes während des Transports stattgefunden.

Zwei Analysen sollen ein Bild von der chemischen Zusammensetzung vermitteln (I Mauer, II Heilbronn a. N.):

	I %	II %
SiO <sub>2</sub>	52,38	61,30
Al <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	6,60	8,73
Fe <sub>2</sub> O <sub>3</sub>	2,75	3,75
MgO	2,85	3,38
CaO	16,81	8,28
Na <sub>2</sub> O	1,27	3,04
K <sub>2</sub> O	1,22	
P <sub>2</sub> O <sub>5</sub>	0,41	—
CO <sub>2</sub>	13,92	9,90
H <sub>2</sub> O	0,81	1,10

Unter dem Einfluß der Verwitterung, vor allem durch die kohlendioxidhaltigen Niederschläge und den Pflanzenbewuchs verliert der Löß seinen Kalkgehalt und der Feldspat geht in Tonmineralien über. Es entsteht Lößlehm von dunkelbrauner oder rotbrauner Farbe. Im Kraichgau führt er immer wieder dunkelbraune Bohnerzkügelchen. Sie und die braune Farbe sind auf das neugebildete Brauneisen zurückzuführen. In einem Lößprofil sind die Verlehmungszonen, zumal wenn sie von Lößkindelhorizonten (s. u.) unterlagert sind, wichtige Zeitmarken. Sie bedeuten nämlich, daß die Ablagerung eines kaltzeitlichen Lößes aufgehört hat. Auf dem Sediment entstand ein Boden von der Art eines heutigen Waldbodens, also dichte Bewaldung. Das war nur in einer Warmzeit (Zwischeneiszeit) möglich. In Heilbronn-Böckingen sind z. B. unter dem heutigen Boden noch zwei mächtige, rotbraune Verlehmungshorizonte mit Lößkindeln an der Basis dem Lößprofil eingeschaltet und dokumentieren damit zwei Warmzeiten.

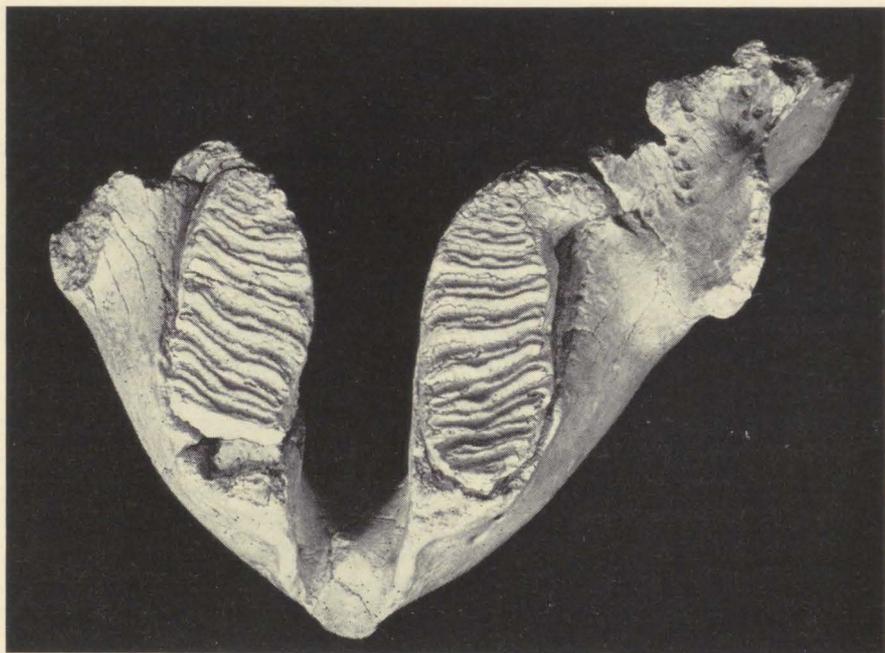
Während die Warmzeiten günstigenfalls nur durch Verlehmungszonen vertreten sind,

hat das kaltzeitliche Klima mehr Spuren hinterlassen. War es kalt und trocken, wurde der normale Löß (äolischer oder Windlöß) abgelagert. In feuchten Abschnitten entstanden Fließerden, Fließlöße und Naßböden. Trockene, jedoch nicht so kalte Zeiten lassen sich aus schwarzen, humusartigen Zonen erschließen.

Bei kaltzeitlichem, feuchtem Klima sättigte sich der Untergrund mit Wasser, das gefror. Im Sommer taute die oberste Schicht auf und floß schon bei sehr geringer Geländeneigung hangab. Die Fließbildungen führen Bestandteile des tieferen Untergrundes — im Kraichgau oft Gipskeuperblättchen —, Lößkindel, Lehmfetzen, Bohnerzkügelchen und anderes mehr. Den Fließerden fehlt an der Basis ein Lößkindelhorizont, und sie sind oft in Flasern und Fetzen aufgespalten. Fließlöß ist oft geschichtet. Naßböden sind Zonen mit ockergelber Verfärbung und hellgrauen Flecken.

Nach einer Warmzeit wurde das Klima zunächst kalt-feucht, und es entstanden am Beginn jeder Kaltzeit Fließerden, d. h. der oberste Teil der Verlehmungszone wurde durch Bodenfließen transportiert. Nur bei genauer Untersuchung ist die meist ebenfalls rotbraune oder braunrote Fließerde von der liegenden, an Ort und Stelle als Boden entstandenen Verlehmungszone zu unterscheiden, zumal der Übergang oft kontinuierlich ist. Erst später, d. h. höher im Profil, erscheint der Löß. War das Klima feucht, geriet er ebenfalls ins Fließen (Fließlöß), bei trockenem Klima blieb seine normale Krümelstruktur erhalten. Feuchte und trockene Zeiten wechselten in einer Kaltzeit mehrmals miteinander ab.

Unter den Lößeinschlüssen sind besonders auffallend die „Lößmännchen“ oder „Lößkindel“. Es sind Kalkkonkretionen, die bei der Entkalkung der oberen Partien des Gesteins durch die Niederschläge im tieferen



*Mammutunterkiefer. Meistens werden nur die auffälligen Backenzähne aufbewahrt*

Foto: Owsianowski



*Lößkindel aus Fließlöß mit vielen Einschlüssen. Die größte Breite beträgt 10 cm*

Foto: Owsianowski

Teil wieder ausfallen. Besonders intensiv ist die Entkalkung unter den heutigen oder früheren Landoberflächen. Manchmal haben sich die Lößkindel zu richtigen Kalkbänken zusammengeschlossen. Lagenweise findet sich häufig „Kalkschrot“, auch „Ameiseneier“ genannt. Es sind rundliche, glatte Gebilde in der Größe eines größeren Jagdschrotes, doch kommen auch Hohlkugeln, gestreckte oder gekrümmte Konkretionen, Kristalle und Kristallgruppen vor. Sie bestehen aus Calcit und sind organischen Ursprungs; ein Teil entstand wahrscheinlich im Inneren von Pflanzen, andere sind vielleicht Reste von Regenwürmern. Auch Nacktschnecken hat man schon als Erzeuger in Anspruch genommen. Wurzelröhrchen von Pflanzen sind die z. T. außerordentlich häufigen, mm- bis cm-starken, weißen Kalkröhrchen. Die vielen weißen Schneckenschalen verhalten dem Löß auch zu dem volkstümlichen Namen „Schneckenhäuselboden“. Bohnerzkügelchen und Lokalmaterial aus dem tieferen, älteren

Untergrund wurden bereits erwähnt. Das Bohnerz war vor etwa dreißig Jahren Gegenstand bergbaulicher Untersuchungen, doch lohnte nirgends der Abbau. Es gibt auch tertiäre (pliozäne) Bohnerze, die sich als umgelagerte Produkte ebenfalls im Löß und den daraus entstandenen Gesteinen finden.

Die Lebewelt des Lößes kam nur in Resten auf uns. Der spärlichen, nicht näher bestimmbar Pflanzenreste wurde oben schon gedacht. Es sei nachgetragen, daß in Analogie zu anderen Gebieten auch Pollen zu erwarten sind und Holzkohlestückchen auf kleinere Gebüschgruppen hinweisen.

Landschnecken bilden die Hauptmasse der Fossilien. Doch sind es nur wenige Arten in zahlreichen Stücken. Gegenüber der gleichzeitigen Molluskenfauna des Rheintals, bzw. der Vorbergzone, ist eine sehr deutliche Verarmung festzustellen. Das bedeutet, daß der Kraichgau in den Kaltzeiten ein wesentlich ungünstigeres Klima hatte als das Rheintal.

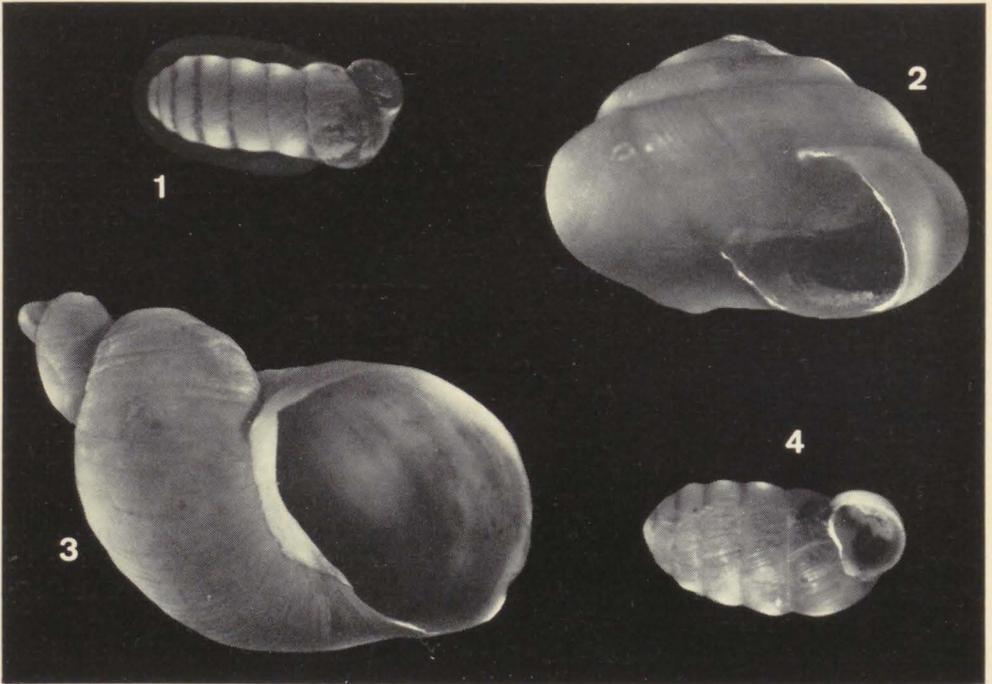
Wahrscheinlich waren die Gegensätze größer als heute.

Immer wieder sind die drei klassischen Lößschnecken *Trichia hispida*, *Succinea oblonga* und *Pupilla muscorum* anzutreffen. Dazu kommt gelegentlich *Helicigona arbutorum*, *Vallonia costata*, *Columella columella* und eine Nacktschnecke bzw. deren kalkiges Rückenschild. Die humusartigen Zonen werden durch *Helicopsis striata* charakterisiert. Insgesamt mögen etwa 20 Arten bekannt sein.

Manche Lößpartien sind ganz schneckenfrei, was auf äußerst ungünstige Lebensbedingungen hindeutet. Günstigere Verhältnisse bringen eher eine Erhöhung der Stückzahlen als eine Vermehrung der Arten. So wurden z. B. aus einem Fließlöß von Gochsheim 568 Schalen ausgeschlämmt. Auf die

oben erwähnten drei wichtigsten Arten entfielen 562 Schalen, weitere drei Arten waren durch zusammen 6 Schalen vertreten.

Säugerfunde kommen bei intensiver Beobachtung überall zu Tage, doch sind sie vor allem aus der näheren und weiteren Umgebung von Heilbronn a. N. und von Mauer bekannt geworden. Am häufigsten sind Mammutreste, ferner wurden solche von Wollnashorn, Ren, Wildpferd, Wildrind, Fuchs, Halsbandlemming, Wühlmäusen, Steppeniltis, Maulwurf, Ziesel, Hasen, Edel- und Riesenhirsch sowie Wildgans und Schneehuhn geborgen. Bei dem heute üblichen maschinellen Abbau in den Ziegeleien werden Fossilien gerne übersehen. Krotowinen sind Lebensspuren, d. h. wieder ausgefüllte Gänge grabender Tiere. An einer frisch abgestochenen Profilwand sind es



- 1 *Columella columella*. Die Höhe beträgt etwa 3,5 cm  
2 *Trichia hispida*. Die Breite beträgt etwa 6 cm  
3 *Succinea oblonga*. Die Höhe beträgt etwa 8 cm  
4 *Pupilla muscorum*. Die Höhe beträgt etwa 3,5 cm

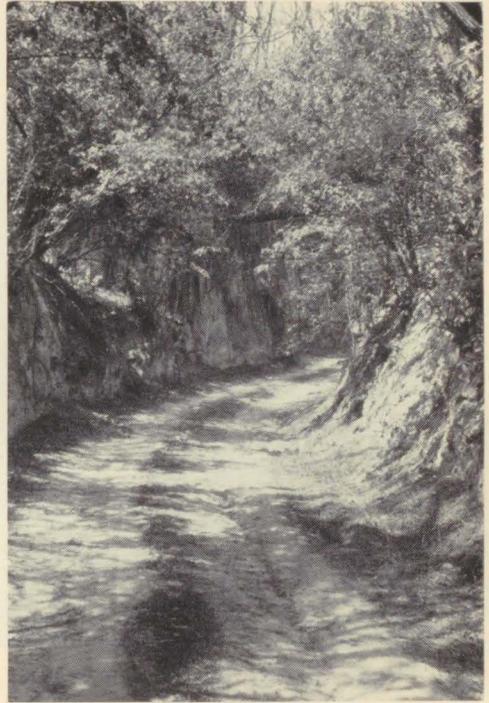
Foto: Owsianowski

etwa faustgroße ründliche Gebilde, die durch eine von der umschließenden Schicht abweichende Füllung auffallen.

Aus diesen Befunden ergibt sich zusammen mit Ergebnissen aus anderen Räumen, daß die Lößlandschaft eine Gras- und Kräutersteppe war, in der nur an wenigen geschützten Plätzen hin und wieder anspruchslose, niedrige Büsche wuchsen. Sie wurde vom altsteinzeitlichen Menschen durchstreift, dessen Feuerstellen gelegentlich überliefert sind. Geräte bargen die Lößprofile von Heilbronn-Böckingen und Heilbronn-Neckargartach.

Die Lößlandschaft hat heute kein Gegenstück auf der Erde. Man kann sie nicht einfach mit einer polaren Tundra gleichsetzen. Die südliche Lage unseres Gebietes gegenüber den heutigen Tundrangebieten bewirkt Unterschiede in der Sonnenhöhe, der Länge der jahreszeitlichen Vegetationsperioden usw. Von den drei häufigsten Lößschnecken kommt nur *Pupilla muscorum* in der Tundra vor, von den anderen erwähnten Formen sind *Vallonia costata* und *Columella columella* dort heimisch (letztere fehlt im Gegensatz zu den erwähnten Arten im außeralpinen Mitteleuropa). *Helicopsis striata* lebt in den europäischen Steppen, aber auch in Mitteleuropa. Die Säuger vermitteln ein ähnliches Bild: Neben ausgestorbenen und polaren Arten finden sich Vertreter der heute Mitteleuropa oder die östlichen Steppen bewohnenden Fauna.

Die zeitliche Einstufung des Lößes und der ihn begleitenden Bildungen (Fließbildungen, Verlehmungszonen usw.) ist schwierig. Da das Eiszeitalter eine noch nicht genau bekannte Anzahl von Kalt- und Warmzeiten umfaßt, gibt es dementsprechend verschiedenalterige Löße und Verlehmungszonen. Nur in größeren Aufschlüssen kann mit Hilfe der Geologie, Paläontologie, Bodenkunde und evtl. der Urgeschichte dieses Problem angegangen werden. Nach den bisherigen Untersuchungen sind für den Kraich-



Weidenjeshöhle Odenheim

Foto: G. Umminger

gau drei Löße mit zwei trennenden Verlehmungszonen gesichert. Der oberste, oft sehr helle Löß, gehört in die Würmeiszeit, die darunter folgende Verlehmungszone in die Riß/Würm-Zwischeneiszeit. Die beiden tieferen Löße könnten in die Rißeiszeit, welche dann durch eine Warmzeit in eine Riß I- und Riß II-Eiszeit aufgeteilt werden müßte, oder in die Riß- und Mindeleiszeit gestellt werden. Auf den geologischen Spezialkarten gliederte man seit den 90er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in

- Jüngerer Lößlehm
- Jüngerer Löß
- Älteren Lößlehm
- Älteren Löß
- Ältesten Lößlehm

was aber nur noch historisches Interesse hat.

Eine Unterscheidung der zeitlich verschiedenen Löße usw. im Felde, wie sie zu Beginn



Terrassen zwischen Zeutern und Odenheim (Markung Odenheim)

Foto: G. Umringer

der Lößforschung versucht wurde und auf den geologischen Spezialkarten dargestellt ist, hat sich als unmöglich erwiesen. Es ist auch nicht so, daß die drei Löße in allen Aufschlüssen auftreten müßten. So zeigt z. B. heute die große Grube der Ziegelei in Gohsheim oben einen Würmlöß, darunter eine Verlehmungszone mit Krotowinen (Riß/Würm-Zwischeneiszeit) und tiefer eine reich gegliederte, jedoch vorläufig nicht einstuftbare Folge von Fließerden, Fließlehmen, verschwemmten Lößkindeln und ähnlichen allochthonen Bildungen. Zu unterst wird ein blauer und grauer Ton mit vielen Pflanzenresten abgebaut, der wahrscheinlich in eine mittel- oder altpleistozäne Warmzeit gehört.

Die Lößforschung ist heute ein Spezialgebiet geworden, in dem Geologen, Mineralogen, Bodenkundler, Paläontologen und Paläobotaniker zusammenarbeiten. Sie hat nicht nur die Entstehung und kaltzeitliche Stellung ihres Untersuchungsobjektes geklärt, sondern ist ein wichtiger Zweig der

gesamten Eiszeitforschung geworden. Der Kraichgau wurde allerdings nur hin und wieder berücksichtigt. Die Lößserie über den Sanden von Mauer hat zeitweise sehr große Beachtung gefunden, da die liegenden Sande den weltberühmten *Homo heidelbergensis* geliefert haben. Der Mangel an geeigneten Aufschlüssen ließ den Kraichgau zu keiner größeren Bedeutung in der modernen Lößforschung kommen. Nach heutigen Methoden sind im Augenblick nur die Profile der Ziegelei Heilbronn-Böckingen und Biberach/Lkr. Heilbronn bearbeitet.

Der bis 20 m mächtige Löß prägt nicht nur durch seine Fruchtbarkeit, sondern auch durch seine mechanischen Eigenschaften die Kulturlandschaft. Er ist einerseits standfest, andererseits wird er aber schnell durch das Wasser aufgeweicht und abgespült. Die Namen der Bäche Dreckwalz und Leimbach weisen auf die großen Lößmengen hin, die das Wasser abführt. Die vielen Hohlwege sind oft nicht alt. War einmal ein Weg vor-

handen, so schlammten die Niederschläge den vom Verkehr bereits gelockerten Löß ohne weiteres ins Tal. In Zeutern wurde ein Hohlweg in 80 Jahren um über 8 m vertieft. An der Grenze Ackerland/Wald liegt oft eine kleine Stufe (Waldrandstufe), welche den rascheren Fortschritt der Abtragung auf dem Ackerland zeigt. Um die Abschwemmung zu verzögern, hat man wie in anderen Lößgebieten Terrassen angelegt. Sie fallen allerdings z. T. der Flurbereinigung zum Opfer. Nach Gewitterregen sind Straßen durch den abgetragenen Löß unpassierbar. Man hat ausgerechnet, daß im Einzugsgebiet der Dreckwalz mindestens 83 t/km<sup>2</sup> im Jahr abgetragen werden (SCHOTTMÜLLER). Der Schwemmlöß kommt in den Tälern zur Ruhe oder wird in die Rheinebene transportiert. In den Tälern liegt er gelegentlich über historischen Resten, was sein geringes Alter zeigt.

#### *Aus der Literatur*

Freising, H.: Neue Altsteinzeitfunde aus Nordwürttemberg und ihr erdgeschichtliches Alter. — Fundber. aus Schwaben, N. F. 14, S. 7—27, Stuttgart 1957.

Freising, H.: Neues zur Altsteinzeit Nordwürttembergs. — Fundber. aus Schwaben, N. F. 16, S. 12—21, Stuttgart 1962.

Freudenberg, W.: Diluvium und Pliocän im Kraichgau bei Bruchsal. — Jahrber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 5, S. 129—133, Stuttgart 1916.

Geologische Spezialkarte des Großherzogtums Baden mit Erläuterungen. — Der Kraichgau ist vollständig 1 : 25 000 kartiert, doch sind Karten und Erläuterungen vergriffen.

Meigen, W. & Schering, H. G.: Chemische Untersuchungen über Löß und Lehm aus der oberrheinischen Tiefebene. — Mitt. großherzogl. badischen geol. Landesanstalt, 7, S. 643—669, Heidelberg 1914.

Münzing, K.: Der Löß im Kaiserstuhl und Tuniberg. — Badische Heimat, 51, H. 1/2, S. 17 bis 21, Freiburg i. Br. 1971 ((1971 a) (mit Literatur)).

Münzing, K.: Pleistozäne Molluskenfaunen aus dem Heilbronner Raum. — Jh. geol. Landesamt Baden-Württemberg, 13, S. 151—163, Freiburg i. Br. 1971 (1971 b).

Pfeiffer, W., Heubach, K.: Geologie von Heilbronn. — Erdgesch. landesk. Abh. Schwaben und Franken, 12, 151 S., Oehringen (Rau) 1930.

Schmidt, K. G.: Über bohnerzführendes Tertiär und Diluvium im Kraichgau. — Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 30, S. 48—91, Stuttgart 1941.

Schottmüller, H.: Der Löß als gestaltender Faktor in der Kulturlandschaft des Kraichgaues. — Forsch. zur dtsh. Landeskunde, 130, 96 S., Bad Godesberg 1962.

Soergel, W.: Die geologische Entwicklung der Neckarschlinge von Mauer. — Palaeont. Z., 15, S. 322—341, Berlin 1933.

Wild, H.: Geol. Karte Baden-Württ. 1 : 25 000, Erl. Bl. 6821 Heilbronn, 183 S., Stuttgart 1968.

Wurm, A.: Über eine neuentdeckte Steppenfauna von Mauer a. d. Elsenz (bei Heidelberg). — Jber. u. Mitt. oberrh. geol. Ver., N. F. 3, H. 1, S. 62—78, Stuttgart 1913.

# Die Kraichgaustädte Bretten, Bruchsal, Eppingen und Waibstadt

## Ein Streifzug durch ihre Geschichte und „Verwaltungsgeschichte“

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

So verschiedenartig und vielgestaltig wie die Territorialgeschichte der Städte und Städtchen Südwestdeutschlands war, so unterschiedlich waren auch die Zuständigkeitsbereiche ihrer Verwaltung und Verfassung. Selbst innerhalb der reichsunmittelbaren und der landesherrlichen Gründungen unter sich konnte man schon im Spätmittelalter Schattierungen wechselnder Färbung feststellen. Bei den wirtschaftlich bedeutenderen Städten hatte sehr oft die Stellung der Zünfte zu der Obrigkeit eine Rolle gespielt, bei den Landstädtchen zeigten sich soziale Spannungen, wie sie beispielsweise während des Bauernkrieges in Erscheinung traten. Interessensgegensätze, erkennbar etwa bei Gemeinden die einem Kondominat angehörten oder die in das Schußfeld religiöser Auseinandersetzungen gerieten, spiegelten sich auch im inneren Gefüge der städtischen Organisation wider. In unserem Falle waren es hauptsächlich die Kurpfalz, das Fürstbistum Speyer und verschiedene Reichsritterschaften, die, geschichtlich gesehen, dem Kraichgau und seinen Städten ihr Gepräge gaben.

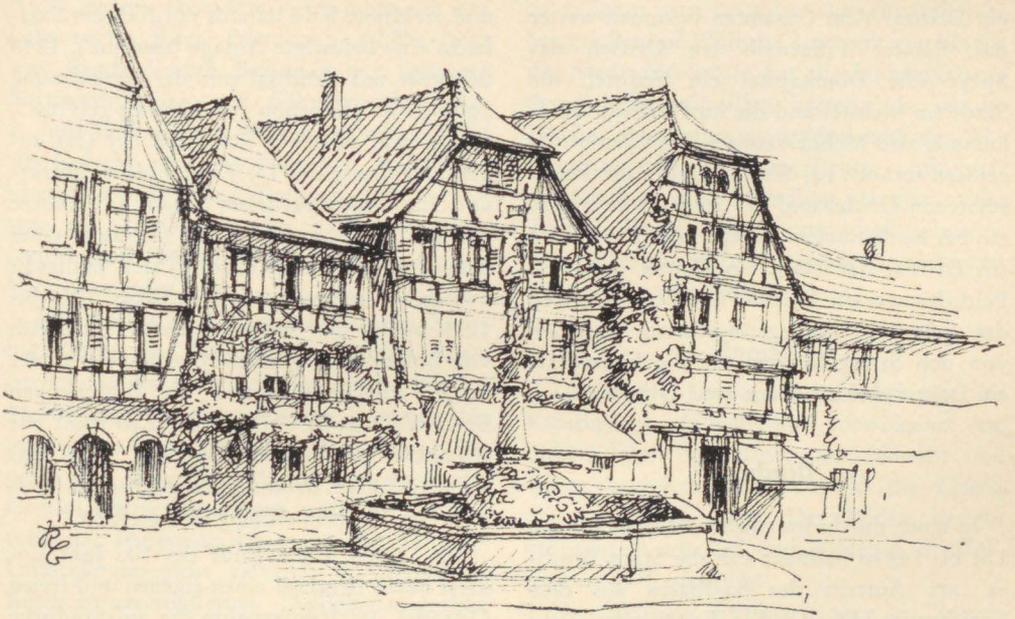
### Bretten

Bretten liegt im südöstlichen Teil des Kraichgauer Hügellandes, am rechten Ufer des Saalbachs beim Einfluß des Krebsbachs. Die ältesten Teile der Siedlung wurden an einem Abhang gebaut, da früher die Talsohle im Süden sumpfig war. Der Boden besteht vorwiegend aus kalkhaltigem Lehm und Lößlehm. Die anfängliche Ortssiedlung, damals im Besitz des Klosters Lorsch bzw. des Bistums Metz, wurde bereits 766 als zum Enzgau und 771 als zum Kraichgau gehörig erwähnt. Im Jahre 1109 als Vorort der Kraichgaugrafen von Lauffen und um 1120

als Marktflecken nachgewiesen, fiel Bretten 1219 an die Grafen von Eberstein. Das Stadtrecht dürfte die Gemeinde vor 1282 verliehen bekommen haben.

Durch Heirat der Tochter Eberhards IV. von Eberstein kam Graf Heinrich II. von Zweibrücken Mitte des 13. Jahrhunderts in den Besitz von Bretten. 1302 war die Stadt zum Teil Austragungsort der Auseinandersetzungen zwischen dem speyerischen Bischof Sigibodo II. und der Stadt Speyer. Otto von Zweibrücken-Eberstein tauschte 1314 mit seinem Vetter Heinrich I. von Eberstein die Stadt Bretten gegen Gochsheim und Oberöwisheim aus. 1335 erwarb Markgraf Rudolf IV. von Baden die Stadt auf Wiedereinlösung, um sie 1339 für 4400 Pfund Heller an den Pfalzgrafen Ruprecht I. zu verpfänden. Nachdem 1349 die Grafen Ottmann und Berthold von Eberstein um 7900 Pfund Heller ihre restlichen Anteile an die Pfalz abtraten und zugleich auf das Recht der Wiedereinlösung verzichteten, wurde Bretten, das sehr wahrscheinlich schon Amt der Ebersteiner war, 1349 Sitz eines pfälzischen Oberamts. Bei der Teilung 1410 wurde der Ort Kurfürst Ludwig III. zugesprochen.

1463 verzichtete Württemberg auf alle Lehenschaften, die ihm bisher an Kirchen und Pfründen in Bretten noch zugestanden hatten. 1504 während des Bayerischen Erbfolgekrieges belagerte der junge Herzog Ulrich von Württemberg drei Wochen vergeblich die Stadt. Im Bauernkrieg 1525 wurde Bretten erfolgreich gegen die aufständischen Bauern des Kraichgaus verteidigt. Während des Dreißigjährigen Krieges nahmen 1632 die Kaiserlichen unter Ossa und Montecuculi Bretten ein und zerstörten es teilweise. 1644 befand sich die Stadt in der Gewalt der



Marktplatz von Bretten

Zeichnung von R. Belln, Karlsruhe

Franzosen und im folgenden Jahr 1645 wieder im Besitz der kaiserlichen und bayerischen Truppen.

Im Orleansschen Krieg wurde Bretten am 13. August 1689 durch die Franzosen bis auf einzelne Häuser — darunter das reformierte Pfarrhaus und die Stadtkirche — eingeäschert. 1697 ließ der kaiserliche General d'Ogilvy die Befestigungsanlagen zum größten Teil sprengen, um feindlichen Truppen keinen Rückhalt zu bieten. 1803 kam Bretten an Baden. Unter badischer Oberhoheit versah die Stadt bis zum 1. Oktober 1936 die Funktion eines Amtssitzes.

Als Vertreter der Herrschaft amtierte der vom Amtmann beaufsichtigte und seit 1313 erwähnte Schultheiß, dem Rats- und Gerichtsmitgliedern zur Seite standen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts versahen ein, manchmal auch zwei Bürgermeister die Geschäfte der Stadtverwaltung. Anfang des 19. Jahrhunderts führte der Vorsitzende der Stadtverwaltung die Bezeichnung Oberbürgermeister. Bei Neubesetzung des Bürger-

meisterpostens schlug das Gericht zwei Anwärter aus seinen eigenen Reihen vor, unter denen das Oberamt die Auswahl traf. Mehrere Ratspersonen und der Stadtschreiber vervollständigten den Stadtrat.

Die Hochgerichtsbarkeit war immer landesherrschaftlich. In der Nähe der Stadt befand sich bis nach 1740 der peinliche Richtplatz des Oberamtes Bretten. Die Niedergerichtsbarkeit unterstand der Befugnis des Stadtgerichts unter Vorsitz des Schultheißen bzw. auch des Oberamtmannes. Das Untergängergericht (Feldvermessung) bestand aus vier vom Gericht eingesetzten Personen, von denen eine aus dem Rat und drei — darunter zwei Feldmesser — aus der Gemeinde ernannt wurden.

An Steuern wurden die herkömmlichen herrschaftlichen Abgaben erhoben. Für den großen Zehnten war Ende des 18. Jahrhunderts das abgabepflichtige Ackerland in drei Bezirke eingeteilt. Die geistliche Verwaltung erhielt vom ersten den Vorzehnten, vom zweiten den Dreißigsten und vom Rest

ein Drittel. Vom Gesamten bekamen weiter das Kloster Frauenalb ein Drittel, das Speyerische Domkapitel ein Sechstel, die Stadt ein Sechstel und die kurfürstliche Hofkammer den Meßnerzehnten. Von den Strafgeldern standen bei Waldeinungen der Herrschaft ein Drittel und der Stadt zwei Drittel zu; bei Feldeinungen dagegen der Herrschaft ein Drittel, der Stadt ein Drittel und dem Feldschützen ein Drittel. Bei Übertretungen der geltenden Metzgereiordnung entfielen von den Strafgebühren auf die Herrschaft ein Drittel und die Stadt zwei Drittel.

### Bruchsal

In einer durchschnittlichen Höhenlage um 114 bis 144 m befindet sich die Stadt Bruchsal am Austritt des Saalbachs aus dem Kraichgauer Hügelland in die Oberrheinische Tiefebene, teils auf Hügeln, teils in der Rheinebene. Die Entfernung zum Rhein beträgt nur 16 km. Der höchste Punkt des nördlichen Gemarkungsteils im Gewann Eisenhut wird mit 221 m, der des südlichen Gemarkungsteiles im Gewann Weißer Weg mit 244 m festgestellt. Der Boden setzt sich vorwiegend aus kalkhaltigem Lehm, Muschelkalk und Löß zusammen.

Ihren Ursprung führt die Stadt auf einen 976 erstmals genannten fränkischen Königshof „Bruohsele“ zurück, dem mehrere Gebäude, Güter und Waldungen zugehörten. Er war auch häufiger Aufenthaltsort der Kaiser Otto II. und Otto III. Der südlich des Saalbachs gelegene Hof befand sich zeitweise im Besitze des Klosters Weißenburg. Bereits 1002 war die angehende Siedlung zu einem Vorort des Bruhrains angewachsen. 1056 schenkte Kaiser Heinrich III. die Hof-siedlung dem Bistum Speyer, bei dem sie praktisch bis zur Säkularisation 1803 und dem Anfall an Baden verblieb.

Um 1188 löste Bischof Ulrich II. Graf von Rechberg um 400 Mark Silber noch bestehende Vogteirechte der Calwer Grafen ab

und errichtete bald danach nördlich des Saalbachs eine befestigte Anlage (castrum). 1248 begegnet uns Bruchsal mit der Bezeichnung „oppidum“ und schon vor 1298 als „civitas“, was darauf schließen läßt, daß der Ort ungefähr Anfang des 13. Jahrhunderts Markt- und Stadtrechte verliehen bekam. Im Schutze der Burg entstanden so die Anfänge einer neuen Stadtsiedlung nördlich des Saalbachs zwischen Angelbach und Krottbach. 1277 bis 1279 weilt der Speyerer Bischof Friedrich von Bolanden mit seinem Domkapitel in der Stadt. Allerdings waren die Beziehungen Bruchsals zum Bistum in jener Zeit nicht nur friedlicher Natur. Wurde doch 1328 das widerspenstige Bruchsal durch Bischof Walram von Veldenz erobert und zerstört.

Im 13. bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts besaß Bruchsal einen eigenen und freien Ortsadel. 1502 unternahm die aufständische Bauernbewegung des sogenannten „Bundschuh“ einen mißglückten Handstreich auf die Stadt. Während des Bauernkrieges 1525 wurde Bruchsal von den erneut sich erhebenden Bauern besetzt und noch im gleichen Jahre durch Kurfürst Ludwig V. von der Pfalz wieder entsetzt. 1609 überfiel der Pfälzer Kurfürst Friedrich IV. Bruchsal, um dort gefangengesetzte Odenheimer Bürger zu befreien. In die Wirren des Dreißigjährigen Krieges war die Stadt mehrmals verwickelt; so befand sie sich 1621 in der Gewalt Ernst von Mansfelds, 1622 im Besitze der Kurpfalz, wurde jedoch in demselben Jahre von Speyer zurückgewonnen. Im Frühjahr 1632 hatten sie die Schweden besetzt. Selbst nach dem Kriege mußten die Bruchsaler 1651 einen französischen Überfall erdulden.

Auch in den Kriegen des letzten Viertels des 17. Jahrhunderts blieb Bruchsal nicht verschont. So besetzten 1674 Franzosen, 1675 Reichstruppen, 1676 wiederum Franzosen die Stadt, die in diesem Jahre auch teilweise zerstört wurde. Schlimmer erging es ihr einige Jahre später, als am 10. August 1689 die Franzosen die Stadt völlig in

Asche legten. Trotzdem behauptete sich der Lebenswille ihrer Bewohner. 1720—1803 war Bruchsal auch Residenz der Speyerer Fürstbischöfe bis zur Säkularisation. Am 2. Juni 1849 erlebte Bruchsal in seiner Nähe ein Gefecht zwischen badischen Aufständischen und preußischen Truppen. 1846—1864 war die Stadt Sitz des badischen Hofgerichts und 1864—1871 beherbergte sie den Verwaltungshof.

Das städtische Gericht bildete im Spätmittelalter der Schultheiß mit den Ratsherren, die auch als Schöffen amtierten. An Markttagen unterstanden die Besucher der städtischen Rechtsprechung. Vier Untergänger, vom Rat gewählt, überwachten die Grundstücksvermessungen und die Einhaltung der baupolizeilichen Vorschriften; als Untergängergericht sprachen sie Urteil in Eigentumsstreitigkeiten. Appellationsgericht war das fürstbischöfliche Hofgericht. Die Hochgerichtsbarkeit unterstand allein der Landesherrschaft.

An der Spitze des Rates stand der vom Bischof eingesetzte Schultheiß, der seit 1216 in den Akten belegt ist. Die Ratsherren wurden zwar von den Bürgern gewählt, doch waren die Gewählten von der bischöflichen Zustimmung abhängig. Der Rat wählte aus seiner Mitte einen Bürgermeister, der die Stadtkasse verwaltete. Bei Beratungen über innere Angelegenheiten der Stadt schied der Schultheiß vorübergehend aus. Die Ämter waren mit Ausnahme des Stadtschreibers ehrenamtlich. Der Einfluß der Zünfte auf die Stadtverwaltung blieb gering. Zu wiederholten Malen erkannte die Bürgerschaft die völlige Abhängigkeit der Stadt von den Fürstbischöfen von Speyer ausdrücklich an. Trotzdem geriet die Stadt, als sie seit 1720 Residenz geworden war, mit den bischöflichen Landesherrn verschiedentlich in Streit wegen deren Baupläne, so z. B. wegen der neuen Stadtummauerung 1780—1785.

Die Bruchsaler mußten die üblichen herrschaftlichen Abgaben wie Bede, Ungeld, Tor-

geld, Zehnt usw. bezahlen. Am 26. Juli 1622 belegte Bischof Philipp Christoph von Sötern die Stadt zur Strafe für die Unterstützung des Feindes mit allen Lasten, wie sie die Dörfer des Bruhrains tragen mußten: Abzug, Sterbfall, Leibzins, Ernte- und Fastnachtshühner u. a. Allerdings war der größte Teil der Bevölkerung zuvor schon leibeigen. Die Leibeigenschaft wurde für Bruchsal erst 1798 völlig aufgehoben.

## Eppingen

Die Stadt Eppingen befindet sich im Kraichgauer Hügelland, vorwiegend am linken Ufer der Elsenz, im Norden und Osten begrenzt durch den in die Elsenz mündenden Hilsbach. Der Boden besteht größtenteils aus Löß und Lößlehm, die Tal-  
seite ist z. T. sumpfig.

Die Siedlung Eppingen war als kaiserliches Kammergut im 10. Jahrhundert Reichsbesitz. Im Jahre 985 bekam das Domstift Worms von Kaiser Otto III. Besitzungen „in villa Eppingon“. 1057 belehnte Kaiser Heinrich IV. den Bischof Konrad von Speyer mit einem Gut in dem reichsunmittelbaren Dorf. 1219/20 wurde Eppingen von Kaiser Friedrich II. zusammen mit Laufen und Sinsheim um 2300 Mark lötigen Silbers an Hermann V. von Baden verpfändet.

Nachdem das Dorf schon Anfang des 13. Jahrhunderts befestigt war und im Jahre 1220 als „civitas“ erwähnt wird, erhielt es sicher Ende des 13. Jahrhunderts durch König Rudolf von Habsburg Reichsstadtrechte. Albrecht I. verlieh am 12. August 1303 der Stadt das Recht von Heilbronn, das die Kaiser Ludwig der Bayer am 15. Januar 1331 und Karl IV. am 9. September 1360 bestätigten.

In den Jahren zwischen 1332 und 1347 verpfändeten die badischen Markgrafen Eppingen kurze Zeit an die Pfalzgrafschaft. Der gleiche Vorgang wiederholte sich als 1367 der Markgraf Rudolf VI. von Baden die Stadt dem Pfalzgrafen Ruprecht noch-

mals als Pfand übertrug. Im 15. Jahrhundert wechselte noch einige Male der Besitz zwischen Baden und Pfalz, bis 1462 nach der Schlacht bei Seckenheim Markgraf Karl I. die Stadt Eppingen endgültig an den Pfälzer Kurfürsten Friedrich I. abtrat und auf ein Wiedereinlösungsrecht verzichtete.

Während sich die Eppinger Bürgerschaft im Bauernkrieg 1525 unter Anführung des Pfaffen Eisenhut an den Raubzügen des Kraichgauer Bauernhaufens in der Umgegend beteiligte, wurde die Stadt selbst nicht in Mitleidenschaft gezogen. Im Dreißigjährigen Krieg befand sich Eppingen 1621/22 in den Händen Tillys. 1622 besetzte zwar Mansfeld den Ort, doch gegen Ende des gleichen Jahres hatte ihn wieder Tilly in der Gewalt. Gegen Ausgang des Krieges, nach 1640, sind überwiegend bayerische und französische Besatzungen nachzuweisen. Im Orleansschen Krieg weilten 1688 Franzosen und 1689 Bayern in der Stadt. Der Gesamtschaden für Eppingen belief sich in diesem Krieg auf 220 971 Gulden.

1803 wurde Eppingen dem (damaligen) Kurfürstentum Baden einverleibt. In kurpfälzischer Zeit war die Stadt dem Oberamt Bretten zugeteilt. 1803—1813 gehörte sie zum badischen Amtsbezirk Bretten, 1813 bis 1924 war sie selbst Sitz eines Bezirksamts, bis sie danach dem Amt (heutigen Landkreis) Sinsheim zugeteilt wurde.

Seit Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1810 besaß Eppingen das Dorf Mühlbach, teils zum freien, teils zum lehnbaren Eigentum. Es erwarb 1365 Niedermühlbach, 1372 Obermühlbach und 1546 das durch die Reformation aufgehobene Wilhelmitenkloster Mühlbach.

An der Spitze der Gemeinde stand der seit 1332 erwähnte Schultheiß oder Richter, der von der Landesherrschaft ernannt wurde. Der Bürgermeister als Verwalter der eigentlichen Gemeindeangelegenheiten ging durch Wahl aus der Bürgerschaft hervor.

Schultheiß und Bürgermeister wurden durch die Ratsmitglieder unterstützt, deren Wahl von der Landesherrschaft bestätigt werden mußte. Ende des 18. Jahrhunderts bestand der städtische Rat aus einem Stadt- und einem Anwaltsschultheißen, 6 Ratsverwandten und einem Stadtschreiber.

Die Stadt Eppingen hatte zwar formell den eigenen Blutbann und einen besonderen Richtplatz, doch führte bis Ende des 17. Jahrhunderts bei hochgerichtlichen Entscheidungen der Oberamtmann von Bretten den Vorsitz. Für die Niedergerichtsbarkeit war das städtische Gericht unter dem Schultheißen zuständig.

Die üblichen herrschaftlichen Abgaben waren u. a. Zehnt, Schatzung, Bede, Abzugs- und Strafgelder. Abgaben an die Stadt bestanden vorwiegend aus Bürgerannahmegeldern und der Umlagensteuer, dem sogenannten Gewerfe. Vom großen Fruchtzehnten bekam das Domstift Speyer  $\frac{3}{7}$ , das St. Guidons-Stift (St. Weidenberg) Speyer, das Karmeliterkloster Hirschhorn und die geistliche Verwaltung je  $\frac{1}{7}$ , sowie die Herren von Gemmingen und Göler von Ravensburg zusammen  $\frac{1}{7}$ . Vom großen Weinzehnten erhielt 1540 das Domstift Speyer  $\frac{2}{3}$  und das Stift St. Weidenberg und die Karmeliter zusammen  $\frac{1}{3}$ . Ende des 18. Jahrhunderts war hier die Aufteilung: Domstift  $\frac{7}{12}$ , St. Guidon-Stift  $\frac{2}{12}$ , die Karmeliter  $\frac{2}{12}$  und die geistliche Verwaltung  $\frac{1}{12}$ .

### Waibstadt

Waibstadt liegt im nordöstlichen Teil des Kraichgauer Hügellandes, dem sogenannten Elsenzgau, auf dem rechten Ufer des Schwarzbachs und unterhalb des Einflusses des Krebsbachs.

Im Jahre 795 war „Weibestat“ eine Hof-siedlung im Besitze des Klosters Lorsch. Das Gebiet blieb als königliches Allodialgut freier Reichsboden. Der Ort wurde vermutlich schon vor 1200 mit Mauern umgeben und im Laufe des 13. Jahrhunderts

zur reichsunmittelbaren Stadt erhoben. 1308 begegnet uns ein „oppidum Weibstat“. Kaiser Ludwig der Bayer erneuerte am 15. August 1347 die Privilegien und belieh die Stadt mit dem Rechte von Wimpfen.

Die 1381 erwähnte Vorstadt wurde später in die Altstadt miteinbezogen. Mit einem gedeckten Wehrgang versehene Befestigungsanlagen, von denen nur noch spärliche Reste vorhanden sind, gaben der Stadt den Umriss eines unregelmäßigen Fünfecks. Im Norden, Osten und Süden erhöhten dabei Stadtgrabenseen die Sicherheit, während im Westen ein besonderer viereckiger Wachturm stand. Mit Ausnahme einiger Gewerbezwecken dienender Bauten erstreckte sich die Stadt bis Anfang des 19. Jahrhunderts nicht über den eigentlichen Stadtmauerring hinaus aus.

Zwischen den Jahren 1000 und 1350 besaß der Ort einen eigenen Ortsadel. Da im Jahre 1331 Kaiser Ludwig der Bayer den Pfalzgrafen bei Rhein eine Einlösung der Stadt vom Bistum Speyer um 1000 Pfund Heller gestattete, muß Waibstadt schon vor dieser Zeit als Pfandschaft im Besitze der Speyerer Bischöfe gewesen sein. Von dieser kaiserlichen Erlaubnis wurde aber zunächst kein Gebrauch gemacht und 1339 erhöhte Kaiser Ludwig dem Speyerer Bischof Gerhard von Ehrenberg die Pfandsumme um weitere 2000 Pfund Heller, ja acht Jahre später wurde in Verbindung mit der Pfandschaft Landau die Summe nochmals um 100 Mark lötligen Silbers erhöht. Die Bischöfe von Speyer verpfändeten nun ihrerseits Waibstadt 1382 an Bischof Adolf von Worms, 1394 an Hans von Hirschhorn und vor 1427 bis 1466 an die Herren von Helmstatt.

Anfang des 15. Jahrhunderts wurde nun die Stadtschultheißerei Waibstadt als selbständiges Amt dem Oberamt Kißlau unterstellt. Im Jahre 1517 bestätigte Kaiser Maximilian von neuem die Verpfändung Waibstadts an das Bistum Speyer, die Pfandsumme betrug — zusammen mit der Pflög-

nis Odenheim — 5000 rheinische Gulden. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert begegnen wir in den Urkunden häufigen Streitigkeiten zwischen der Stadt und den ortsansässigen Herren von Helmstatt, von Degenfeld, von Bettendorf und von Schmittberg wegen der von diesen beanspruchten Adelsvorrechte.

1610—1615 hatte Friedrich V. von der Pfalz (der sogenannte Winterkönig) durch die Einlösung der Pfandverschreibung von 1331 Waibstadt in seine Gewalt bekommen, doch erlangte Bischof Philipp Christof von Sötern 1614 durch Kaiser Matthias eine neue Verpfändung an sein Speyerer Bistum unter Erhöhung des Pfandwertes auf 25 000 Gulden. Im April 1622 schlug Tilly sein Hauptquartier in Waibstadt auf. 1631/32 weilte eine schwedische Besatzung in der Stadt, danach fanden bis Ende des Dreißigjährigen Krieges wiederholte Truppendurchzüge von kaiserlichen und schwedischen Soldaten statt. Als am 16. Juni 1674 Turenne über die Kaiserlichen bei Sinsheim siegte, wurde auch Waibstadt von den Franzosen geplündert. Später melden die Akten häufige Fronfuhren und Kontributionen nach der Feste Philippsburg. In den Jahren 1707 und 1735 weilten nochmals französische Soldaten in der Stadt.

Doch auch an inneren Zwistigkeiten fehlte es nicht. So war fast das ganze 18. Jahrhundert erfüllt mit vergeblichen Kämpfen der Stadt um die Wiedererlangung ihrer alten Rechtsstellung gegenüber der Landesherrschaft. Mit dem Anfall von Waibstadt an Baden im Jahre 1803 gab es auch verschiedene organisatorische Änderungen. So wurde 1819 das Amt Waibstadt aufgelöst, nachdem schon 1809 die zugehörigen Behörden in Sinsheim bzw. Rappenaу saßen. Bis 1864 gehörte dann Waibstadt zum Amte Neckarbischofsheim, seitdem zum Amte (Landkreis) Sinsheim.

Auch die Innenverwaltung und Rechtsprechung der Stadt Waibstadt mußte im Verlaufe der Geschichte bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts manche Wandlungen

durchmachen. An der Spitze der Stadtverwaltung stand der vom Rat ernannte Stadtschultheiß, ihm traten zwei Bürgermeister — denen vor allem die wirtschaftlichen Angelegenheiten anvertraut waren — und 12 Ratsverwandte zur Seite. Die Mitglieder des Stadtrats ergänzten sich durch Zuwahl. Seit dem Jahre 1618 war neben dem Schultheißen ein Anwalt der eigentliche Leiter der städtischen Verwaltung, während die Bürgermeister nur noch die Rolle von Einzugsbeamten spielten. Im 17. Jahrhundert machte sich ein zunehmender Einfluß der Landesherrschaft bemerkbar. Seit 1686 ernannte sie den Schultheißen und behielt sich das Bestätigungsrecht von Anwalt, Bürgermeister und Ratspersonen vor. Als 1770 ein Rentmeister die Befugnisse der Bürgermeister übernahm, wurde gleichzeitig die Zahl der Räte auf sechs vermindert.

Die gesamte Rechtsprechung der reichsunmittelbaren Stadt war ursprünglich dem städtischen Gericht, das sich aus dem Schultheißen und den als Gerichtsschöffen amtierenden Räten zusammensetzte, unterstellt. Bei hochgerichtlichen Entscheidungen führte der kaiserliche Vogt den Vorsitz. Anfang des 15. Jahrhunderts gelangte die oberste Gerichtsbarkeit — trotz des heftigen Widerstandes der Stadt — in den Besitz der Speyerer Bischöfe. Gewöhnliche Gerichtssitzungen fanden jeden Montag, öffentliche Rügegerichtstage um Weihnachten und an St. Georg (23. April) und der allgemeine Gerichtstag an St. Michael (29. September) statt.

Die Bürgerschaft war im Stadtreghment durch zwölf vom Rat gewählte Ausschußmitglieder vertreten. Die Bemühungen der Bürgerschaft, im Jahre 1582 die Zahl der

Ausschußmitglieder auf 24 zu erhöhen, zeitigte keinen bleibenden Erfolg. Auf Veranlassung der fürstbischöflichen Regierung wurde Anfang des 18. Jahrhunderts der Bürgerausschuß aus 4 Viertelmeistern und aus 12 (für jedes Viertel 3) vom Rat bestimmten Vertretern zusammengesetzt. Die bereits erwähnten Versuche der Bürgerschaft um Wiedereinführung ihrer alten Privilegien gipfelten in drei strittigen Verhandlungen, die von 1716 bis 1722, 1750 bis 1776 und schließlich von 1795 bis 1802 währten.

Ursprünglich bestand nur die Bede als Reichssteuer, die im 15. Jahrhundert in eine Maibede und eine Weihnachtsbede aufgegliedert war. Allmählich wurden auch die üblichen herrschaftlichen Abgaben eingeführt wie Schatzung, Abzugs-, Bürgerannahme-, Beisassen-, Zunft-, Straf- und Judenschutzgelder. Der Zehnt wurde mehrfach verpfändet, er war vorwiegend Lehen der Bischöfe von Worms und Speyer. Die Zölle und Geleitgelder wurden meistens von der Kurpfalz eingezogen. Die Stadt selbst hatte Anteil am Ungeld, dem Zehnten und den Strafgeldern.

Der Kraichgau und der ihm vorgelagerte Bruhrain standen schon immer im Brennpunkt geschichtlicher Ereignisse des Oberrheingebietes. Besaßen doch außer den vier obengenannten Städten noch eine ganze Reihe von Gemeinden wie Gochsheim, Heildelsheim, Hilsbach, Neckarbischofsheim, Obergrombach, Philippsburg, Rotenberg, Sinsheim, Unteröwisheim und Wiesloch das Stadtrecht. Auch von allgemein landeskundlichem und geographischem Gesichtspunkt bietet diese Landschaft mancherlei Abwechslung.

# Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach

Von Hugo Hagn †, Stuttgart-Hofen

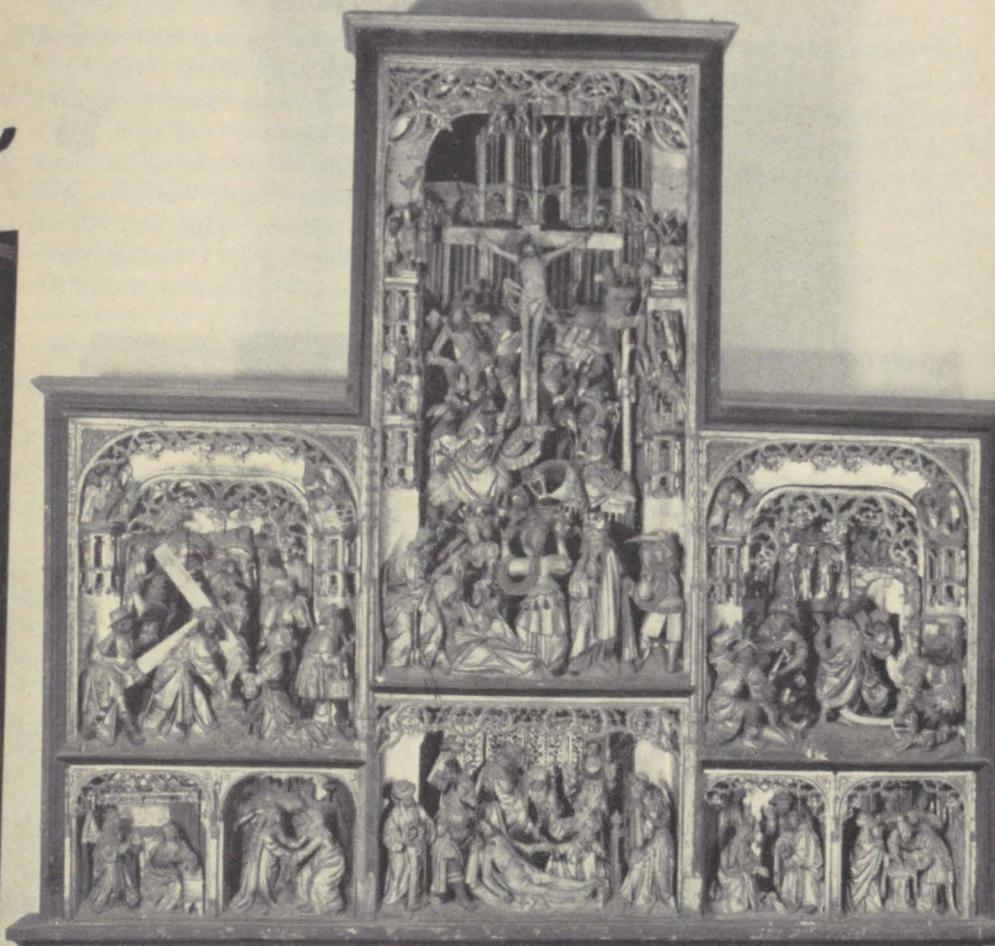
Zwischen der Bundesstraße 3, die am Kraichgauer Hügelland entlangzieht, und dem Rhein liegt *Kirrlach* im Kreis Bruchsal. Eine typische Gemeinde dieser Landschaft, ein Straßendorf, langgestreckt und auch ein wenig langweilig und für einen, der die malerischen Dörfer und Städte drüben in der pfälzischen Haardt und hüben im Kraichgau kennt und liebt, wohl auch reizlos. Viele Kunstdenkmäler kann keine der Gemeinden in dieser Gegend vorweisen; sie sind zu jung dazu, obwohl sie schon in den mittelalterlichen Akten erscheinen. Aber dazwischen tobte der Pfälzische Erbfolgekrieg, in dem Ludwig XIV. von seinen Generälen hierzulande „verbrannte Erde“ machen ließ. So wird es den zufälligen und sonst ein wenig enttäuschten Besucher verwundern, wenn er in diesem Kirrlach, in einer neuromanischen Kirche aus den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts, einen flämischen Schnitzaltar findet, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts — wahrscheinlich in Antwerpen — geschaffen wurde.

Ein erstaunliches und — man darf das Wort ruhig wählen, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen — ein großartiges Kunstwerk. Ein köstlicher und kostbarer Schrein, der auf seltsame und abenteuerliche Weise seinen Weg in diese Kirche und in die kleine ihr 1904 angebaute Kapelle gefunden hat, wo er nun wohlverwahrt hinter einem schützenden Gitter steht. Zeitläufte und Umstände haben an diesem Altar manches verloren gehen lassen, was eigentlich dazu gehört hat: die Predella, das gemalte Flügelpaar und das „Gesprenge“, der Aufbau über dem Schrein, sind verschwunden; die farbige Fassung der Figuren dieses Kunstwerks ist inzwischen mindestens einmal erneuert worden, und man weiß nicht,

ob diese Farben ganz den Intentionen des ersten Fassers entsprechen.

Dieser Altar ist also Import aus Flandern. Doch weiß niemand und kein Archiv gab bislang Auskunft, wer für diesen Import des Kunstwerkes und seine Verfrachtung an den Oberrhein verantwortlich war. Für die nähere und auch weitere Umgebung ist er einzigartig — daß es solche flämischen Schnitzaltäre am Niederrhein in verhältnismäßig vielen Stücken gibt, verwundert nicht: Das Land lag ja sozusagen vor der flandrischen Haustür. Möglich, daß unser Altar im 18. Jahrhundert irgendwo am Niederrhein angekauft wurde und dann nach *Heidelberg* und weiter nach *Wiesloch* in die Klosterkirche der Augustiner gekommen ist — wir dürfen daran erinnern, daß ja zur alten Kurpfalz ein beträchtlicher Teil der nieder-rheinischen Lande gehörte, und daß Düsseldorf einmal Hauptstadt der Kurpfalz gewesen ist.

Als 1803 diese Klosterkirche säkularisiert und das „entbehrliche Kirchengesetz“ zur Versteigerung ausgeschrieben wurde, traf es auch den Schnitzaltar. Dem Kirrlacher Metzger und Lammwirt Johann Heinrich Heiler gefiel der Altar, was dem guten Geschmack des schlichten Mannes alle Ehre machte; er mochte es wohl auch nicht leiden, daß dieses „Kirchengesetz“ in unrechte Hände kommen könnte. Museen oder private Kunstfreunde boten anscheinend nicht mit, und so erhielt Heiler bei seinem Angebot von 10 Gulden den Zuschlag. Er lud den Altar auf seinen Wagen und kutscherte das an Ausmaß doch ziemlich beträchtliche Stück — noch heute ist der Altar 2,33 Meter breit und 2,32 Meter hoch — nach dem heimatlichen Kirrlach, wo man im Wirtshaus „Zum Lamm“ nicht recht wußte, was man mit einem solchen „Möbelstück“ anfangen sollte. Die Nachbarn









werden den Altar wohl gebührend bewundert und sich wahrscheinlich unter vorgehaltener Hand zugetuschelt haben, daß dieser Heiler doch ein ziemlich komischer Kauz sei: Ein Metzger, ein Wirt einen Altar kaufen, gibt es sowas auch? Jedenfalls haben hernach die Kinder mit den geschnitzten Figuren, soweit sie sich abnehmen ließen, „Puppen“ gespielt. Dreiundvierzig Jahre — bis 1846 — stand der Altar im Heilerschen Hause. Wahrscheinlich hinderte der Schrein dann doch die Nachfahren, man überließ — Eigentumsrechte vorbehalten! — ihn der Pfarrkirche und glaubte, daß er hier zu neuem Glanze erstehen und an einem geeigneten Platz aufgestellt würde; es fand sich für ihn nur eine dunkle Ecke. Über ein Vierteljahrhundert — bis 1872 — war der Altar also verborgen, bis sich der Eigentümer seiner wieder erinnerte und versprach, ihn — Eigentum vorbehalten! — dem Frauenkloster zum heiligen Grab in *Bruchsal* zu überlassen, vorausgesetzt, daß man den Schrein vorher restauriere. Und weil das Kloster zu arm war, um dafür die Kosten zu tragen, lud Heilers Sohn oder gar schon Enkel den Altar auf den Wagen und kutscherte ihn nach Speyer, wo sich ein Tiroler Bildhauer, Hermann Renn, für Heilersches Geld an die Restaurierung und neue farbige Fassung machte. Endlich fand der Altar einen würdigen Platz und einen schönen sakralen Raum in der Kapelle des Frauenklosters vom heiligen Grab in *Bruchsal*. Diese Kapelle — 1858 erbaut — war ein Werk des Architekten Heinrich Hübsch, wohl des begabtesten Weinbrenner-Schülers. Schon sechs Jahre später, also 1878, wurde diese Kapelle „säkularisiert“ und als *Bruchsal*er Gewerbehalle verwendet; wieder mußte der Altar auf Wanderschaft gehen und kehrte nach *Kirrlach* zurück.

Endlich — so scheint es — hatte die Familie Heiler dieses Hinundher satt, und sie schenkte jetzt den Schrein der *Kirrlacher* Kirche. Er wurde sogar einmal berühmt und

*Karlsruher* Tagesgespräch — und in der heutigen Zeit würde er bei einer solchen Gelegenheit noch berühmter: Auf der badischen Kunst- und Gewerbeausstellung 1881 bot ein Händler für den Altar 40 000 Mark. Ein erstaunlicher Betrag und nach damaligem Geldwert ein großes Vermögen. Man ging auf das Angebot nicht ein, obschon man immer noch keinen richtigen Platz im *Kirrlacher* Gotteshaus fand: Für eine lange Weile mußte der Altar hinter dem Hochaltar stehen, rückte dann auf die Epistelseite vor und erhielt endlich 1904 — das war ein Verdienst des Pfarrers B. Kummer — die Kapelle, in der er heute einen Ehrenplatz einnimmt. Ein Taufstein aus dem 16. und ein überlebensgroßer *St. Nepomuk* aus dem 18. Jahrhundert sind seine Gefährten in diesem stimmungsvollen — und was den Betrachter vor allem anspricht — gut ausgeleuchteten Raum.

Ein flämischer Schnitzaltar, heute mehr als 400 Jahre alt, und die Künstler, die ihn schufen, das „Gehäuse“ bauten, die Figuren schnitzten und ihm die Buntheit gaben, sind gestorben und vergessen, und man weiß ihre Namen nicht, weil sie ihr Werk nicht signierten. Dieses Werk aber, dieses fromme Bilderbuch hat — Gott sei Dank! — alle Unbilden überstanden. Sicher hatten die Schöpfer des Altars ihre Vorbilder und schämten sich auch nicht, diese Vorbilder zu „plagieren“ — doch was wir heute Plagiat nennen, gab es damals nicht im abschätzigen Sinne unserer Zeit. Die Kompositionen waren festgelegt; bei den Künstlern lag es, das Musterbuch zu variieren, das Eigene hinzuzufügen, das Große in seinen Formen zu belassen und im Kleinen zu beweisen, daß sie Einfälle hatten und verstanden, diese Einfälle darzustellen.

Ein frommes Bilderbuch, das beginnt mit Mariä Verkündigung, fortfährt mit der Heimsuchung — darauf ist die Linie unterbrochen durch eine erschütternde Beweinung — und dann gehört eine „Seite“ dieser Bildfolge der Anbetung der Hirten, zur Rechten



*Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. Mariä Verkündigung*

Foto: H. Krause-Willenberg

Seite 186 *Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. Gesamtansicht*

Foto: H. Krause-Willenberg

Seite 187 *Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. Unter der Last des Kreuzes*

Foto: H. Krause-Willenberg

Seite 188 *Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. Auferstehung*

Foto: H. Krause-Willenberg

Seite 189 *Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. Kreuzigung*

Foto: H. Krause-Willenberg

Seite 192 *Der flämische Schnitzaltar in Kirrlach. Mariä Heimsuchung*

Foto: H. Krause-Willenberg



endet die Reihe mit der Darstellung im Tempel. Diese kleinformatigen, figurenarmen Szenen stimmen ein auf die drei großen Reliefs des Schreines. In diesen zeigt der flämische Meister, welche Möglichkeiten, wieviel Phantasie, kurz gesagt: welche Kunst ihm zur Verfügung standen, und wie genau er seine Zeitgenossen sah. Er idealisiert nicht in seinen Figuren der Kreuzschleppung: Sein Simon von Cyrene ist ein bärtiger flämischer Landmann, seine Veronika eine Bürgersfrau aus einer brabantischen Stadt, dahinter schlägt ein roher Kriegsknecht auf den Heiland los, ein Musikant, wie von einem flandrischen Jahrmarkt, bläst mit dicken Backen die Tuba, und ein Bauer — mit einem Gesicht, gleichgültig, als ob ihn dies hier nichts angehe — trottet nach rechts ab. Hauptstück des Altars, und als solches durch die Höhe besonders ausgezeichnet, ist die Kreuzigung und bestimmt ist dieses Relief auch das beste Beispiel für die — wie es der Kunsthistoriker Hans Rott einmal ausdrückte — „virtuose Kunst im Technischen des Schnitzers“. Wenn er nicht soviel gekonnt hätte, wäre es ihm nicht gelungen, soviele Figuren in einem verhältnismäßig engen Rahmen unterzubringen. Er mußte die Figuren übereinander anordnen, weil ihm ja keine Tiefe zur Verfügung stand. Um trotzdem Perspektive zu erreichen, ließ er die Figuren gegen die Höhe zu kleiner werden. Ein Bild, das sich in und mit einem Augenblick nicht übersehen und erfassen läßt. Ein Bild, das Versenkung fordert, wenn man ihm ganz gerecht werden will. Schon allein

die Szene im Vordergrund, die Bemühungen des Lieblingsjüngers und der frommen Frauen um die ohnmächtig gewordene Gottesmutter, die weinende Frau, die sich erschüttert abwendet und von einem prunkvoll gekleideten und bewaffneten Landsknecht verhöhnt und verspottet wird — das wäre schon allein genug, um ein Bild des Schreines auszufüllen. Die zwei Reiter am Kreuzfuß führen den Blick von dieser Szene weg und hin zur Mitte des ganzen Altars: zum Gekreuzigten; dazu verbinden sie Vorder- und Hintergrund. Zur Rechten dieser Kreuzigung hat dann dieser Künstler mit dem Schnitzmesser die Auferstehung dargestellt. Hier ist, wie der schon oben genannte Kunsthistoriker Hans Rott schrieb, der Realismus dann bis zum Äußersten getrieben in den grausamen, abschreckenden Gesichtern der Kriegsleute, den Wächtern des Grabes.

Noch manches wäre zu bemerken zu diesem Kirrlacher Schnitzaltar; es wäre zum Beispiel hinzuweisen auf die kleinen Reliefs in den Kehlen, von denen die drei großen Szenen dieses Schreines eingefaßt sind. Reproduktionen können nur einigermaßen einen Eindruck von diesem frommen Bilderbuch vermitteln; wenn sie unsere Freunde veranlaßten, einmal das Dorf Kirrlach in der Rheinebene zu besuchen und selbst vor dieses Kunstwerk hinzutreten, haben die Fotos ihre Pflicht erfüllt. Man darf diesen flämischen Schnitzaltar als Kunstwerk bewundern; aber man sollte ihn darüber hinaus auch mit der Andacht betrachten, mit der vor Jahrhunderten fromme Beter davor knieten.

# Kraichgauer Landfahrt

Eine zeitgeschichtliche Betrachtung von Günther Imm, Rastatt

## Landschaft

Der Kraichgau ist ein stilles Land. Er liebt nicht das Laute, das mit vielen schwelgenden Worten Werbende. So wird es für ihn nicht immer leicht sein, mit so wenig „publicity“ echte und bleibende Freunde zu finden. Wer durch dieses Reich des Kleinen und Bescheidenen fährt, zu seinen Siedlungen und Menschen kommt, er ist bereits verwöhnt. Weit durchfahrenswertere Gefilde und Bezirke liegen an den Schwellen, die den Kraichgau umsäumen.

Der Schwarzwald im Süden, dicht bekleidet mit dem Saum dunkler Tannenwälder, dessen Höhen eine kontrastreiche Kulisse am Horizont bilden. Ab Pforzheim weitet sich das Hügelland. Die Enz trägt in zahlreichen Windungen ihre Fluten ostwärts hin zum Neckar.

Stromberg, Heuchelberg, Odenwald, Oberrheinische Tiefebene — in sie eingebettet die Mulde des Kraichgau. Er hat es schwer, in der Mitte zu bestehen. Steigen wir auf einen der niederen Luginslande. Wie ein ortender Kompaß richtet sich in der Mitte der Steinsberg (335 m) empor. Unter ihm breitet sich ein buntgewirkter Teppich von Feldern und Fluren, Weinbergen und Obstgärten, Dörfern und Städtchen, Burgen und Türmen aus. Dazwischen immer der Abgrenzungen bildende Riegel des Waldes.

Die Modelliermasse der Geländeformen bildet der Löß. Er verdeckt die durch Erosion geschaffenen Narben des Schroffen und Eingenagten, leiht der Landschaft die Lieblichkeit sanftgerundeter, flachwelliger Hügelketten. In Einkerbungen nistete sich der Mensch fest, erstellte Siedlungen und Höfe nahe den Quellen, die am Zusammentreffen toniger und mergeliger Schichten aus dem Boden sickern.

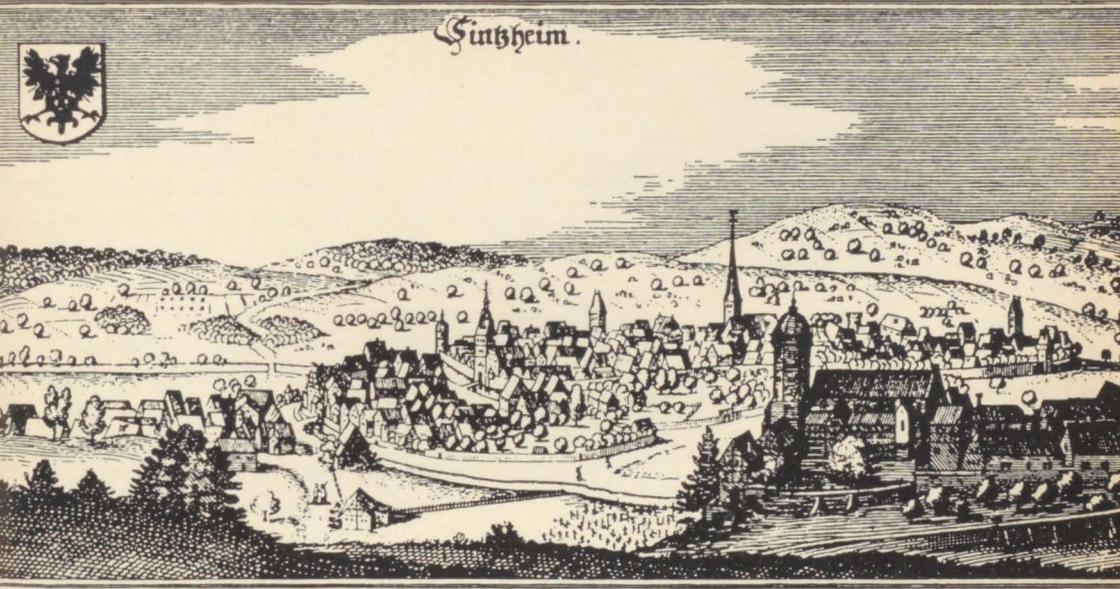
Nach allen Himmelsrichtungen eilen die Wasser, werden stattliche Landbäche und überschrieben diesem Geviert des früher-schlossenen Distriktes von siedlungsgeographischer Bedeutsamkeit zeichnende Namen, die Kraich zum Beispiel, die auf einem Ausläufer des Stromberges entspringt, nahe Sternenfels, westwärts sich wendend und nach 50 Kilometer launigen Laufes bei Lußheim/Ketsch in den Rhein mündet. Ostwärts eilt die Gartach, heute Leinbach, die am Heuchelberg ihre Quellen besitzt und bei Neckargartach nach 25 Kilometer Tagesmarsch ihr Ende findet. Nordwärts schlendert die Elsenz, 57 Kilometer lang, bei Neckargemünd sich mit dem Neckar vermählend. Westwärts zieht die Anglach.

Kraich-Gartach-Elsenz-Anglach synonym mit Kraichgau, Gartachgau, Elsenzgau, Anglachgau. Dazwischen immer wieder die Landschaft, dem Kleinen zugeordnet, nirgendwo überheblich, undurchdringlich. Ein Besuch bei den Städten und Menschen wird dies unter Beweis stellen.

## Wandlungen und Wege zur Gegenwart

Sehr früh machte sich der Mensch in dieser Landschaft heimisch. Er erkannte die Siedlungsfreundlichkeit der niederen Hügel und Täler. Die Gegend war für ihn überschaubar. Auf seinen Streifzügen von Weidegrund zu Jagdrevier folgte er alten Leitlinien der Jäger und Sammler. Auf dem Michaelsberg bei Bruchsal bestand eine Steinzeitsiedlung. Die Michelsberger Leute prägten den Namen einer eigenen Kulturstufe. Die Schnurkeramiker löste das Hirtenvolk der Bandkeramiker ab.

Den Pfaden der vorzeitlichen Siedler folgten die wuchtigen Räder keltischer Völkerschaften und römischer Soldatenzüge. Sie legten ein dichtes, vielfach verzweigtes Netz



Die „Veste“ Sinsheim vor der Zerstörung — Nach Merian um 1650

erster Straßen. Zu den Salzlager am Neckar ebenso wie westwärts zu den Verwaltungszentren und Kastellen am Rhein entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr. Stapelplätze für Waren und Herbergen für Menschen und Tiere bildeten Urgrund für eine Reihe von festen Siedlungen, die mit einfachem Mauerwerk wehrhaft umgürtet waren. Ausgestattet mit Privilegien von Landesherren durften sie sich dann Stadt nennen. Bruchsal ist im Reigen der Kraichgaustädte wohl die älteste. Gochsheim nennen Urkunden um 1300 „stat“. Zu gleicher Zeit werden auch Bretten, Eppingen, Heildesheim u. a. genannt. Landgüter, Meierhöfe, Weiler, Rittersitze — die Kulturentwicklung bestimmte und bereicherte das Landschaftsbild des Kraichgaues mehr und mehr. Reinhard von Gemmingen nennt in seiner Chronik allein 87 Adelsfamilien, die in diesem Ritterkanton Kraichgau Besitzrechte innehatten. Weltliche und kirchliche Gewalthaber erwarben an einzelnen Orten des Gaues Eigen-

tum, den sie durch Pfandauslösungen beträchtlich erweiterten. „Konkurrenzunternehmen“ wurden gestartet, Siedlungen an wichtigen Eingängen in das Land kurzerhand zur Stadt erklärt und mit Turm und Wehr ausgestattet. Der landschaftliche Fleckenteppich des vielen Klein von Wald und Flur wurde nun auf der historischen Karte bunt ausgemustert mit den Farben einzelner kleinerer oder größerer Territorien.

Überschlagen wir die Geschichte dieser Zeit des Teilens und Ausstattens mit unterschiedlichen landesherrschaftlichen Mehrheitsansprüchen. Das buntgewürfelte Paradies der Ritterhäuser und Territorialherrschaften teilten sich nach Napoleons Geniestreich die Länder Baden und Württemberg. Zuordnungen wurden durch staatliche Erlasse der Regierungszentren Karlsruhe und Stuttgart fortan bindend. Dies anderthalb Jahrhunderte lang, ehe sich die beiden Länder in einer Ehe zum gemeinsamen Bundesland Baden-Württemberg 1951 wiederfanden.

Brandaktuell in den Jahren der Gegenwart trifft den Kraichgau und seine Städte eine neue Reform, die für einen Großteil des Gebietes und seiner Siedlungen wiederum Richtstäbe des Umdenkens und Einordnens in andere Gegebenheiten bringt.

Fünf Regionen greifen künftighin — so ist es geplant und durch Gesetz beschlossen — von den Rändern des Kraichgaves her zur Mitte des Landes. Von Norden ist es die *Region Unterer Neckar* mit Sitz in Mannheim und Landkreisverwaltung in Heidelberg. Ihr zugeordnet sind die Städte *Sinsheim-Hilsbach*, *Neckarbischofsheim*, *Waibstadt*, *Wiesloch*, *Rotenberg*, sowie im Bereich des Kleinen Odenwaldes *Neckargemünd* und in der Rheinebene *Walldorf* und *Hockenheim*.

Von Osten her gliedert die *Region Franken* Teile des ehemaligen Kraichgaves in sich ein, Sitz und Landkreisverwaltung in Heilbronn. Hierzu gehört vor allen Dingen *Eppingen*, das nun u. a. gemeinsame Verwaltung findet mit den Städtchen am Neckar *Bad Wimpfen* und *Gundelsheim* und dem Weinstädtchen *Schwaigern* im Leintal; ich möchte hierzu auch *Bad Rappenau* zählen, das wohl noch keine Stadt ist, das aber mit seinem Schloß und den reichhaltigen Salzlagern sich sehr wohl in diesen Kreis einreihen darf.

Die einst Württemberg zugeordneten Landstädtchen *Knittlingen* und *Mühlacker* sowie die Klosterstadt *Maulbronn* werden dem „artfremden“ Namen der *Region Nord-schwarzwald* sich eingeordnet sehen, Verwaltungsmittelpunkt das nahegelegene *Pforzheim*.

*Mittlerer Oberrhein* nennt sich jene Region, in die der ehemalige Landkreis *Bruchsal* eingegliedert wurde und somit gleichgeschaltet ist mit dem Gebiet des bestehenden Landkreises *Karlsruhe*. Neben *Bruchsal* gehören ihm an die Städte *Obergrombach*, Stadtteil von *Bruchsal* geworden, *Heidelsheim*, die neugekürte Stadt *Kraich-*

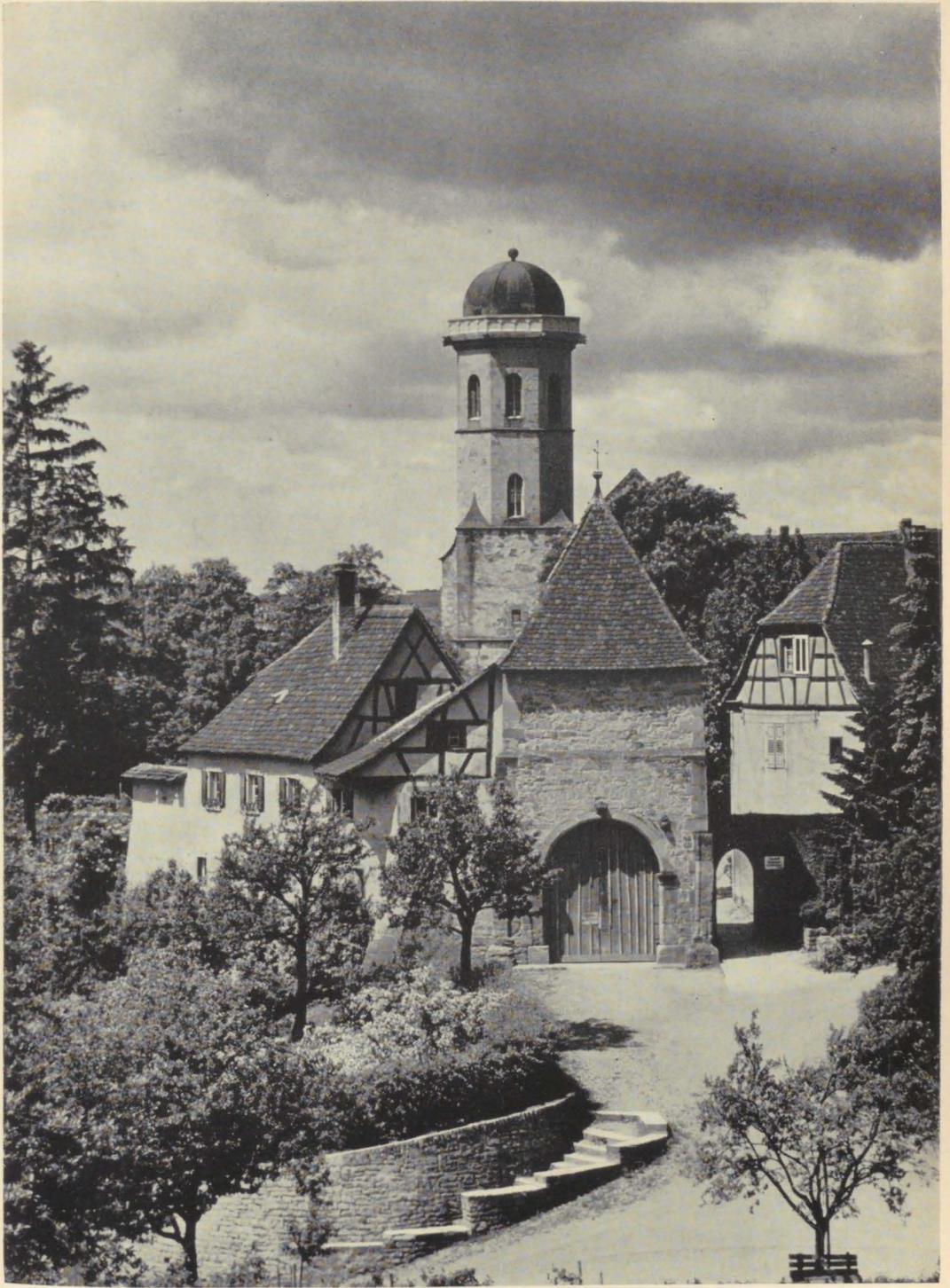
*tal*, die sich u. a. aus den Städtchen *Gochsheim* und *Unteröwisheim* zusammensetzt, sowie *Bretten*.

### Im Land unterwegs

Die Verteilung der verhältnismäßig großen Vielzahl von Städten und Stadtsiedlungen bescheidener Größe erklärt sich aus den Bedürfnissen früherer Jahrhunderte, Markt und Warenaustausch an Ort und Stelle vorzunehmen. Von den Dörfern unterscheiden sich diese nach Plan und Muster angelegten Plätze durch die Bauweise der Straßen und Häuser. Handwerkerstuben und Ritterwohnungen bilden ein ergänzendes und zusammenhängendes wirtschaftliches und soziales Gefüge. Die Kraichgaugrafen erkoren sich *Bretten* zu ihrer Stadt, ein Königshof bestand in *Bruchsal*, das später die Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Speyer wurde, klösterliche Niederlassung basierte u. a. auch bei der Ernennung *Sinsheims* zur kaiserlichen Reichsstadt, bischöflicher Besitz war *Neckarbischofsheim* — ein Wandel im Auftrag, im Grunde genommen doch ein Gleichgerichtetsein zueinander dieser Städtchen im kraichgauischen Land. Sie alle und die noch nicht näher genannten zehren an reichen Traditionen und fristen ein Dasein in der Stille. *Sinsheim* erhob sich nach kurzem Interregnum der Fürsten von Leiningen im Jahre 1806 zu einer großherzoglich badischen Amtsstadt, die seit 1936 Sitz des nach ihm benannten Landkreises wurde. Hier wollen wir den Anfang nehmen zu einer Fahrt durch das Land.

### Doppelstadt Sinsheim—Hilsbach

Wahrzeichen der Landschaft an der mittleren Elsenz ist jener klotzige Stiftsturm auf der Anhöhe von *Sinsheim*, von einer Rundkuppel gekrönt. Seit Jahrhunderten blickt er auf die zu seinen Füßen sich immer mehr ausbreitende Stadt, die kultureller, politischer und wirtschaftlicher Mittelpunkt in diesem Teil Kraichgau ist. Wenn auch die



*Eingangstor zum Stift in Sinsheim*

Foto: Kreisbildstelle

Rolle, „Sitz einer eigenen Landkreisverwaltung“ sein zu dürfen, mit dem 1. Januar 1973 enden wird, Sinsheim wird seinen Auftrag und seine Bedeutung als bevorzugte Wohngemeinde und industrieller Ballungsraum an der mittleren Elsenz nicht verlieren.

Durch eine weitblickende Kommunalpolitik mit Eingliederung von Umlandgemeinden in den Städteverband wird erreicht, daß Platz zur Ansiedlung und Erschließung von Bauerwartungsland immer im Angebot für die „Neu-Sinsheimer“ vorhanden ist.

Im Lorscher Kodex taucht um 770 zum ersten Mal der Name Sunnisheim auf. Hier richteten die Grafen des Elsenzgaues ihre bescheidene fränkische Residenz ein. Herzog Otto von Kärnten begründete das Kloster auf dem Stiftsberg, dem Augustinermönche vorstehen. Auf Geheiß des Bischofs Johann von Speyer ziehen zwischen 1092 und 1100 Benediktinermönche von Siegburg ein. Nach Umwandlung in ein Ritterstift im Jahre 1496 hebt Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz 1565 das Kloster auf. Heute ist die Anlage genutzt als Stift, in dem Wert gelegt wird auf eine solide, handwerkliche Ausbildung Jugendlicher. Das Städtchen, gebettet mitten in die fruchtbare, von Wäldern umsäumte Hügellandschaft des Kraichgaues, ruht, umgeben von den großen Straßen, Autobahn, B 292 und B 45/B 39, keineswegs abseits dieser viel frequentierten Verkehrsströme. Viel zu eng scheint die Hauptstraße zu sein, wenn Menschen und Fahrzeuge sich auf ihr dahinbewegen. Seit dem Jahre 1108 darf die Siedlung im Wappen den Reichsadler führen. Vierzig Jahre zuvor, 1067, wurden ihr die Marktrechte verliehen. 1362 fällt des „Reiches Stadt Sünsheym“ dem Herrschaftsbereich der Kurfürsten von der Pfalz zu und wird 1517 dem Oberamt Mosbach und der Amtskellerei Hilsbach unterstellt.

Der Dreißigjährige Krieg machte den Kraichgau zum Heer- und Tummelplatz der Kriegsvölker vieler Herren Mitteleuropas.

1689 — Orleanscher Krieg, Sinsheim ist entvölkert, gebrandschatzt. Teuerung herrscht im Land, Mangel an Nahrung, aufzehrende Krankheiten — die Stadt gezeichnet wie die Bauerndörfer ihrer Umgebung. Nichts ist von den Bauten der Vergangenheit mehr übriggeblieben. Mühsam gestaltet sich überall der Wiederaufbau. Zeuge dieser Zeit, der Anerkennung dem Fleiß und der Solidarität der Bürger abringt, ist das Rathaus mit dem schmucken Fachwerkbau, 1712 neu in den Raum der Stadt gestellt.

Die Wirtschaft und die Industrie, vorab das Aufblühen einer reichen handwerklichen Tradition, setzen das Richtmaß für den weiteren Fortschritt Sinsheims. So ist aus dem ländlichen Dorfstädtchen mit seinen Ackerbürgern ein ernstzunehmender Industriestandort im Spannungsfeld der Großräume an Rhein und Neckar entstanden.

War früher die Stadt dem nahen *Hilsbach* und seiner Amtskellerei unterstellt, so sehen sich heute die Hilsbacher wohlaufgehoben in dem Verband mit Sinsheim. Das bescheidene Städtchen mit der politischen Führungsrolle einer pfälzischen „Naturalabgabesteuerstelle“ wurde gar bald nach der Stadterhebung durch König Ludwig dem Bayer im Jahre 1294 auf den Berg verlegt und mit einer bis zu 20 Meter hohen Mauer umgeben. Kraichgauer Adelsfamilien besaßen in der Stadt und auf der Gemarkung zahlreiche Grundstücke. Ihre Namen sind eingelassen in den Grabplatten der evangelischen Kirche. Ein Prachtwappen am alten Schulhaus weist auf den Hochmeister des Deutschritterordens Clemens August, Herzog in Bayern und Erzbischof in Köln hin, Zeugnis des Rechtes, die Hilsbacher Pfarrei besetzen zu dürfen — und somit ein ansehnliches Einkommen aus der Stadt und deren Pfründe zu beziehen. Die 1521 errichtete „Kellerei“ war vier Jahre später Brand- und Plünderungsobjekt der aufgebrachten Kraichgauer Bauern, dem Höllenhafen des Pfarrers Eisenhut von Eppingen. Hundert Jahre spä-



*Das Rathaus in Sinsheim*

Foto: Kreisbildstelle

ter schlug die Schicksalsstunde des rührigen mittelalterlichen Marktfleckens Hilsbach, als am 22. März 1622 durch Verrat eingedrungene Soldaten aus der Armee Tillys 165 Hilsbacher niederstreckten und von den Überlebenden 1000 Gulden Lösegeld forderten. Leiden und Schäden konnten nur mählich geheilt werden. Zuwanderer aus der Schweiz glichen das Minus des Bevölkerungspotentials — nicht nur in Hilsbach — aus. Fleißige Menschen kamen, die aus dem Ödland wieder fruchtbares Bauernland gestalteten. . . .

Enge Beziehung zwischen „Hillersbach“, wie im Kodex des Klosters Lorsch geschrieben, und dem nahen *Steinsberg* mit der imposanten Wehranlage aus der Staufer- und Salierzeit stellen den historischen Auftrag dieser modernen Doppelstadt Sinsheim—Hilsbach am mittleren Lauf der Elsenz erneut unter Beweis. Unter den wirtschaftlichen Nutzungen möchte ich vor allem den Weinbau nennen, der an den Hängen des Basaltkegels aus jungvulkanischer Zeit vom Dorf Weiler zur Burg der Venningen an langen Stockzeilen betrieben wird. In den Neuanlagen reifen Ruländer, Riesling und Spätburgunder zu fruchtigem Kraichgauer Landwein, in der prickelnden Herbe Konkurrent zu den Weinen von Riesling und Silvanerreben am Keupersüdhang des bei Hilsbach gelegenen 326 m hohen Eichelberges.

### Bauernstädtchen im Schwarzbachtal

Ländliche Idylle breitet sich aus: Wälder, Wiesengründe, kleine Bauerndörfer, alte Städtchen und trutzige Burgen. *Waibstadt*s Kulisse bilden freundliche Villen und der Turm der neugotischen Pfarrkirche. Die Umgehungsstraße hat der Innenstadt die Last des Durchgangsverkehrs genommen. „Villa et marca Waibstadt“ besitzt kaum noch Zeugen einer reichen Vergangenheit. Der Adler im Wappen weist auf den edlen Rang einer einst freien Reichsstadt hin, dies ob-

wohl das Ackerbürgerstädtchen beinahe 500 Jahre dem Bischof von Speyer angehörte. Das Rathaus zeigt eine neue Fassade, errichtet im Jahre 1963. Erinnerung an das gestrige Waibstadt bildet jene putzige Gestalt auf dem Brunnen, verbunden mit einer Sage, die erzählt, wie Kaiser Konrad III. in seiner Not und Bedrängnis auf der Flucht vor den ihn verfolgenden Feinden durch die Straße preschte, eine beherzte Frau am Brunnen ihn zu sich in das Haus verwies und dort versteckt hielt. Die Reiter gerieten auf falsche Fährte, der Kaiser war gerettet. Zum Dank wurde an besagtem Brunnen ein „Weible“ in Stein aufgerichtet, der Siedlung aber der Name „Waibstadt“ zugeschrieben.

Etwas weiter schwarzbachaufwärts liegt der ritterschaftliche Flecken *Neckarbischofsheim*. König Ludwig I., der Deutsche, hat den dem Bischof Samuel und seiner Kirche zu Worms gehörenden Ort Wimpfen für „immun“ erklärt. Die Grenzen reichten von Gronbach, bei Bischofsheim den Schwarzbach entlang, nach Helmstadt und Wollenberg. In diesem Gebiet wurde dem Bischof das Recht zugesprochen, Markt zu halten. In einer Lehenurkunde lesen wir, daß das Städtchen als Marktort mit Mauern und Türmen bewehrt ist. Wimpfener Recht wurde ihm zugesprochen. Überrest der alten Wasserburg bildet das „Steinerne Haus“. Zum Wahrzeichen wurde der 1448 erbaute Fünfeckige Turm. Das „Gewicht“ liehen dem bürgerfleißigen Flecken vor allem die Herren von Helmstadt, die hier die Grund-, Leib- und Gerichtsbarkeiten innehatten.

Dank seiner herrlichen Lage in einer Wald- und Wiesenlandschaft besitzt Neckarbischofsheim heute alle Vorzüge eines gerne aufgesuchten Ausflugszieles und Erholungsortes.

In einer Bilanz der Stadtgemeinde lesen wir: „Waren vor 1939 noch nahezu 75 % der Bevölkerung in den eigenen landwirtschaftlichen Betrieben tätig, so sind heute weit über 60 % Arbeitnehmer als Beamte,



Gasthaus zum „Schwarzen Bären“ in Sinsheim

Foto: Kreisbildstelle

Angestellte und Arbeiter, je rund 20 % in selbständigen Betrieben, Gewerbetreibende und zu geringem Teil noch in der Landwirtschaft voll tätig. Neckarbischofsheim hat sich im nordöstlichen Teil des Kraichgaues zu einer Schwerpunktgemeinde für Kleinindustrie entwickelt“.

#### Städtchen am Westrand des Kraichgaues

Mit der sinkenden Sonne und auf der Bundesautobahn fahren wir dem Rhein zu. An den Übergang vom Hügelland zu der breiten Tiefebene reihen sich einige Kleinstädtchen, denen unser Besuch am Abend gilt. *Wiesloch*, die Weinstadt, — in den Prospekten fügt sie sich der Weinlagen und

Winzergenossenschaft wegen dem Raum „Südliche Bergstraße“ zu — mag einem späteren, ausgiebigeren Besuch teilhaftig sein. Ebenso wie das in der Ebene sich ausbreitende *Walldorf* oder das vor den Toren Heidelbergs gelegene, in die Mündungsaue der Elsenz sich bettende *Neckargemünd* würden durch eine Beschreibung den Rahmen dieser Darstellung der Kraichgauer Landstädtchen sprengen. Man wolle bei den zuständigen Stellen von Verwaltung und Fremdenverkehrswerbung, aber auch bei den in Liebe zu ihrer Heimat sorgsam bedachten Freunden dafür Verständnis aufbringen.

Eingekehrt sind wir in einer niederen Gaststube zu *Rotenberg*, um bei einem Glas

Ruländer vom „Schloßberg“ uns in die Geschichte dieses Fleckens von knapp 700 Einwohnern, der ab 1. Januar 1973 ebenfalls seine Selbständigkeit aufgibt, einstimmen zu lassen.

„Mons vocabulo Rotemberch“ — im Jahre 1184 wird der Name in einer Urkunde vermerkt. 1338 wurden dem Weinweiler die Stadtrechte übertragen. Der Flecken zählt zu den sogenannten Speyerer Gründungsstädtchen, wie sie im Land an bedeutenden Zufahrtstraßen (des Zolls und der erhobenen Oktroigelder wegen) aber auch an engen Taleingängen (Sperrfortaufgaben) eingerichtet wurden. Rotenberg besaß den Auftrag von einer Bergkuppe aus den Zugang ins Angelbachtal zu bewachen und somit den Warenaustausch Kraichgau — Rheinebene zu kontrollieren. Im 18. Jahrhundert verlor diese Lage immer mehr an Bedeutung. Rotenberg gab an Rauenberg seinen Auftrag ab, „Amtssitz“ zu sein. Burg und Ummauerung verschwanden, geblieben ist eigentlich nur der Adel einer Stadt. Schmuck stehen im Raum der Siedlung alte Fachwerkbauten, teilweise mit reizvollem, barockem Bauernschnitzwerk. Das „Schloß“ wurde nach der Jahrhundertwende wohnlich ausgebaut und dient als Landerholungsheim für Schüler.

### In der neugeschaffenen Region Franken

Sie umfaßt Landschaftsabschnitte mit sehr unterschiedlichen Charakteren. Vom Main und Taubergrund über Hohenlohe und das Neckarland eint sie auch einen nicht geringen Teil des östlichen Kraichgaus in ihren Grenzen. In diesem Kreis der Städte von Wertheim, Tauberbischofsheim bis nach Heilbronn wird sich künftighin das Kraichgaustädtchen mit alter Bürgertradition zu bewähren haben: *Eppingen*. An anderer Stelle in diesem Heft wird von kundiger Hand eingehend über Vergangenheit und Verwaltungsgeschichte geschrieben. Ich möchte nur Eppingen zeichnen, wie es Einordnung finden kann in den Reigen dieser alten und

traditionsreichen Städte der Region Franken.

Was diese Stadt auszeichnet und dem Charakter der fränkischen Städte angleicht, das sind seine zahlreichen Kleinbürgerhäuser mit dem durch die Jahrhunderte gebräunten Fachwerk. Über dem steinernen Untergeschoß, das als Stallung oder Vorratsraum für die Wirtschafts- und Haushaltsgüter diente, bauen sich die einzelnen Stockwerke auf. Der Giebel blickt zur Straße, Zugang und Nebengemächer finden sich von den zwischen den Häusern freibleibenden Gäßchen. Zur Traufgasse und zur Straße kragen die oberen Geschosse vor. Es ist ein Gang durch ein halbes Jahrtausend Baugeschichte, wenn wir in Eppingens Straßen unterwegs sind.

Das macht letztlich das Eigenartige, aber auch das Verbindende zu den Städten Frankens aus, zu Mosbach und Wertheim, wo ebenfalls Bürgerhäuser im Schmuck dieses Fachwerkes das Auge des Betrachtenden begeistern. In Eppingen stehen wir sinnend vor so mancher Inschrift, wie folgende: „In diesem Hause befand sich die Universität Heidelberg in den Jahren 1564/65, so lange die Pest in Heidelberg herrschte“. Ein kleiner Blick in die Geschichte: Im Jahre 1462, als man die Mauern zu diesem Haus in der Fleischgasse errichtete, begann für Eppingen die 341 Jahre währende Herrschaft der Kurfürsten von der Pfalz. Aus dem heimischen Sandstein schlugen kundige Steinmetze die Quader zurecht. Die Zimmerleute errichteten darüber das Gebälk und den Dachstock. Es dürfte um das Jahr 1480/1490 gewesen sein. Wappenhalter weisen auf die Besitzer hin, Blaugold, Schildzeichen der Herren von Gemmingen, Rauten und Löwe, der Landesherr der Kurpfalz, in Eichenholz geschnitzt darunter das Stadtwappen. Heute beherbergt dieser stattliche Bau die Räume des Heimatmuseums. Gemeinsam mit der Altstädter Kirche ist dieses monumentale Bauwerk eines der Wahr- und Sichtzeichen Eppingens — aber nicht das einzige Fachwerk-

haus, das unser Bewundern verdient. Das immer wieder gerühmte und als „schönstes Fachwerkhaus zwischen Rhein und Neckar“ bezeichnete Baumann'sche Haus trägt als Wandspruch: „Ich will nicht sterben sondern leben und die Werke des Herrn verkündigen, 1583“. Und dies blieb Wahrspruch bis zum heutigen Tage. Das prächtige formvollendete Patrizierhaus überstand alle Wirrnisse und Drangsale, alle Brandschattungen und Kriegsnöte vom Dreißigjährigen Kriege an. Ich erinnere mich noch lebhaft eines kurzen Weilens in den Mauern dieses Fachwerkhauses, als es zur Jugendherberge ausgebaut war und uns Radwanderern aus dem fränkischen Land im Kraichgau Unterkunft, aber auch Erstaunen bot, weil wir fast gleiches Bauwerk in unserer heimischen Stadt Wertheim Tag um Tag um uns hatten. Vollendet ausgefeiltes Renaissancefachwerk, so schreibt der Chronist Kiehnle aus Eppingen, das beim Giebel symmetrisch angelegt ist und nach fränkischer Art in den Eckfenstergruppen und der Giebelkrönung seine Höhepunkte erreicht, zeigen die vorkragenden Geschosse. Eine Augenweide für sich ist das Schnitzwerk: Fratzen, Eichenblätter, Schuppenmuster, Würfelwerk, Schneckenbänder, gedrehte Stäbe, Voluten und Rosetten, eine Fülle edler, deutscher Handwerkskunst, die hier tätig war, aus dem Vielerlei von Händen und Baustoff ein einheitliches Ganzes zusammenzufügen.

Und wie hier, so bleiben wir bei diesem Rundgang durch Eppingen gar vielfach stehen, zücken das Notizbuch und schreiben immer wieder begeistert von neuen Eindrücken, an der „Alten Post“ aus den Jahren 1515/1588, der ehemaligen Ratsschänke aus dem Jahre 1388, lokalstolz das älteste Holzhaus im nordbadischen Raum genannt, dem Schwebegiebelhaus aus dem Jahre 1450 — und im Reigen dieser Bürgerhäuser nicht vergessen der Pfeiferturm und natürlich die schon genannte, Stadt und Straßen überragende Altstädter Kirche.

Eppingen lebt aber nicht allein nur im historisch umgürteten Raum der Siedlung. Auch die Landschaft webt mit am Teppich der Geschichte, so die Ravensburg im Westen, von Reben umpflanzt, Hauptbau und Palas weit sichtbar, durch die Weine des Freiherrlich von Gölerschen Rentamtes bekannt. Schwer fällt die Wahl zwischen einem Löchle oder einem Rittertrunk, einer Husarenkappe oder einem Dicken Franz, schließlich wählt man einen landständigen, untrüglich Kraichgauer Bodeng'fährtle in sich einenden Stempfel. Südlich der Stadt wirbt die Ottilienkapelle um unsere Ankehr, erhoben auf einem bewaldeten Schilfsandsteinplateau, im Mittelalter vielbesuchte Wallfahrtskapelle der Wilhelmiten, wahrscheinlich auf dem Grund eines römischen Tempels stehend, der wiederum eine Fliehburg aus der Vorzeit zum Fundament ausnutzte. Die „Jägersberger Kerwe“ zieht alljährlich und nicht nur aus Eppingen und dem Kraichgau Besucher her zum Ottilienberg, von dessen Warte sich eine weite Rundschau auf dieses Land der Hügelwellen und niederen Muschelkalkberge.

Bad Rappenau, wohl keine Stadt, doch kraichgauisch, besitzt Anrecht darauf, hier genannt zu werden durch seine überörtliche Bedeutung als Salzlager- und Badeflecken. Im Jahre 1601 erbaute Eberhard von Gemmingen das Wasserschloß, das zu einem Kurheim umgebaut worden ist.

Den Ausklang des Kraichgauer nach Osten bildet die Silhouette der Bergstadt über dem Neckar, *Bad Wimpfen*, zu dessen Füßen sich das dörfliche Wimpfen im Tal mit dem kunsthistorischen Baudokument der Ritterstiftskirche ausbreitet. Vielleicht stellt das Deutschordensstädtchen am Neckar, *Gundelsheim* mit dem mächtig aufragenden Schloß Horneck, eine Brücke zum Fränkischen hin dar, wo nach dem Niedergang des Sitzes des Hochmeisters des Deutschen Ritterordens am Neckar künftighin Mer-

gentheim an der Tauber zur Residenz erwählt worden ist.

Zum Kraichgau wenden wir uns wieder westwärts, fahren mit der B 293 durch das Leintal und halten Station in der Metropole dieser weinbaureichen Landschaft, *Schwaigern*, Residenz der Grafen von Neipperg, betriebsamer Handwerkerort von einst, belebt mit bedeutender Kleinindustrie, ein gemütliches, gastliches Städtchen. Es gibt viel zu sehen, das Schloß der Grafen von Neipperg, der herrliche Park, die Stadtkirche zum hl. Johannes mit den zahlreichen Kunstwerken, neben den Altären zwingt das 13 Meter hohe Sakramentshaus des Bildhauers Sporer die Aufmerksamkeit des Besuchers dieses Gotteshauses auf sich, und an der Stadtmauer der Hexenturm, in dem das Leben des letzten in Württemberg im Jahre 1713 verbrannten „Teufelsmädlein“ Anna Maria Heinrich endete. Aber auch die Neuzeit stellte den historischen Bauten ihre Beiwerte zu; ein modernes Freibad lädt Verweilende zur Sommerzeit ein. Aus der Schloßkellerei der Grafen von Neipperg kosten wir einen Schwarzriesling, der in der Traditionsgaststätte „Zum Alten Rentamt“ gereicht wird.

### Im eigentlichen Kraichgau

Seine Grenzen decken sich nach der Verwaltungsreform mit Beginn Januar 1973 mit jenen der Region Mittlerer Oberrhein. Sitz von Verwaltung und Landkreis wird Karlsruhe sein. *Bruchsal*, gelegen am Ausgang des Saalbaches in die Rheinebene, gibt seine Stellung als Kreisstadt ab. In seinen Gemeindeverband nahm es die Stadt *Obergrombach* sowie das Dorf Untergrombach auf. Die einstmalige Wehr- und Sperrfeste in einem Talkessel, durch den der Langenbach fließt, erfuhr ihre Bedeutung — wie das kleine Städtchen Rotenberg — durch die Straßenzüge, die sich zu Füßen der Burg sammelten. 1337 meldeten die Urkunden: die

burg zu Grumbach, die stat und das nidern-grombach. . . .

Das mag vorerst genügen, Bruchsal und seine eingemeindete Stadt Obergrombach vorzustellen. In diesem Heft wird von historischer Warte aus die weitere Bedeutung der Kapitale des Bruhrain gewürdigt werden.

Vor den Toren der Stadt liegt auch „als Abglanz bescheidener Reichsstadtherrlichkeit“ der Flecken *Heidelsheim*. 1952 wurden die Stadtrechte erneuert. An die reichbewegte Vergangenheit erinnern heute noch einige wenige Bauten im Weichbild des Städtchens, das Rathaustor, der Katzenturm und Diebsturm. Zum Zeichen der einstmaligen Reichsunmittelbarkeit führt das Stadtsiegel im Schild den schwarzen Reichsadler auf rotem Grund.

Auch *Bretzens* Geschichte können wir hier nur kurz streifen, weil über die Melanchthonstadt ein eigener Bericht gegeben ist. Zitieren wir Merian, der, als er das Bild des mittelalterlichen Bretten konterfeite, festhielt: Brettheim ist der Eingang und Schlüssel zur Pfalz, hat schöne und bequeme Gelegenheiten, ein fruchtbares Land, herrliche Landstraßen, da die Waren von Venedig, Augsburg und Ulm dadurch auf Frankfurt, wie auch die Posten aus Spanien und Welschland gehen . . . An diesen Tatsachen hat sich die Zeiten über fast nichts geändert. Nur sind dazugekommen die bedeutenden „Waren“ der Brettener Industrie, die nun ihrerseits weiter dazu beigetragen hat, daß zu dem historischen Auftrag ein wirtschaftlicher Faktor trat. Unternehmerische Initiative und kommunalpolitisches Planen und Handeln, Fakten, die sich in der Gegenwart würdigen Daten anreihen, die von der Geschichte her zum Auftrag Bretzens wurden. Noch heute ist die Stadt „malerisch“ wie zu mittelalterlichen Zeiten im Kern der Siedlung um den Marktplatz, in dessen Mitte der einstmalige Landesherr, Pfalzgraf Friedrich II. in voller Rüstung auf steinernem Brunnenschaft wacht (1555). Bürgerhäuser



*Altes Sinsheim an der Elsenz*

Foto: Kreisbildstelle

im schmucken Gewand fränkischen Fachwerkes umstehen, wie eine festlich-frohe Kulisse den Platz. Wahrzeichen stellen sich bei in der klotzigen Gestalt des Pfeiferturmes und des Simmelsturms, nicht zu übersehen das „Brettener Hundle“, das am Rand der

Durchgangsstraße fast vergessen auf seinem Säulenschaft hockt und dabei doch nur durch die Dankbarkeit der Bürger an seine „schmerzensreiche“ Tat der Schwanzkürzung hierher als „Ehrenpensionär für alle Ewigkeiten“ gesetzt wurde.

## Modell der Neuzeit: Bauernstadt Kraichtal

Von einer Besonderheit in dieser Region wird nunmehr die Rede sein. Im Zuge der Gemeindegemeinschaften und Verwaltungsvereinfachungen haben sich am 1. Januar 1972 neun Gemeinden zu einer „neuen“ Stadt zusammengeschlossen: Kraichtal ist mitten im Land auf einer Fläche von beträchtlichen Ausmaßen (Entfernung *Gochsheim* — *Unteröwisheim* etwa 5 Kilometer, *Unteröwisheim* — *Neuenbürg* etwa 3 Kilometer, *Neuenbürg* — *Menzingen* etwa 3 Kilometer, *Menzingen* über *Bahnbrücken* nach *Gochsheim* zurück etwa 8 Kilometer, *Landshausen* liegt von *Menzingen* etwa 2 Kilometer entfernt) ein Gemeinwesen entstanden, das mit den genannten Orten sowie *Münzesheim* und *Oberacker* eine stattliche Einwohnerzahl von rund 14 500 Menschen in die gemeinsame Verwaltung eingebracht hat. Die weitere Entwicklung dieser „Landstadt im Grünen“ dürfte aber sicherlich noch nicht abgeschlossen sein. Der praktikable Modellfall einer „Bürgerhochzeit“ größeren Ausmaßes wird bestimmt nicht nur hier Schule machen.

*Unteröwisheim* besitzt einen eigenen Ruf im Land um Bruchsal. An den Hängen reifen früh im Jahr die Kirschen. Daneben ist aber der *Unteröwisheimer* Wein nicht zu verachten. Der „Huttler“ galt um die Jahrhundertwende neben dem *Ubstädter Riesling* als das volkstümlichste Getränk am *Bruhain*. Im *Zehnthaus* zu *Oberöwisheim* wurden im tonnengewölbten Keller in mächtigen Fässern die Weine gelagert. So finden wir in der Stadt *Kraichtal* an vielen Orten Zeugen einer traditionsreichen Weinbaukunst, abzulesen an den Giebeln schmucker Winzerhäuser und deren reichverziertem Fachwerk. In *Münzesheim* ist die Ortschaftsverwaltung in der ehemaligen *Zehntscheuer* untergebracht. Der Kirchturm von *Neuenbürg* ist der ehemalige Bergfried einer Tiefburg der Herren von *Remchingen*. *Menzin-*

*gen* besitzt in der *Schwanenburg* ein *Baudokument* aus den Jahren 1568/69. *Bahnbrücken* und *Landshausen* sind ebenfalls rührige Industrie-Bauernorte mit alten Traditionen. Neben der Vergangenheit, die bekannt und erforscht ist, wird nunmehr die Gegenwart zu beweisen haben, daß dieser Modellfall einer Städtebildung das Kapital der Geschichte durch die Impulse einer regen Gemeinsamkeit wirtschaftlich auszunutzen und ertragreich anzulegen versteht.

## In der Region Nordschwarzwald

Drei Städtchen aus *Kraichgauer* Landschaft wurden ihr zugeteilt: *Knittlingen*, *Mühlacker*, *Maulbronn*, Stätten reicher Tradition und tiefbewegender Geschichte. Fast jedem Flecken haftet ein schmückendes Beiwort an. *Knittlingen* wird die Heimatstadt *Fausts* genannt, *Mühlacker* darf sich die „Senderstadt“ nennen, seit der *Süddeutsche Rundfunk* dort seine hohen und durch die ausstrahlenden Ätherwellen Welten verbindende Maste errichtet hat. *Maulbronn* ist die Klosterstadt mit der wohl am besten erhaltenen Anlage zisterziensischer Bauweise auf württemberg-badischem Boden. „Dich, entlegenes stilles Kloster, Das mich heimisch einst umging, /Seh' ich oft im Geiste wieder/ Hinter deinem Mauerring. ...“ Eine Liedstrophe von *Hermann Kurz*, der gleich anderen berühmten Zeitgenossen des *Schwabenlandes*, *Hölderlin*, *Schelling*, *Hesse*, in der Klosterschule Erziehung und Bildung im humanistischen Geiste genoß.

Drei Städte, drei wohlklingende Namen, die Einkehr bei ihnen immer wieder viel zu kurz, um den wahren Gehalt tief und für die zu stillende Neugier genügend auszuschöpfen.

## Ausklang und Nachhall einer Begegnung

Vielleicht war es das Weilen in den kühlen Hallen der *Maulbronner* Kloster-Kirche, die alle Hitze der Begeisterung unserer *Kraichgauer* Landfahrt nahm und in einer

nüchternen Betrachtung des Erlebten nun Resumée ziehen läßt über diese allezeit wache Begegnung mit der Landschaft und den Städten des Kraichgaues. Geschichte und Werden wurden abgelesen an markanten Zeugen draußen im Reich der Natur und drinnen im ummauerten Raum der Bürgersiedlung, an Flur und geologischem Aufbau von Hügelwellen und Talbuchten, von den Giebeln alter Patrizierhäuser und den Fassaden prachtvoller Adelsitze Kraichgauer Ritterschaften. Der Trend wurde wach beobachtet, der sich im Wandel deutlich sichtbar macht, jenem Wandel vom einst rein agrarpolitischen Kleinbauernland zu dem allen technischen und pragmatisch-wirtschaftlichen Einflüssen aufgeschlossenen Klein-Industrie-Produktions-Ballungsraum. Die Abgelegenheit von den pulsierenden Strömen des Verkehrs und Warenaustausches auf großzügig angelegten Straßen und wichtigen Durchgangslinien der Eisenbahn Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts wirkte sich vorerst hemmend für eine günstige Aufwärtsentwicklung im Gesamtkraichgauer-Raum aus. Des Landes kleine Städte wurden zu seinen großen Sorgenkindern. Wenn sie sich dennoch erhalten und erholt haben, so ist dies nur dem Umstand zu verdanken gewesen, daß tatkräftige Männer von Stadt und Land — letzteres in weitestem Sinne aufzufassen — sich redlich und mit verständlicher wacher Umsicht mühten, mit Hilfe einer gezielten und wohldurchdachten Raumplanung den Anschluß an das gemeinsame Bindende

und Verpflichtende aller Städte zu- und miteinander nicht zu verlieren. Aufträge, die den Städten zuteil wurden, Amtsbezirke und Sitz von Kreisverwaltungen zu sein (1936 bzw. 1939) dienten fördernd diesem Bestreben.

Wenn nun solche Aufgaben schwinden, Zuordnungen zu größeren Einheiten in die Wege geleitet werden, dann geschieht dies nicht deshalb, um erneut die Kleinstädte des Kraichgaues in den Schatten von Gunst und Achtung staatlicher Förderung zu stellen. Die stets fortschreitende Industrialisierung, aber auch das Erschließen des Landes durch den Zustrom neuer, großzügig ausgebauter Verkehrswege, hier vor allen Dingen die Autobahn Mannheim — Walldorf — Sinsheim — Heilbronn, tragen wesentlich zur Förderung des intensiv genutzten Wirtschaftspotentials dieses Landschaftsabschnittes zwischen den großen Wasserstraßen im Osten (Neckar) und Westen (Rhein) bei. Ebenfalls wird auch die Belebung des Fremdenverkehrs ein Vielfaches erreichen, so daß die Rolle und Bedeutung des Raumes Kraichgau mit seinen Zentren der kleinen, durch Romantik und Geschichte gleichermaßen geprägten Städten erkannt und damit wirtschaftlich ausgenutzt werden können. In Gemeinsamkeit mit den Badebezirken im Westen, Bad Mingolsheim-Langenbrücken, und im Osten, Bad Wimpfen und Bad Rappenaubach, sollte dieses Nahziel sehr wohl zu erreichen sein.

---

#### Anmerkung:

Für die Abbildungen der Betrachtung „Kraichgauer Landfahrt“ von Günther Imm stellte uns das Bürgermeisteramt der Stadt Sinsheim freundlicherweise die Klischees zur Verfügung. Dafür sei herzlich gedankt.

Die Schriftleitung

# Drei geschichtliche Dorfskizzen aus Mittelbaden

Von Günther Haselier, Karlsruhe

*Die nachfolgenden geschichtlichen Dorfskizzen zeigen das Bild dreier Gemeinden, von denen jede für die Geschichte des Kraichgaus ihre besondere Bedeutung hat. Gondelsheim, im Herzen dieser Landschaft, unterlag historischen Einflüssen aus dem nördlichen Schwarzwald, die von den Herren bzw. Grafen von Eberstein und dem von ihnen gestifteten Kloster Herrenalb getragen wurden. An der Peripherie des Kraichgaus, aber noch deutlich innerhalb seines südlichen Muschelkalkbereichs, liegt Ispringen mit der durch das Lampertspatrinium seiner Kirche dokumentierten Orientierung auf die Salier und deren Untergrafen im Kraichgau, den Zeisolf-Wolframen. Schließlich ist Völkersbach in seiner Lage auf dem südlich an den Kraichgau angrenzenden Albplateau des nördlichsten Schwarzwaldes ein Musterbeispiel für das Ausgreifen Kraichgauer Adelsgeschlechter, hier der Triegel von Öwisheim, über ihr Ursprungsgebiet hinaus.*

## Der „freiadelige Flecken“ Gondelsheim

Die hübsch gelegene Kraichgau-Gemeinde Gondelsheim bestand schon jahrhundertlang, ehe sie im Jahr 1257 für uns erkennbar unter dem Namen Gundolfesheim, Heim des Gundolf, im Licht der Geschichte erscheint. Denn nicht nur der Name, sondern auch die Lage an der alten Heerstraße, die vom Rhein nach Schwaben zieht, im offen zugänglichen, schon in der Steinzeit bewohnten Altsiedelland, legen die Vermutung eines hohen Alters nahe. Vielleicht ist das Dorf eine Siedlung aus der Zeit der Landnahme durch die Alemannen, noch wahrscheinlicher aber ist es bei der Inbesitznahme des Kraichgaus durch die Franken gegründet worden. Wir kennen den Gundolf nicht, dem die Gemeinde ihren Namen verdankt; wir wissen auch nicht genau, was es mit den vier- oder fünftausend Jahre alten jungsteinzeitlichen Gruben auf sich hat, die man auf der Gemarkung des Dorfes im Eichwald entdeckte; auch die aufgefundenen römischen Überreste können uns nicht viel verraten. Erst aus einer am 23. April 1257 in Bretten ausgestellten Urkunde gewinnen wir sichere Kunde, daß Gondelsheim bis dahin Eigengut des um 1150 gegründeten Zisterzienserklosters Herrenalb war. Vermutlich hat der

frühere Besitzer, dem Gondelsheim als freies Eigentum gehörte, ein Graf oder ein Adliger, das Dorf im 12. oder in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts dem Kloster vermacht oder verkauft. Im Jahre 1257 gab es nun Gondelsheim im Tauschweg an den Edeln Konrad von Wiesloch und zwar für Besitzungen des Wieslochers auf Gemarkung Dertingen. Dabei behielt sich das Kloster allerdings das Eigentum an zwei Äckern auf der Gondelsheimer Gemarkung vor. Da die Gabe der Mönche nicht ganz dem Wert des Tauschobjekts entsprach, zahlten sie noch 5 Mark Silber darauf. Bei dem Tauschgeschäft war der Lehensherr des Wieslochers, Graf Otto von Eberstein, als Zeuge zugegen, und er ist der Aussteller einer anderen Urkunde vom 14. März 1260, in der festgestellt wird, daß Konrad von Wiesloch wegen dieses Gütertausches zu Dertingen und Gundolfesheim keine Forderung mehr an Herrenalb habe. Die zu Unteröwisheim ausgestellte ebersteinische Urkunde setzte also den Schlußstrich unter das Tauschgeschäft, sie besagt, daß der Tausch wirklich durchgeführt war.

So gehörte nun Gondelsheim einem Angehörigen des Geschlechts von Wiesloch. Wie lange dieses sich des Besitzes erfreute, wissen



*Gondelsheim 1841*

Lithographie von L. Kuntz

wir nicht genau. Sicher ist nur, daß das Dorf nicht lange danach in andere Hände gekommen ist. Denn am 8. Juli 1292 teilte Berthold von Mühlhausen in einer Urkunde mit, daß er mit anderem Besitz auch „daz dorf ze Gundolfesheim mit alem dem nutze unde mit allem dem rehte, als wir ez her genozzen han“ den Rittern des Johanniterordens zu Heimbach in der Pfalz für so lange überlassen habe, bis diese aus diesen Besitzungen 1600 Mark Silber gezogen haben würden. Am 18. Mai 1299 verpfändete Graf Albrecht von Hohenberg in Speyer seinem Schwager Graf Ullrich von Württemberg mit der Burg zu Helmsheim auch „den Wald zu Helmsheim, Gundolsheim und Bonartshusen und all das, was sein Vetter, Herr Berthold von Mühlhausen, innehatte von unserm Vater, Graf Albrecht selig“. Beide Urkunden zusammen besagen also folgendes: Aus der Hand des Geschlechts von Wiesloch kam Gondelsheim in den Besitz der Grafen von Hohenberg, und Graf Albrecht aus diesem

Hause belehnte noch vor 1292 seinen Verwandten Berthold von Mühlhausen damit. Da der neue Ortsherr den Johannitern von Heimbach 1600 Mark Silber schuldig war, mußte er ihnen unter anderem auch die Einkünfte aus Gondelsheim versetzen, so wie sein Lehnsherr sieben Jahre später ebenfalls gezwungen war, das Obereigentum an dem Dorf den Grafen von Württemberg zu verpfänden.

Diese Verpfändung an Württemberg wurde in Speyer besiegelt. Eine andere für die Geschichte des Ortes bedeutsame Urkunde vom 23. Februar 1356 ist ebenfalls in Speyer ausgestellt. Mit dieser Urkunde stiftete Herr Konrad Fulle aus Bretten, Kanoniker des Stifts St. Wido in Speyer, eine neue Priesterpfünde in seine Stiftskirche. Zu den Einkünften, die er dem neuen Präbendar bestimmte, gehörte auch ein Zins von zwei Malter Weizen, die damals ein gewisser Hopper von Gütern im Banne von Gondelsheim alljährlich geben mußte. Die

Besitzungen dieser von Herrn Fulle aufgerichteten St. Jodokuspfründe des Speyerer Stifts beschäftigten, soweit sie auf Gondelsheimer Gemarkung lagen, mehrfach den Schultheiß und das Gericht des Ortes. So beurkundete am 12. August 1387 Schultheiß Ruofe Billung und das Gericht von Gundolsheim, dem Heintze Varmung, Albrecht Ensel, Kunz Burruß, Kunz Haber und Rufel, der Sohn des alten Schultheißen, angehörten, eine Verpflichtungserklärung des Pächters von Grundstücken der Pfründe. Da das Gericht kein eigenes Siegel besaß, ließ es seine Beurkundung mit dem Brettener Stadtsiegel bekräftigen. 200 Jahre später, am 23. Mai 1587, gaben Schultheiß Hans Krauß und die geschworenen Richter von Gondelsheim eine Beschreibung aller der Pfründe gehörigen Grundstücke auf ihrer Gemarkung, und nach weiteren 200 Jahren wurden die Besitzungen der Pfründe St. Jodokus zu Speyer noch einmal aufgezeichnet.

Das Dorf blieb als Pfandschaft bis zum Jahre 1483 in württembergischem Besitz. Da die württembergischen Pfandherren aber selbst in Geldnöten waren, hatte es ein sehr unruhiges Schicksal. Am 29. Mai 1380 verpfändeten die Grafen Eberhard und Ullrich Gondelsheim mit Bonartshausen und weiteren Gemeinden der Umgebung an Wiprecht von Helmstatt. Als Bürge für die Württemberger Grafen büßte dieser Wiprecht etwa 10 Jahre danach 400 Gulden ein. Deshalb wurde die ursprüngliche Pfandschuld für Gondelsheim, die Württemberg ihm schuldete, um diesen Betrag erhöht. Später scheinen Konrad von Stammheim und Mya von Sickingen zwischendurch Pfandherren des Ortes gewesen zu sein. Am Weihnachtsabend 1457 gab Graf Ullrich V. von Württemberg als Vormund Eberhards V. die Pfandschaft erneut einem Wiprecht von Helmstatt und zwar zu den gleichen Bedingungen, wie sie vorher der Stammheimer und die Mya von Sickingen innegehabt hatten. Gleichzeitig

versprach er, daß er diese Pfandschaft nicht mehr einlösen würde.

Damit war Gondelsheim eigentlich schon für die Württemberger verloren. Die endgültige Trennung kam aber erst im Jahr 1483. Am 6. Mai dieses Jahres verkauften die Grafen Eberhard der Ältere und der Jüngere dem pfälzischen Hofmeister Plicker Landschad von Steinach Schloß und Dorf Gondelsheim mit Helmsheim und den Höfen Bonartshausen, Rinklingen und Diedelsheim für 8300 Gulden. Damit kam das Dorf in den pfälzischen Machtbereich, der sich im Kraichgau um die Amtsstadt Bretheim (Bretten) gruppierte. Es scheint aber fast, daß der Landschad seine Erwerbung tätigte, ohne im Besitz ausreichenden Kapitals zu sein. Jedenfalls rechnete Pfalzgraf Philipp den beiden württembergischen Grafen am 27. April 1483 auf eine Schuld von 6000 Gulden, die sie auf Georgi des folgenden Jahres zu entrichten hatten, 2000 Gulden an, die ihnen der Landschad vom Kauf des Ortes Gondelsheim her schuldig geblieben war. Außerdem hinterlegte Plicker einen Tag später beim Kapitel der Heidelberger Heilig-Geist-Kirche für seinen Bruder und 3 bürgerliche Personen die Kaufbriefe für Gondelsheim, weil jeder von diesen vier über 1000 Gulden auf Schloß und Dorf Gondelsheim stehen hatte.

Gondelsheim war jetzt ein „freiadeliger Flecken“. Noch vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges erscheint Georg Rudolf Knebel von Katzenellenbogen als Inhaber des Schlosses und Dorfes. Es ist anzunehmen, daß Heiratsverbindungen den Besitzwechsel verursacht haben, oder aber daß der Besitzwechsel Heiratsverbindungen nach sich zog. Jedenfalls verkauften im Jahre 1650 Georg Knebel und seine Gemahlin, eine geborene Landschadin von Steinach, ihren freiadeligen Flecken dem Freiherrn Johann Bernhard von Mentzingen, der zwei Jahre später ein Lagerbuch seines neuen Besitzes aufstellen ließ. Die nächsten Jahrzehnte waren erfüllt von

Streitigkeiten zwischen der neuen Dorfherrschaft und der Gemeinde. Zwischen beiden Parteien wurden zahlreiche Vergleiche geschlossen, und immer wieder wurde von neuem prozessiert. Da auch pfälzische Hoheitsrechte über das Dorf in Mitleidenschaft gezogen wurden, erschien schließlich im Jahre 1731 in der kurpfälzischen Hofbuchdruckerei in Mannheim eine „Kurz gefaßte gründliche Ausführung deren Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Pfalz in und über das Dorf Gundelsheim, im Oberamt Bretten gelegen, zukommender hoher Gerechtsamen, Vorrechten und Regalien“. Schließlich erhob sich ein jahrzehntelanger Prozeß der Gemeinde mit ihrer Herrschaft. Diese befand sich wie fast die ganze Reichsritterschaft im Südwesten in unverschuldeter, aber um so größerer Geldnot und hatte deswegen bisher der Gemeinde zuständige Waldgerechtigkeiten an sich gezogen.

Um die Mitte des Jahrhunderts war die Mentzingensche Verschuldung gegenüber der Kurpfalz auf rund 190 000 Gulden gestiegen, und diese Summe war durch Verschreibung auf den Ort Gundelsheim gesichert. Zur gleichen Zeit hatte der Markgraf von Baden-Durlach eine Pfandschaft von 130 000 Gulden auf der Grafschaft Wartenberg stehen. Durch mehrere vertragliche Vereinbarungen im Mai und Juni 1761 zwischen der Pfalz, Baden-Durlach und dem Freiherrn von Mentzingen vertauschte der Markgraf die Pfandschaft auf Wartenberg mit der pfälzischen auf Gundelsheim und zahlte den Differenzbetrag von 60 000 Gulden der Pfalz in bar aus. Damit war Gundelsheim in den badischen Staatsbereich gezogen, wenn der Ort zunächst auch weiterhin als ritterschaftlicher galt und die alten in einem pfälzisch-mentzingenschen Vertrag vom Jahre 1738 festgelegten alten pfälzischen Hoheitsrechte zunächst unberührt blieben. In der Folge wurde aber die Verbindung des Ortes mit Baden fortgesetzt verstärkt. Das markgräfllich badische Amt Gundelsheim be-

schrieb am 21. September 1787 die Besitzungen der Speyerer St. Jodokuspfründe. Schließlich verkaufte der Freiherr im Frühjahr 1787 sein Gondelsheimer Rittergut an die Prinzen Friedrich und Ludwig Wilhelm August von Baden. Im Jahre 1783 war die Übergabe vollzogen. Höchste finanzielle Not war für die Mentzingen die Veranlassung zur Abstoßung ihres 130 Jahre alten Besitzes. Die weltgeschichtlichen Veränderungen des Jahres 1803 schufen dann das Kurfürstentum und spätere Großherzogtum Baden, dem die pfälzischen Berechtigungen an dem Dorf zufielen.

Das Privateigentum am Rittergut Gondelsheim ging später auf Großherzog Ludwig und von diesem gegen Mitte des 19. Jahrhunderts an den Grafen von Langenstein über. Bis zur Auflösung des badischen Amtsbezirks Bretten im Jahre 1937 gehörte Gundelsheim diesem an und ging dann in den Landkreis Bruchsal über. Heute noch verbinden zahlreiche wirtschaftliche Beziehungen die Gemeinde mit ihrer alten Amtstadt. Die verhältnismäßig große israelitische Gemeinde des Ortes befand sich bereits kurze Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Auflösung. Veranlaßt war dies vor allem durch die starke Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Amerika, an der auch die christliche Bevölkerung des Ortes teilhatte. Der Nationalsozialismus traf diese Judengemeinde vernichtend. In Gundelsheim haben sich bis auf den heutigen Tag gesunde landwirtschaftliche Verhältnisse erhalten. Daneben findet ein Teil der Bevölkerung in den Fabriken von Bretten, Bruchsal und Karlsruhe Erwerbsmöglichkeiten.

### Ispringens Vergangenheit

Die wichtigste Frage zu diesem Thema lautet wohl: Wann ist das Dorf im Kämpfelbachtal entstanden? Wenn es je eine „Geburtsurkunde“ gehabt hätte, sie ist nicht mehr da. Der Zeitpunkt der Entstehung des



*Ispringen: Brunnenstube*

Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

heutigen Landortes muß, wie bei den allermeisten Gemeinden, mühsam aus Anhaltspunkten, welche die Wissenschaft der Siedlungsgeschichte liefert, bestimmt werden.

*Ispringen* liegt nicht im dichtbewaldeten Gebirge, in dem erst durch Rodung die Voraussetzung für die Anlage von Dörfern geschaffen werden mußte, sondern im Gebiet des Muschelkalks, das schon bald nach dem Eindringen der Alemannen (2. Hälfte des 3. Jahrhunderts nach Christus) unter den Pflug genommen wurde. Es stößt an die Gemarkung der Stadt Pforzheim an, auf der in der Nähe der Römersiedlung „Portus“ von

den eindringenden Germanen ein Dorf angelegt wurde, das schließlich den Namen Pforzheim erhielt. In der Nachbarschaft von *Ispringen* liegen sonst fast lauter Orte, deren Namen auf -ingen enden: Dietlingen, Erzingen, Nöttingen, Eisingen, Neidlingen, Eutingen. Es kann bezweifelt werden, daß alle diese Dörfer schon im frühen Mittelalter, etwa um 500 n. Chr., angelegt wurden, wie andere Orte, deren Name auf -ingen endet. Dagegen spricht, wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit, daß sie nicht schon im 8. und 9. Jahrhundert urkundlich erwähnt sind, und daß in einigen dieser Ortsnamen

sicherlich kein Personennamen steckt. Aber eines kann man mit Gewißheit aussprechen: Ispringen stand in einem Zusammenhang mit dem im Spätmittelalter untergegangenen Nachbarort Neidlingen, es ist gewissermaßen der Nachfolger dieses um das Jahr 1125 erstmalig bezeugten Ortes. Neidlingen war die Mutterpfarre, Ispringen ein Filial von ihr. Erst im Jahr 1272 wird ein Ortspfarrer von Ispringen erwähnt, und eine Urkunde vom Jahr 1370 sagt ganz ausdrücklich, die „Pfarrkirche Ispringen ist die Tochter der Mutterkirche, die einstens in dem Ort gelegen war, der damals Neidlingen hieß, die aber jetzt und künftig zerstört ist“.

Diese Urkunde vom Jahr 1370 ist noch in mancher anderen Hinsicht bedeutsam. Der Ispringer Ortsname erscheint darin noch in seiner ursprünglichen Form „Uspringen“, in der er schon im Jahre 1315 sowie im Zeitraum 1387 — 1557 vorkommt. Daneben taucht im Jahre 1339 die nur wenig verschiedene Form „Uspringe“ auf. Was bedeuten nun „Uspringe“ und „Uspringen“? Erinnern wir uns daran, daß in Nordrhein-Westfalen unweit der Quelle der Lippe die Stadt „Lippspringe“ entstanden ist, daß es in Baden-Württemberg, im Landkreis Ulm, ein Dorf „Urspring“ gibt. „Uspringen“ bedeutet in unserem Fall *Austritt* von Wasser und weist darauf hin, daß nahe beim Ort das Wasser des Kämpfelbachs *austritt*, daß hier der Kämpfelbach entspringt. Der Name Uspringe(n), der auch schon 1272 als „Ispringen“ vorkommt und nach 1557 nur noch als Ispringen, gehört nicht der ältesten Schicht von Ortsnamen an, auch nicht der zweitältesten, der Pforzheim und andere -heim-Orte zugehören, sondern läßt die Möglichkeit offen, daß der Ort um das Jahr 1000 entstanden ist, möglicherweise auch schon etwas vorher, mit Gewißheit aber im Zusammenhang mit dem allmählichen Untergang von Neidlingen.

Als nach der Mitte des 13. Jahrhunderts die Pfarrkirche und die Pfarrei von Ispringen

an die Stelle der Pfarrkirche und Pfarrei Neidlingen traten, verursachte diese kirchenorganisatorische Veränderung einen Streit zwischen der neuen Pfarrei und der alten Nachbarpfarre Ersingen. Es ging dabei um den Zehntbezirk. Die Pfarrei Ersingen, hinter der das Kloster Frauenalb stand, bestritt dem Leutpriester von Ispringen einige Zehntdistrikte, von denen dieser die Einkünfte beziehen wollte. Das Patronatsrecht über die Kirche von Ispringen-Neidlingen besaß damals das Kloster der Dominikanerinnen von Pforzheim. Bis 1365 hatten dieses Patronatsrecht, das Recht, den Pfarrer zu präsentieren, die Herren von Enzberg gehabt, und zwar als ein Lehen der Grafen von Löwenstein, einer Nebenlinie der Grafen von Calw. Im Jahre 1365 verkauften die Herren von Enzberg und die Grafen von Löwenstein ihr Patronatsrecht an das Pforzheimer Frauenkloster, das bis zu seiner Auflösung im Zuge der Einführung der Reformation in der Stadt Pforzheim das Recht der Pfarrbenennung ausübte. Seit 1370 war die Pfarrei Ispringen dem Kloster sogar inkorporiert. Einige der vom Kloster eingesetzten Pfarrer waren der „Pfaffe Berthold“ (1364), Berthold Rütchüte (1415), Hans Wyler (1430) und Hans Trigel (1462), der wohl dem bekannten Adelsgeschlecht der Triegel von Öwisheim angehörte. Zum Teil übten diese Pfarrer ihr Seelsorgeamt nicht selbst aus, sondern bezogen die Erträgnisse der Pfarrpfründe und hatten gegen ein geringes Entgelt für die Seelsorgearbeit einen „Leutpriester“ angestellt, von denen einer im Jahr 1272 genannt wird. Die Frage, wer nun eigentlich im hohen Mittelalter Ortsherr, d. h. Gerichtsherr von Ispringen war, läßt sich nur schwer und unvollständig beantworten. An und für sich lag der Ort im Enzgau, dessen größter Teil bis 1110 zur Grafschaft der Wolfram-Zeisolfe gehörte. Vom Kirchlichen her gesehen, waren dagegen die Grafen von Calw zuständig. Im Jahre 1339 besaß das Pforzheimer Frauen-

kloster in dem Ort zwei Höfe, die es von einem Erwin Rümmelin gekauft hatte. Bis zum Jahre 1387 waren mehrere Einwohner von Ispringen den Rittern von Enzberg leib-eigen. 1486 besaß das mehrfach genannte Pforzheimer Dominikanerinnenkloster in Ispringen einen „Oberhof“, den es der Familie Rüttelhut und dem Hans Gramm in Erbpacht gegeben hatte. Das Frauenkloster in Pforzheim war abhängig von den Markgrafen von Baden, denen diese Stadt gehörte. Alle seine Rechte und Besitzungen, die es meist von den Herren von Enzberg erworben hatte, kamen nach der Reformation und der Aufhebung des Klosters an die Markgrafen, die spätestens von da an Landes-

herren der Ispringer waren. Insbesondere hatte der Markgraf den „Oberen- oder Grafen-hof“ zu verleihen, dessen Beiname auf ehemalige Zugehörigkeit zu den Grafen von Löwenstein deutet. Die Markgrafen von Baden-Durlach führten in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts im Ort den lutherischen Glauben ein. Die Reformation hat die Erscheinung des Dorfes bis in das letzte Jahrhundert hinein entscheidend geprägt. Die allerdings erst im Dreißigjährigen Krieg aktenmäßig nachzuweisende Schule ist sicherlich schon in der Reformationszeit entstanden. Wieviel die Religion für den Ort bedeutete, zeigte sich besonders in den Tagen des Pfarrers Georg Friedrich Haag, der um

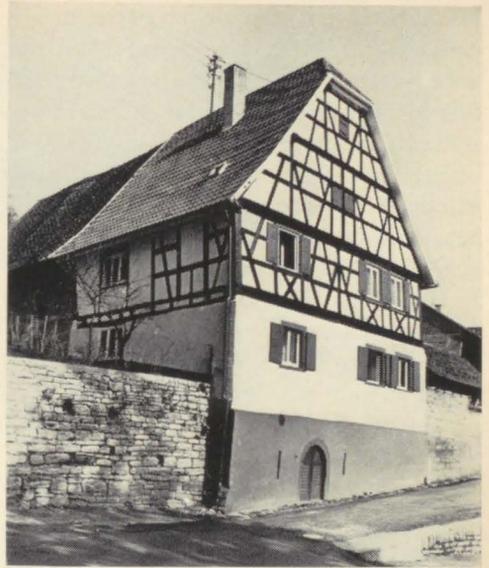


Ispringen: Fachwerkhaus Eisenbahnstraße 13

Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

die Mitte des vorigen Jahrhunderts Ispringen zum Mittelpunkt einer Erweckungsbewegung machte und entgegen den Bestrebungen der Evangelischen Landeskirche an der reinen lutherischen Lehre festhalten wollte.

Erst seit etwa 100 Jahren bestimmen zunehmend weltliche Faktoren das Geschehen im Ort, der sich in Anlehnung an die Pforzheimer Industrie von einem agrarisch bestimmten Dorf mehr und mehr zu einer Wohngemeinde entwickelt hat, deren Einwohner auf Arbeit in die benachbarte Industriestadt gehen. Längst sind die ältesten Ispringer Familiennamen Schönherr, Rüttelhut, Gramm, Muschelbach und Hündlin, ausgestorben und vergessen, ein Anzeichen dafür, daß auch in den kleinen Dörfern wie in den großen Städten die Zustände dem Wechsel unterworfen und unbeständig sind. „Schultheiß und Gericht“, die Vorläufer des heutigen Bürgermeisters und Gemeinderats, stellten am Valentinstag 1516 eine besiegelte Urkunde aus. So alt und sicherlich noch einige Jahrzehnte älter ist in Ispringen die gemeindliche Selbstverwaltung! Einst liehen sich die Bewohner bei geistlichen Stiften Geld, z. B. beim Frauenkloster, der St. Michaelsstiftskirche und beim Spital in Pforzheim. Aber auch die Heiligenfonds zu Büchenbronn und Brötzingen, die Frühmeßpfründen in Brötzingen und Ellmendingen und die St. Lamprechtspflege in Ispringen selbst traten als Kreditgeber der Ispringer Einwohnerschaft auf. Dies wiederum zeigt, daß der heilige Lamprecht der Patron der Ispringer Kirche war. Nach der Reformation sind die geistlichen Verwaltungen in Pforzheim und Durlach, die diese Heiligenfonds in ihre Obhut genommen hatten, Kreditoren der Ispringer. Im Jahre 1572 stellte die Gemeinde dem Markgrafen Carl einen Gültbrief in Höhe von 990 Gulden aus, wahrscheinlich zur Begleichung von Steuerrückständen. Im Jahre 1741 aber kaufte die Gemeinde von dem Königsbacher Freiherrn



*Ispringen: Giebelhaus Haldenweg 16*

Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

Johann Daniel von St. André für 600 Gulden den auf ihrer Gemarkung gelegenen sogenannten Obristenwald.

So sehen wir auf vielen Gebieten: Beständig allein ist der Wechsel! Als Hauptursache für die vielen einschneidenden Veränderungen im gemeindlichen Leben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ist die starke Vermehrung der Bevölkerung anzusehen. Als im Jahr 1709 nach dem Regierungsantritt des Markgrafen Karl-Wilhelm, des späteren Gründers von Karlsruhe, die Untertanen dem neuen Landesherrn huldigen mußten, wurden in Ispringen 47 Huldigungspflichtige, d. h. über 16 Jahre alte männliche Einwohner, festgestellt. Im Jahre 1809 hatte Ispringen dagegen schon 723 Einwohner, für die 86 Wohn- und 81 Nebengebäude zur Verfügung standen. 1950 zählte die Gemeinde einschließlich des Katherinentalerhofs und des Gemeindehauses 2 843 Einwohner, von denen 2 450 dem evangelischen und 361 dem katholischen Bekenntnis angehörten. Eine seit 1809 so vielfach angewachsene

Bevölkerung auf der gleichbleibenden Gemarkungsfläche von 821 Hektar kann sich nicht mehr nur von der Landwirtschaft und dem Mühlengewerbe ernähren. Arbeit in der Industrie und Industrie selbst sind seit einiger Zeit die Losung auch in Ispringen, und der Wohlstand und der Lebensstandard hängen auch in Ispringen davon ab, wie sehr es die Menschen verstehen, die Technik zu beherrschen. Daß aber in dieser mechanisierten Gesellschaft des 20. Jahrhunderts, der auch die heutigen Ispringer angehören, die Menschen nicht seelenlos werden, dafür sorgt eine in den örtlichen Vereinen intensiv betriebene Kulturpflege, eine der positivsten Seiten des modernen ländlichen Gemeindelebens. In dem Vereinsleben der Gemeinde hat sich besonders der vor 100 Jahren gegründete Männergesangverein Ispringen einen hervorragenden Platz errungen.

### „An Volkers Bach“

#### *Aus der Geschichte eines Albgaudorfes*

Inmitten herrlicher Wälder liegt auf den anmutigen Höhen zwischen Alb- und Murgtal der Ort **V ö l k e r s b a c h**. In seinem Namen steckt verborgen der uns von der Nibelungensage her vertraute alte germanische Personennamen Volker. Deutlich zeigt dies die erste Erwähnung des Dorfes in einer Urkunde vom März 1254: „Volchersbahe“ wird der Ort darin genannt. Er gehörte damals einem Rittergeschlecht „von Öwisheim“. Diese aus unserem Kraichgau stammenden Öwisheimer waren die ersten bekannten Herren des Dorfes und Dienstleute der Herren von Eberstein. In der oben erwähnten Urkunde gaben diese ihren Dienstleuten, den Brüdern Kuno, Wolftrigulo, Berthold und Kraft von Öwisheim die Erlaubnis, das Dorf Volchersbahe dem Kloster Frauenalb zu verkaufen. Der Verkauf wurde getätigt am 22. September 1255. Seitdem gehörte Volkersbach zu der Kloster-

herrschaft Frauenalb und verblieb dort bis zur Säkularisierung des Klosters im Jahre 1803. Denn laut der Verkaufsurkunde, die jetzt im Generallandesarchiv in Karlsruhe aufbewahrt wird, erwarb die Äbtissin von den Öwisheimern das Dorf „mit allem Recht und Nutzen und anderem Zubehör, nämlich Vogteirecht, Höfen, Menschen, dem Patronatsrecht über die Kirche, Gerichten, Wäldern, Wiesen und Weiden“.

Die Äbtissin des Klosters war den Völkersbachern zumeist eine gute Landesherrin. Im Jahre 1340 schloß sie mit dem Abt von Herrenalb einen Vertrag, um die Rechte der Völkersbacher im Wald von Malsch zu wahren. Malsch ist eine um Jahrhunderte ältere Siedlung als Völkersbach. Da im hinteren Alb tal niemals größere Siedlungen bestanden, können die Völkersbacher Höhen nur von der Rheintalseite, also von Malsch aus besiedelt worden sein. Daraus erklärt sich, daß die Einwohner des neuen Dorfes im Wald ihrer Ursprungsgemeinde noch Holz hauen durften, obwohl sie bereits eine eigene Gemeinde bildeten. In dem genannten Vertrag vom Jahre 1340 wurde nun festgelegt, daß die Völkersbacher im Wald der herrenalbischen Gemeinde Malsch Holz hauen durften wie die Malscher selbst. Sie mußten aber die Vorschriften befolgen, die die Gemeinde Malsch für das Holzhauen im Wald erließ, doch war es Malsch verboten, für die Völkersbacher Ausnahmeverordnungen zu erlassen.

Eine weitere Stütze findet die Annahme, daß Völkersbach von der Rheintalseite her gegründet wurde in den kirchlichen Beziehungen des Ortes. Schon 1254 bildete Völkersbach eine Pfarrei mit eigener Pfarrkirche. Der damalige Pfarrer hieß Ulrich, aus dem Jahre 1295 ist ein Pfarrer Heinrich von Völkersbach bekannt. Nun gehörte aber die Pfarrei Völkersbach noch im Jahre 1464 nicht zum Dekanat Ettlingen, sondern zum Dekanat Kuppenheim. Das Recht, dem Bischof von Speyer eine Persönlichkeit für die



Völkersbach

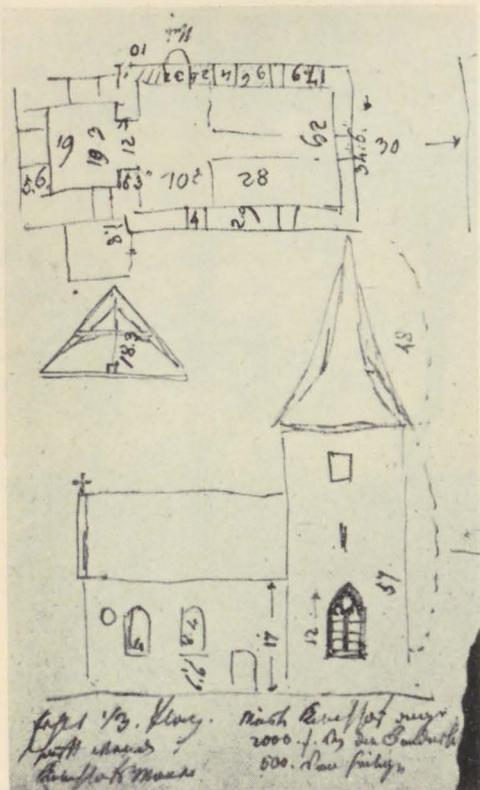
Foto: Landesdenkmalamt Karlsruhe

Völkersbacher Pfarrerstelle vorzuschlagen, stand jedoch bis 1803 der Äbtissin von Frauenalb zu. In einer Urkunde vom Jahre 1488 heißt es deswegen: „Die Pfarr zu Volkerspach hat min frauw von Alb zu lyhen“.

Viele Streitigkeiten entstanden um den Wald, der im Mittelalter die Existenzgrundlage der Bewohner bildete. Aus dem Jahre 1458 ist das Protokoll der Vernehmung des Hans Hermas und Hans Eblin erhalten, die als Zeugen in einem solchen Waldprozeß aussagten. Sie waren „Geschworene Richter“ ihrer Heimatgemeinde und, wie es in dem Protokoll heißt, Leibeigene des Klosters Frauenalb. Im Jahre 1444 entschieden markgräfllich-badische Richter in einem Prozeß der Gemeinde Völkersbach mit der Gemeinde

Sulzbach, daß die Völkersbacher „aus fahren sollten den sulzgraben abe über den Berchtenacker und in den Hannwegk, und den Hannwegk abe bis in die straße, und über die sulzwiesen zum loch zu in die Lindenhart“. Damit erhielten die Völkersbacher die Möglichkeit, aus diesem Wald Holz zu holen und ihr Vieh dorthin zu treiben.

Schon als Frauenalb das Dorf von den Öwisheimern kaufte, dürften die Völkersbacher insgesamt entweder leibeigen oder Hörige gewesen sein. Im Jahre 1406 wurde Werntrud, die Tochter des Hermann Hiller von Völkersbach und Leibeigene des Klosters Herrenalb, vom Kloster gegen eine Leibeigene der Grafen von Eberstein ausgetauscht. Die Veranlassung für diesen Tausch



Rohskizze der Kirche von Völkersbach aus dem Jahre 1835, noch den originalen Turmhelm zeigend

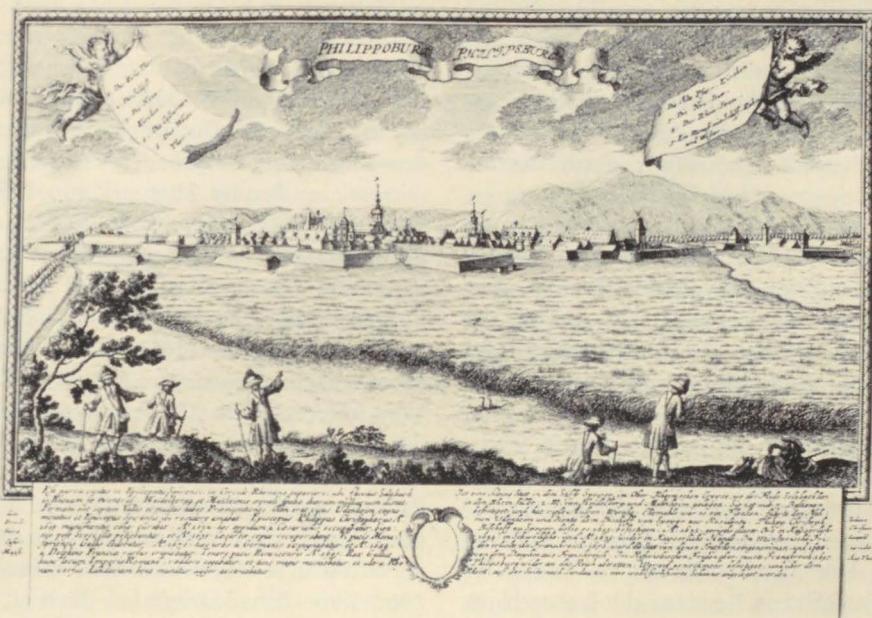
dürfte darin gelegen sein, daß Wertrud sich mit einem ebersteinischen Leibeigenen verheiratet hatte, ihre „Tauschpartnerin“ dagegen einen herrenalbischen Leibeigenen heiraten wollte. Die Leibeigenschaft selbst machte sich am stärksten in finanziellen Abgaben an den Leibherrn geltend. Allerdings mußte sich ein Leibeigener, ehe er sich dauernd vom Ort entfernen durfte, von der Leibeigenschaft durch Entrichtung einer Taxe loskaufen. Erst im 18. Jahrhundert wurde die Einrichtung beseitigt.

Über die neuzeitliche Geschichte von Völkersbach unterrichten uns die Quellen ausführlicher. In einem Protokoll über eine Visitation der Pfarrei im Jahre 1683 wird erwähnt, daß zu ihr einschließlich Moos-

bronn etwa 30 Familien gehörten. Wenn man die Familie zu 8 bis 9 Personen rechnet, zählte die Gemeinde also noch keine 300 Einwohner. In weiteren Visitationsberichten, z. B. vom Jahre 1701, hatte sich die Zahl der Familien nur unwesentlich auf 41 und bis 1715 auf 43 erhöht.

Heute zählt der Ort dagegen über 1000 Einwohner. Es ist verständlich, daß die Land- und Forstwirtschaft allein der um das Vielfache vermehrten Einwohnerschaft keine genügende Existenzgrundlage mehr bieten kann. So holten sich im 19. Jahrhundert die Völkersbacher Heimarbeit in ihre Häuser. Der Ort wurde ein Schneiderdorf, dessen Handwerker für die großen Betriebe des Bekleidungs-gewerbes in Karlsruhe und Ettlingen arbeiteten. Mehr und mehr sind indessen die Uniformfabriken und Bekleidungs-industriebetriebe dazu übergegangen, ihre Erzeugnisse in eigenen Produktionsstätten vornehmlich von den billigeren weiblichen Arbeitskräften herstellen zu lassen. So wandern nun auch in steigendem Maße die jungen Völkersbacher als Arbeiter in die Fabriken des Karlsruher Wirtschaftsraumes. Die mächtigen Omnibusse der Bundespost stellen namentlich in den Morgen- und Abendstunden und zu den Zeiten des Schichtwechsels eine leichte und vielbenutzte Verbindung zwischen dem Dorf und der Stadt her.

Es ist, als ob der Geist unseres gehetzten und doch nach noch immer höheren Geschwindigkeiten gierenden Zeitalters sichtbar in das Dorf einbräche, wenn am Samstag-mittag eine Kolonne von drei, vier Omnibussen voll sich drängender Menschen in den Ort einfährt. Aber tags darauf hören wir wieder das stille Rauschen der Wälder und den wohltuenden Klang der Glocken, und Wanderer kommen herauf in das Dorf, um an dem Sonntagssegen der Ruhe und der Stille teilzuhaben, der auch heute noch wie in den besinnlichen Tagen der einstigen Klosterherrschaft über dem schönen Ort liegt.



Philippsburg nach einem alten Stich

## Die ehemalige Reichsfestung Philippsburg

Ein Streifzug durch ihre Geschichte

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Der Charakter der Geschichte Philippsburgs ist mehr gekennzeichnet durch kriegerische als durch friedliche Epochen. Hier versinnbildlicht sich besonders augenfällig das Schicksal einer Stadt, die durch ihre Grenzlage unter der langen Fehde zweier Kulturenationen schwer zu leiden hatte.

Im Niederungsgebiet des Oberrheintales rechts des Saalbachs an dessen Zufluß in einen Altrheinbogen entwickelte sich im frühen Mittelalter eine kleine Siedlung auf Sand, Kies, Torf-, Lehm- und Schlickboden der Ebene. In diesem „Uttenheim“ genannten Gebiet besaß das Kloster Lorsch nach den Angaben des „Codex Laureshamensis“ zwölf Huben. Bereits im Jahre 1191 wird hier eine Burg erwähnt. Diese Burg Udenheim war 1254 Eigentum der Grafen von

Eberstein und seit 1261 der Grafen von Zweibrücken. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts hatte der speyerische Bürger Heinrich von Köln die Burg nebst einigen benachbarten Orten in seinem Besitz, während ein anderer speyerischer Bürger, Engelman von Bebingen, seit 1312 bzw. 1317 das umliegende Gebiet erwarb. Heinrich von Köln ließ 1308 verschiedene Bürger Speyers nördlich der Burg gegen den Rhein sich ansiedeln und begründete damit die Gemeinde Udenheim. Am 12. November 1338 verließ Kaiser Ludwig der Bayer diesem Dorfe Udenheim das Stadtrecht von Landau, nebst einem Wochen- und einem Jahrmarkt.

Die älteste Siedlung, später äußere Stadt genannt, wurde nach der Stadtrechtsverleihung in Form eines unregelmäßigen Vier-

ecks mit einer Stadtmauer umgeben und mit folgenden Türmen versehen: im Nordosten der Speyerertorturm, im Norden der Pfaffentorturm, im Nordwesten der Schneckenurm und im Westen der Bachturm. Im Süden wurde die Siedlung durch die ursprünglich etwas entfernt liegende Burg geschützt. Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrhunderts entstand zwischen äußerer Stadt und Burg die gleichfalls ummauerte sogenannte innere Stadt. Sie enthielt im Nordwesten an der mit der Altstadt gemeinsamen Mauer (Südmauer der Altstadt) den Weißentorturm, auch Pfortenturm genannt, der die Verbindung zwischen beiden Stadtteilen herstellte, und im Südosten den Rotentorturm; ferner bestanden der sogenannte Turm beim füstlichen Gartenhaus und der kleine Münzturm, während im Süden die zum bischöflichen Residenzschloß ausgebaute Burg in die Befestigung einbezogen wurde.

Im Jahre 1615 wurden die Festungsanlagen unter dem Speyerer Bischof Philipp Christoph von Sötern begonnen. Nach dem Vorbild der Feste Breisach entstanden damals in kurzer Zeit 5 Bastionen, 2 Halbbastionen und 2 Tore. Doch erhoben zwei Jahre später die Kurpfalz und die Stadt Speyer hiergegen Einspruch. Da dem Protest nicht Folge geleistet wurde, zerstörten am 25. Juni und am 3. Juli 1618 fünf Fähnlein Kurpfälzer, vier Fähnlein Markgräfler (Baden-Durlacher) mit Unterstützung städtisch speyerischer Truppen die begonnenen Festungswerke. Doch Bischof Philipp ließ 1621/22 die Befestigung wieder notdürftig herstellen und verlieh am 1. Mai 1623 der Stadt den heutigen Namen Philippsburg.

Kehren wir jedoch zunächst zum geschichtlichen Ablauf um die Zeit der Stadtrechtsverleihung zurück. Da Herzog Leopold von Österreich, der Bruder Friedrichs des Schönen, während des Kampfes gegen Ludwig den Bayern die speyerischen Gebiete verwüstete, verkaufte der oben erwähnte Heinrich von Köln 1316 seine Besitzungen und

Gerechsamkeit mit der Gemeinde Udenheim an den Speyerer Bischof Emmich von Leiningen. 1330 wurde die Burg Udenheim mit den dazugehörenden Dörfern und Rechten an den Speyerer Domscholaster Hermann von Lichtenberg verpfändet, der sie seinerseits seinem Bruder Hummel von Lichtenberg abtrat. Im Jahre 1336 kamen dann durch Bischof Gerhard von Ehrenberg die versetzten Orte wieder an das Hochstift Speyer zurück. Der Speyerer Bischof Adolf von Nassau (1371—1381) schlug schließlich als erster seine Residenz im Schloß zu Udenheim auf. Auch im 15. Jahrhundert zogen die Bischöfe meist nach ihrer Wahl zuerst nach Udenheim, um dann erst später, nach Bestätigung der Privilegien für die Reichsstadt Speyer, sich dort huldigen zu lassen.

Nach seinem Sieg bei Seckenheim im Jahre 1462 über den Markgrafen Karl I. von Baden, den Bischof Georg von Metz und den Grafen Ulrich von Württemberg behielt sich Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz u. a. das Recht der Öffnung der Burg Udenheim vor. Verschiedene Anführer der oberrheinischen Bundschuhbewegung sahen zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Udenheim ihrem Urteil entgegen. 1552 wurde Udenheim wie das übrige Hochstift Speyer von den Kriegsscharen des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg heimgesucht.

Bischof Philipp Christoph von Sötern ließ in der 1623 nach ihm benannten Stadt Philippsburg die Festungswerke weiter ausbauen. Schloß und innere Stadt wurden in das Hauptwerk, die äußere Stadt in ein Hornwerk einbezogen. 1624 wandelte man das Hornwerk in 2 weitere Bastionen (im ganzen jetzt 7) um. Unterdessen begann der Dreißigjährige Krieg seinem Höhepunkt entgegenzugehen. Der Kommandant der Festung, Kaspar Baumberger, lehnte am 20. Juli 1632 eine Übergabe des Ortes an die mit Bischof Philipp Christoph von Sötern — damals zugleich Kurfürst von Trier — verbündeten Franzosen ab und stellte

Philippsburg unter kaiserlichen Schutz. Nach der Niederlage bei Wiesloch am 16. August 1632 gingen die kaiserlichen Generale Ossa und Montecuculi nach Philippsburg, um sich anschließend mit ihren Truppen auf das linke Rheinufer zurückzuziehen. Die Besatzung von Philippsburg unternahm verschiedene Ausfälle in die Umgegend, trotzdem mußte die Festung am 3. Januar 1634 den Schweden gegen freien Abzug überlassen werden; 700 Mann der Besatzung traten in schwedischen Dienst. Durch die Niederlage bei Nördlingen am 27. August 1634 wurden die Schweden und die evangelischen Reichsstämme gezwungen, Philippsburg am 27. September 1634 den Franzosen einzuräumen, um eine Besetzung durch die Kaiserlichen zu verhindern. Doch glückte am 24. Januar 1635 dem Obersten Baumberger mit Genehmigung des kaiserlichen Generals Gallas auf die von nur 500 Franzosen und Württembergern verteidigte Festung Philippsburg ein Handstreich.

Als im Juli 1635 in Heilbronn die Pest ausbrach, flüchtete König Ferdinand — der spätere Kaiser Ferdinand III. — nach Philippsburg. Oberst Baumberger ließ wieder kriegerische Streifzüge gegen die in der Nähe weilenden feindlichen Truppen unternehmen. Vom 25. August bis 10. September 1644 belagerten die Franzosen unter Herzog von Enghien und Marschall Turenne die Festung Philippsburg und nahmen sie ein. Aus diesem Grunde mußte im Westfälischen Frieden (1648) Philippsburg in französischem Besitz bleiben.

Während des Reichskrieges gegen Frankreich 1672—1678 stand Philippsburg wieder im Mittelpunkt des kriegerischen Geschehens am Oberrhein. So überschritten die Franzosen unter Marschall Turenne von Hagenau am 4. Juni 1674 den Rhein bei Philippsburg und zogen sich am 3. Juli des gleichen Jahres auf dem gleichen Weg wieder zurück. Da die französische Besatzung der Festung das umliegende Gebiet durch mehrere Aus-

fälle beunruhigte, rückten im Frühjahr 1676 Kaiserliche und Reichstruppen zur Belagerung Philippsburgs an. Truppen unter dem Markgrafen Hermann von Baden-Baden und später unter dem Oberbefehl des Markgrafen Friedrichs VI. von Baden-Durlach gelang die Einnahme der wichtigsten Schanzen der Festung, so daß der französische Kommandant du Fay am 17. September 1676 nach Genehmigung des freien Abzugs kapitulierte. Im Frieden von Nymwegen (1679) wurde schließlich dem Kaiser das Besatzungsrecht von Philippsburg zugesprochen.

Mit Beginn der Eroberungskriege Ludwigs XIV. gegen die Pfalz (1688—1697) richtete sich das Hauptaugenmerk der militärischen Führung der Franzosen wieder auf Philippsburg. Kaiserlicher Kommandant war damals Graf Maximilian von Starhemberg, ein Bruder des Verteidigers von Wien gegen die Türken. Die am 28. September 1688 begonnene Belagerung endete am 30. Oktober dieses Jahres mit der Übergabe der Festung an die Franzosen, wobei den kaiserlichen Truppen ebenfalls freier Abzug zugestanden wurde. Wie wichtig die Franzosen die Einnahme von Philippsburg nahmen, geht daraus hervor, daß ihrem Belagerungsheer neben dem Dauphin auch die Marschälle Duras und Vauban angehörten. Französischer Festungskommandant wurde General Debordes. Die Stadt kam nun auch unter französische Zivilverwaltung; sie wurde Sitz des Departements „Philisbourg“ unter der Aufsicht eines Kommissärs und gehörte zum Gebiet des Statthalters von Elsaß und Burgund. Der Schultheiß, seit 1691 ebenfalls ein Franzose, führte die Bezeichnung *prevost* (*prévôt*); ein besonderer Beamte für Kriminalsachen nannte sich *grandprevost*. Während der Kriegshandlungen überschritten mehrfach französische Truppen den Rhein bei Philippsburg.

Zwar kam durch den Frieden von Ryswyk (1697) Philippsburg an das Reich zurück,

doch räumten die Franzosen erst am 24. Juli 1698 die Festung, die zuvor teilweise geplündert wurde. Während des Spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714) überquerten Anfang September 1704 Prinz Eugen von Savoyen und Herzog Marlborough mit ihren Truppen bei Philippsburg den Rhein. Die Sperrlinie von Stollhofen bis Philippsburg schützte zunächst noch das rechte Oberrheinufer, doch als 1704 die sogenannte Bühl-Stollhofener Linien fielen, konnte auch die Festung Philippsburg nicht mehr gehalten werden. Bei einem neuen Vorstoß zog das Reichsheer unter Kurfürst Georg von Hannover am 8. August 1708 in der Nähe von Philippsburg über den Rhein, kehrte jedoch am Ende des gleichen Monats wieder auf das rechte Rheinufer zurück. Im Sommer 1713 ließ Prinz Eugen mit seinen gesamten Streitkräften die Feste Philippsburg bewachen. Die Friedensschlüsse von Rastatt und Baden (1714) brachten für Philippsburg keine Änderung, es blieb beim Reich.

Während des Polnischen Thronfolgekrieges (1733—1735) zog sich das seit dem 10. April 1734 zwischen Philippsburg und Waghäusel unter Prinz Eugen stehende Reichsheer Anfang 1734 nach Heilbronn zurück. Festungskommandant in Philippsburg war damals Feldmarschall-Leutnant Gottfried Ernst Freiherr von Wutgenau. Ende Mai 1734 begannen die Franzosen unter Herzog Berwick die Festung zu belagern. Bei den Kämpfen wurde am 12. Juni der Herzog durch eine Kugel tödlich getroffen. An dessen Stelle übernahm der Marquis von Asfeld den französischen Oberbefehl. Zwar näherte sich Ende Juni unter Prinz Eugen eine deutsche Entsatzarmee, die jedoch bald wieder unverrichteter Dinge abzog. So mußte Kommandant Wutgenau am 19. Juli 1734 unter Gewährung freien Abzugs kapitulieren. Durch eine am 19. Mai 1736 festgelegte Bestimmung des Wiener Friedens verblieb Philippsburg beim Reich,

so daß die Franzosen am 8. Februar 1737 wieder abrückten.

Im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740 bis 1748) blieb Philippsburg — als neutral erklärt — großenteils unbehelligt. Zwar verschanzten sich bayerische Truppen in einem Lager bei Philippsburg, außerdem lagen in der Nähe Österreicher und Ungarn, während gegenüber auf dem linken Rheinufer Franzosen stationiert waren, ohne daß es deshalb zu nennenswerten Auseinandersetzungen gekommen wäre. 1746 wurde die meist aus Bayern bestehende Besatzung überwiegend durch Österreicher unter dem Befehl des Generalmajors Friedrich Eberhard von Hagen ersetzt. Als am 10. Oktober 1782 das letzte kaiserliche Militär die Festung verließ, versuchte Fürstbischof Damian August von Limburg-Styrum (1770—1797) die Niederlegung und Rückgabe der Festung an das Hochstift Speyer zu erreichen. Doch mußte nach Ausbruch des ersten Koalitionskrieges (1792—1797) Philippsburg erneut in Verteidigungszustand versetzt und mit Truppen versehen werden. Das kriegerische Schauspiel begann von neuem.

Am 29. Dezember 1793 zog die kaiserliche Armee unter General Wurmser bei Philippsburg über den Rhein. Der französische General Bernadotte (und spätere König von Schweden) schloß zwar am 30. März Philippsburg ein, zog aber am 6. April des gleichen Jahres schon wieder ab, ohne einen Angriff unternommen zu haben. In demselben Jahr belagerten die Franzosen unter General Leval Philippsburg erneut und bombardierten die Stadt vom 6. bis 12. September 1799, die dabei großenteils zerstört wurde. Durch das Herannahen kaiserlicher Truppen unter Erzherzog Karl wurde aber schließlich die Stadt vor der völligen Vernichtung bewahrt. Zwar wurde Philippsburg nochmals vom 23. Oktober bis 3. Dezember 1799 von französischen Truppen eingeschlossen und auch Mitte Juni 1800 die Festung erneut in Blockadezustand versetzt,

doch erst der Vertrag von Hohenlinden (vom 20. September 1800) bewirkte, daß die Franzosen am 10. Oktober 1800 in die Stadt einrücken konnten. Bereits 8 Tage später begannen die Franzosen auf Befehl Napoleons die Festungswerke zu schleifen.

Da kurze Zeit später im Jahre 1803 das weltliche Territorium des Fürstbistums Speyer aufgelöst wurde, kam Philippsburg mit dem übrigen rechtsrheinischen Teil des Hochstifts an das neue Kurfürstentum Baden, das seinerseits 1806 zum Großherzogtum Baden erweitert wurde.

Es ist fast zu verwundern, daß in einer Stadt, die bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts durch ihren Festungscharakter und die unsichere Grenzlage stark benachteiligt wurde, sich überhaupt noch ein annehmbares Wirtschaftsleben entwickeln konnte. Trotzdem bieten auch hierüber die Geschichtsquellen uns einige bemerkenswerte Unterlagen. Mit dem Stadtrecht wurde Udenheim zugleich ein Jahr- und Wochenmarkt zugestanden und diese Marktrechte 1343 durch Bischof Gerhard bestätigt. Im Jahre 1369 vergabte Kaiser Karl IV. den alten Rheinzoll zu Udenheim an das Bistum Speyer. Am 1. September 1402 verlieh König Ruprecht der Stadt einen Jahrmarkt auf den achten Tag nach Pfingsten. Bischof Raban (1396—1439) ließ den Saalbachlauf berichtigen und eindämmen. Im 15. Jahrhundert begegnen uns häufige Streitigkeiten zwischen Stadt und Landesherrschaft wegen des bischöflichen Zolls zu Udenheim. 1472 nennt eine Urkunde in der Stadt einen „Biermacher“, 1504 eine andere eine neue Mühle. Ende des 16. Jahrhunderts wird erwähnt, daß das Rathaus zugleich als Kaufhaus Verwendung finde. Bei dem Festungsbau im 17. Jahrhundert erlitt die Stadt durch die neugeschaffenen Befestigungsanlagen und die umgebenden Moräste ziemliche Einbuße an landwirtschaftlich nutzbarem Boden. Im Verlaufe des Spanischen Erbfolgekrieges entwickelte sich ein lebhafter

Handelsverkehr durch die Aufträge für die Heeresversorgung. Seit 1734 ist ein zunehmender Tabakhandel zwischen Philippsburg und Straßburg nachzuweisen. Neben der Engelmühle und der sogenannten Schönborner Mühle bestand schon im 18. Jahrhundert die Garnisonsmühle. Die Stadt mußte für die Unterhaltung folgender Wasserstraßen Sorge tragen: Saalbach mit Saugraben, Landgraben und Pfinzgraben. 1785 erhielt Philippsburg zwar zwei Roß- und Viehmärkte nebst einem „Gespinnselmarkt“, die aber sämtliche schon nach 4 Jahren als unwirtschaftlich wieder aufgehoben wurden. An ihre Stelle kamen 1789 und 1790 zwei Krämermärkte am Dienstag vor der Kreuzwoche (Dienstag vor der Woche, in welcher das Fest Christi Himmelfahrt liegt) und am Dienstag nach Martini. Die Fischerei war bis zur Rheinstromregulierung und Trockenlegung der Sümpfe ein bedeutender Erwerbszweig. Philippsburg lag früher unmittelbar am Rhein; nach Aufnahme der Rheindampfschiffahrt Mannheim — Straßburg war die Stadt eine Nachenanlegestelle. Ein Fährverkehr über den Rhein bestand bis 1836. Der Rheindurchstich bei Rheinsheim 1826—1832 und bei Mechtersheim 1837—1844 entfernte das Rheinbett um 3 km von Philippsburg. Erhalten blieb der Altrheinbogen zur Aufnahme der Wassermengen des Saalbachs und des Pfinzkanals.

Ende des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1632 bestand in Udenheim bzw. Philippsburg eine herrschaftliche Landfautei (Oberamt), seitdem nur ein (Unter-) Amt, das meist vom Zollschreiber mitversehen wurde. Nachdem Philippsburg Reichs- bzw. kaiserliche oder auch französische Festung geworden war, wurden die landesherrlichen Rechte des Hochstifts Speyer durch die Militärverwaltungen weitgehend beschränkt.

Der spätmittelalterlichen Gemeinde stand der erstmals 1389 erwähnte herrschaftliche Schultheiß vor. Ihn unterstützten die beiden Bürgermeister (Gemeinderechner), von denen

jährlich der eine aus dem Gericht, der andere aus der Gemeinde gewählt wurde. Hinzu kamen noch die üblichen auf Lebenszeit gewählten 12 Ratsmitglieder (1389 allerdings nur 11 Räte erwähnt), die zugleich als Richter amtierten. In Verwaltungsangelegenheiten und bei Gemeindebeschlüssen wurde der Rat um einen Ausschuß von 6 Bürgern vermehrt. Die Neubesetzung frei gewordener Gemeindeämter erfolgte jährlich am 8. Januar, dem sogenannten Herrenrugtag, an dem auch die allgemeine Rechnungsprüfung stattfand. Seit dem 17. Jahrhundert machte sich ein zunehmender Einfluß der Landesherrschaft auf die städtische Verwaltung bemerkbar; so wurden z. B. freie Ratsstellen dadurch besetzt, daß der Rat durch Stimmenmehrheit 2 Personen aus der Bürgerschaft namhaft machen mußte, unter denen dann der herrschaftliche Amtmann die Auswahl traf. Später ging man noch weiter, indem der Rat 3 Personen vorzuschlagen hatte und die Regierung sich vorbehielt, einen davon als Ratsmitglied zu bestimmen. Neben dem Schultheiß war im Laufe der Zeit ein Stadtanwalt als eigentlicher städtischer Bürgermeister getreten; so bestimmte z. B. im Jahre 1741 die Gemeinde durch Mehrheitsbeschluß einen der Ratsmitglieder zum Stadtanwalt. Der Stadtanwalt hatte, solange die Schultheißerei unbesetzt war, dieselbe mitzuverwalten.

Das städtische Gericht bestand aus dem Schultheiß, den 12 Richtern und dem Stadtschreiber; es war zugleich Appellationsgericht für die umliegenden Dörfer. Von Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1632 bekleidete das städtische Gericht außerdem die Stellung eines Landgerichts, wobei der Landfaut in Strafsachen als Anklagevertreter amtierte. Die oberste Gerichtsbehörde des Hochstifts, das fürstbischöfliche Hofgericht zu Speyer, weilte öfters — vor allem im 15. Jahrhundert — in Udenheim, sobald der Landesherr hier residierte. Öffentliche Rugtage waren die Herrenrug am 8. Januar für

herrschaftliche und die Martinirug am 11. November für städtische Angelegenheiten. Die drei jährlich feststehende Gerichtstage waren Mittwoch nach den Zwölften Tag (d. h. Mittwoch nach dem Dreikönigstag am 6. Januar), an Georgii (23. April) und Mittwoch nach Martini.

Bischof Matthias von Ramung (1464 bis 1478) ließ zu Anfang seiner Regierung in Philippsburg ein Strafgefängnis für Kleriker einrichten, das sogenannte Himmelreich, das wahrscheinlich in den Kriegswirren des 17. Jahrhunderts wieder einging.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts war Udenheim noch von Bede, Heersteuer, Herberge (Verpflichtung, den Landesherrn umsonst zu beherbergen) und Bannwein (Vorkaufsrecht des Landesherrn) befreit. Die Befreiung von der Bede wurde aber bald danach aufgehoben. Die sogenannten Hofbürger (Beamte der fürstbischöflichen Verwaltung und des Hofes) besaßen die gleichen Rechte wie die städtischen Bürger, mußten aber, da sie nicht zu den gleichen Verpflichtungen herangezogen werden konnten, das doppelte Bürgerannahmegeld bezahlen. Der Stadt standen zu: Ungeld, Salzgeld, Wachtgeldabgabe der umliegenden Gemeinden, Bürgerannahme- und Hintersassengelder, Acker- und Wiesenzinsen, Gülten und Pachtzinsen. Die Landesherrschaft erhielt u. a.: Bede, Schatzung Zoll, großen Zehnten und Bodenzinsen von herrschaftlichem Gebiet. Vom Blutzehnten und kleinen Zehnten waren die Bürger gegen eine jährliche Abgabe von je 4 Gulden befreit. Über letzteren kam es verschiedentlich zu Meinungsverschiedenheiten. 1763 wurde nach langem Prozeß bestimmt, daß vom kleinen Zehnten Hirse, Heidekorn, Erbsen, Flachs und Hanf in Naturalien zu entrichten, für die übrigen Ertragnisse statt 4 Gulden, jährlich 12 Gulden an die Kellerei Waghäusel zu zahlen seien. Während der zweiten französischen Besetzung (1688—1697) mußten die Einkünfte der Stadt an den Meistbietenden zum Einzug

versteigert werden, ferner wurde Philippsburg auch zu sämtlichen Extraauflagen, die die französischen Gemeinden damals leisten mußten, beigezogen u. a. zu einer Kopfsteuer seit dem Jahre 1695. In der Zeit der dritten Besitznahme Philippsburgs durch die Franzosen (1734—1737) verpflichtete die Militärverwaltung die Bürgerschaft zur Zahlung von Utensilien — (Ersatz des Küchenbedarfs) und Kantinegeldern (Entschädigung für das Recht der Marketenderei). Das Recht der Bürger, vom Krieg- und Militärdienst (außerhalb der Ehrengarde in der Landesmiliz) befreit zu sein, wurde 1752 aufgehoben.

Philippsburg war auch vorübergehend Münzstätte der Speyerer Bischöfe. So schlug hier Bischof Adolf I. von Nassau, zugleich Erzbischof von Mainz, 1379—1390 Johannesgoldgulden und Silbermünzen mit Main-

zer Titel. Als Bischof Philipp Christoph von Sötern (1610—1652) die von ihm „Philippsburg“ umbenannte Festung wiederherstellte, richtete er darin 1623 auch eine Münzstätte ein, deren Tätigkeit allerdings nur bis 1632 reichte. Nach den Philippsburger Münzrechnungen 1626—1627 wurden bischöflich speyerische Goldgulden, halbe Reichstaler, Pfennige und Albus bzw. Petermännchen hergestellt und zwar größtenteils für Kur-Trier, dessen Erzbischofswürde Philipp Christoph seit 1623 ebenfalls bekleidete.

Die geschichtsträchtige Vergangenheit seiner Heimatstadt Philippsburg veranlaßte den Bürgermeister, Landtagsabgeordneten und Heimatforscher Hieronymus Nopp (geb. 13. 5. 1832, gest. 9. 12. 1893), gleichsam als sein literarisches Lebenswerk, im Jahre 1881 eine auf langen Studien beruhende umfangreiche Stadtgeschichte zu veröffentlichen.

# Kleinod auf dem Kalksteinfelsen

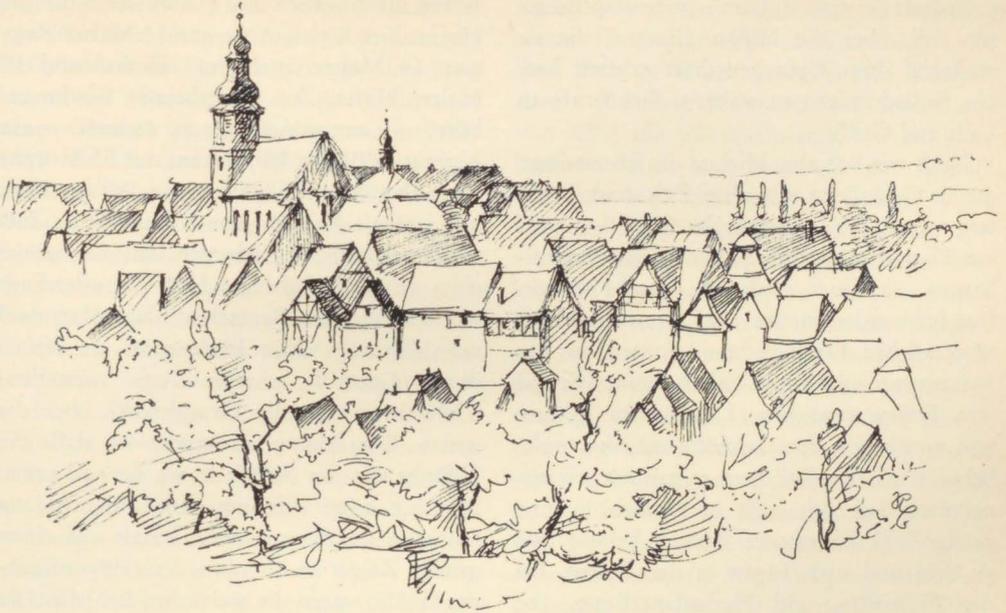
Von Gernot Umminger, Freiburg

Eine Perle unseres Kraichgaues ist Gochsheim. Malerisch auf einem Muschelkalksporn über dem Kraichbachtal gelegen, spart das über 1100 Jahre alte Städtchen auch heute nicht mit malerischen Reizen. Gochsheims Fachwerkbauten gehören mit zu den berühmtesten der Umgebung; die Giebel in den von der einzigen Hauptstraße abzweigenden schmalen Gäßchen bilden für jedes Malerauge entzückende Spitzweg-Winkel, ebenso die zahlreichen alten Brunnen. Fast scheint es so, als ob die Gegenwart keinen Zutritt in dieses verträumte Stadtidyll hätte. Die beiden Industriebetriebe, ein Ziegelwerk und ein Sägewerk, liegen weit unten im Tal, außerhalb der erhaltenen Ringmauern des mittelalterlichen Stadtkerns.

Die erste urkundliche Erwähnung als Gozbodesheim findet sich im Jahre 804 im Kodex des Benediktinerklosters Lorsch, welches seit dem achten Jahrhundert als Grundherrschaft zahlreichen Besitz im Kraichgau erwarb. Die freien Bauern Wigbalt und Reckio in Menzingen schenkten damals dem Kloster Lorsch u. a. vier, auf Gochsheimer Gemarkung liegende Tagewerke an Äckern und dazu noch eine Wiese nebst sechs Leib-eigenen. Diese vier Morgen sind heute noch als Flurname „Zu den vier Morgen beim Gewann Fürst“ erhalten. Die nächste Erwähnung von Gochsheim erfolgt dann bereits wieder 60 Jahre später, am 23. Mai des Jahres 868. Der deutsche Kaiser, Ludwig der Deutsche, schenkte dem Benediktinerkloster Lorsch drei Huben Herrschaftsgut, 17 Huben Knechts- oder Dienergut auf Gemarkung Gochsheim und 146 Leibeigene: „in villa vel marcha Gozbotesheim 3 huobas in dominicum, 17 huobas serviles, 146 clienti“. Gochsheim war ein wichtiger, alter Königsbesitz, denn hier überschritt die bedeutende, von Speyer über Stettfeld nach Cannstatt

ziehende Römerstraße den Kraichbach. Überhaupt scheint Gochsheim der östlichste Stützpunkt des sich um Bruchsal erstreckenden fränkischen Reichsgutkomplexes gewesen zu sein. Dabei lag das alte Dorf Gozbodesheim unten in der Talebene des Kraichbachs, bei der Einmündung des Börsbaches in den Kraichbach. Viele Gewannbezeichnungen, wie etwa, „Im alten Dorf“, „bei der alten Kirche“, „im Katharinenhäuschen“ u.a.m. erinnern bis auf den heutigen Tag an diesen alten dörflichen Vorläufer der späteren — hoch über dem Kraichbachtal entstandenen — Stadt Gochsheim. Im 10. und 11. Jahrhundert siedelten die Dorfbewohner zu der Burg auf der nahen Anhöhe um. Auf dem Kalksteinfelsen lag bereits die Ebersteinische Burg und der neue Burgweiler wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dann auch mit einer Ringmauer umwehrt. Für Scheunen und Ställe hatte man im engen Raum des Burgfleckens allerdings keinen Platz; deshalb mußte sich, wer nicht auf einem Handwerk oder in den gräflichen Weinbergen arbeitete, am Berghang in der Vorstadt niederlassen. Hier lagen dann der Hirzberghof und der Symodenhof, die später in den Besitz der Freiherren von Menzingen übergingen. Am Osthang der Anhöhe über dem Kraichbachtal, am sogenannten „Wagenhals“, lag der „Große Hof“ und gegenüber der „Kleine Hof“, von dem die alte Toreinfahrt aus dem 16. Jahrhundert noch erhalten ist. Daneben werden aus jener frühen Zeit der „Widumhof“, der „Pfauenhof“, und der „Sickingen Hof“, die sich alle aus dem von Kaiser Ludwig dem Deutschen geschenkten Kloster Lorsch Herrschaftsgut entwickelt hatten, genannt.

Nach Abschluß der verschiedenen Bau-perioden hatte die Siedlung, die seit dem Jahre 1220 durch den Hohenstaufenkaiser



Gochsheim

Federzeichnung von R. Belln

Friedrich II. Stadtrecht besaß, auf dem Muschelkalksporn vier Tore: das obere, mittlere, untere und „rote“ — oder „Tränktor“. Die Ritter von Northeim saßen als Vasallen der Ebersteiner auf dem Symodenhof und stifteten nach der Stadtrechtsverleihung die Stadtkapelle „zur frühmeß unsrer lieben Fraw“ (Marienkapelle), aus der später die städtische St. Martinskirche wurde. Als Stadt wird Gochsheim dann erstmals 1272, vier Jahre nach dem Tod des letzten Hohenstaufen, Konradin, erwähnt. Am 25. August 1406 bestätigte König Ruprecht — als Ruprecht III. Kurfürst von der Pfalz am Rheine (1352—1410) — der im Jahre 1400 für den abgesetzten König Wenzel zum deutschen König gewählt wurde, dem Grafen Wilhelm von Eberstein die Jahrmärkte, Wochenmärkte und die Gerichtsbarkeit, „wie sie bisher gewesen und redlich hervorgebracht waren“ und verlieh den Gochsheimern „mehr Stadtrecht als es die Bürger zu Bretten haben“. Diese Urkunde ist im Vidismus des Bischofs Raban von Speier vom 20. Januar

des Jahres 1420 erhalten. Jeden Mittwoch fanden die Wochenmärkte, am St.-Johannes-Baptistentag (24. Juni) und Sonntag vor St.-Gallustag (16. Oktober) die Jahrmärkte statt. Später kamen noch drei Viehmärkte dazu. Im zwölften, dreizehnten und in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts unterstand Gochsheim den Bischöfen von Speyer. Von 1358 bis 1504 herrschten die Kurfürsten von der Pfalz. Im September des Jahres 1504 wurde Gochsheim von Herzog Ulrich von Württemberg „mit Gewalt eingenommen“ und in das Herzogtum Württemberg einverleibt. Von 1505 an galt also für die Gochsheimer das herzoglich-württembergische „gemeine Landrecht“. Der Gochsheimer ehemals kurpfälzische Schultheiß, die Richter und Räte von Gochsheim verweigerten dem Herzog Ulrich von Württemberg aber die Huldigung; deshalb wurden sie „gefänglich eingezogen“ und acht Monate ins Gefängnis zu Vaihingen geworfen. Erst am 31. Mai des Jahres 1505 verschrieben sie dem Herzog Ulrich, daß sie nunmehr „Ge-

folgschaft leisten wollten“ und verpflichteten sich, über die Mißhandlungen, die sie während ihrer Gefangenschaft erlitten hatten, Stillschweigen zu wahren, „bei Strafe an Leib und Gut“.

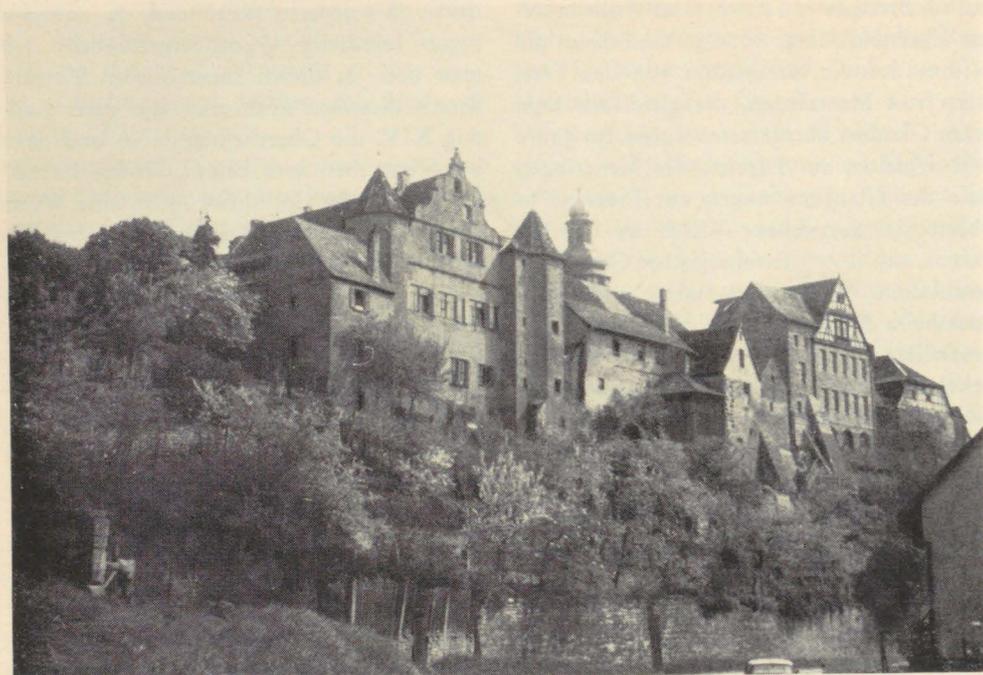
Nach wie vor aber blieben die Ebersteiner, die in Gochsheim seit alter Zeit reich begütert waren, die Lehensträger. Graf Bernhard von Eberstein begann 1521 mit neuen Schloßbauten, zu denen noch im Jahre 1566 gefrondet werden mußte. Auf Grund des mittelalterlichen Feudalrechtes konnten die Bewohner nur in seltenen Fällen eigenen Grund und Boden erwerben. Das meiste gehörte von vornherein den Grundherren, den weltlichen wie den geistlichen; so müssen wir annehmen, daß sich auch in Gochsheim eine große Zahl leibeigener Bauern befand. Bis zu drei und vier Tagen in der Woche, bei der Frühjahrs- und Herbstbestellung, vor allem dann aber auch bei der Ernte selbst, oft noch mehr, hatten sie auf den herrschaftlichen Gütern zu fronen. Es nimmt uns daher gar nicht im mindesten wunder, daß in den Bundschuhverschwörungen und im Bauernkrieg 1525 manche der Fronhöfe in Flammen aufgingen. Sogenannte Erblehengüter besaßen die geistlichen und weltlichen Grundherren nicht nur in Gochsheim selbst, sondern auch in den benachbarten Orten u. a. in Bahnbrücken, Büchig bei Bretten, Münzesheim und Zaisenhausen. Ursprünglich wurden diese Güter an die „Hübner“ meistens „auf ewige Zeiten“ verliehen, d. h. sie blieben in der Familie; nach dem Dreißigjährigen Krieg ging man von dieser Gepflogenheit ab, die Höfe wurden jetzt nur noch auf eine bestimmte Zeit weggegeben. In beiden Fällen hatte der „Hübner“, wie wir weiterhin sehen werden, erhebliche Abgaben zu leisten, die sehr oft das Maß des Erträglichsten in schlechten Jahren vor allem, bei Mißernten, weit überschritten. In Münzesheim hatte so der Pächter beispielsweise alle Jahre mindestens 10 Malter Korn, 6 Malter Dinkel, 8 Malter Hafer abzuliefern. Noch höher

waren die Abgaben und Lasten des Sickingener Hofes: hier betrug sie gar 12 Malter Roggen, 14 Malter Spelz und Dinkel und 10 Malter Hafer. Zur Gochsheimer Kirche gehörten — um nur einiges zu nennen — ein Hofgut in Büchig bei Bretten mit 53 Morgen Grundbesitz, zwei Huben in Münzesheim mit je 41 $\frac{1}{2}$  Morgen, das Königsgut in Zaisenhausen mit 50 $\frac{1}{2}$  Morgen und der bereits oben genannte Sickingener Hof, der allerdings auf Gochsheimer Gemarkung lag. Man darf sich allerdings diese Höfe nicht als arrondierte Gutshöfe unserer Tage vorstellen! Vielmehr waren die Grundstücke über die ganze Gemarkung zerstreut, so daß die Hübner aus der Arbeit kaum herauskamen. Mancher hatte sich sein ganzes Leben lang mühselig zu plagen, ohne jemals auf einen grünen Zweig zu kommen. Von imponierender Größe waren die weltlichen Erblehen. So nannte der „Große Hof am Wagenhals“ nicht weniger als 344 Morgen an Grund und Boden sein eigen. Dieser Hof, dessen Gebäude mitten im Städtchen in der Nähe der heutigen Kirche standen, war ursprünglich befestigt und mit flankierenden Ecktürmen versehen. Man braucht sich nicht zu wundern, daß die auf diesem Hof lastenden Abgaben recht hoch angesetzt waren: 80 Malter Korn, 110 Malter Dinkel, 110 Malter Hafer, 100 Büschel Stroh u. a. m. Um das Jahr 1500 stürzte einer der Ecktürme dieses „Großen Hofes am Wagenhals“ ein und zertrümmerte die damalige „Untere Herberge“, das Gasthaus zum „Schwanen“.

Das Fronen für die Herrschaft gab immer wieder zu Klagen Anlaß. So berichten uns die Fronakten (1409—1711), daß 1521 der Statthalter und Regent zu Stuttgart über eine Klage der Gochsheimer gegen Graf Bernhard zu Eberstein wegen Fronschuldigkeit beim Schloßneubau entschied. Durch kluge Heiratspolitik banden die Ebersteiner das Haus Fürstenberg und die mächtigen Pfalzgrafen von Tübingen an ihre Familie, wobei sie Feudalbesitz am oberen Neckar

und im Breisgau erwarben. Graf Wilhelm IV von Eberstein führte 1556 in Gochsheim die Reformation ein, unterstützt von den Freiherrn von Mentzingen, die gleichfalls zum neuen Glauben übergetreten waren. Im Jahre 1698 erhielten auf Fürbitte der Mentzingen viele des Glaubens wegen aus Piemont in Oberitalien vertriebene Waldenser die Erlaubnis, sich in württembergischen Orten niederzulassen. So kamen damals auch nach Gochsheim Waldenser, welche bis 1795 in Großvillars eingepfarrt waren. Die Waldenserkolonie von Gochsheim — Augustistadt — lebte allerdings von vornherein mit der deutschen Nachbarschaft auf schlechtem Fuße; obwohl sie zum Teil neue Methoden für den Ackerbau und die Viehzucht mitbrachten — die aus Hochgebirgstälern stammenden Waldenser kannten weder Pflug noch Zugtiere, noch viel weniger unsere landesüblichen Fruchtfolgen und den Flurzwang — und teilweise zu hohem Ansehen gelangten, gab es kaum Heiraten zwischen den Waldensern und den Einheimischen. Obgleich Herzog Friedrich August sich alle erdenkliche Mühe und Sorge gab, um die welsche Kolonie Augustistadt zu Gochsheim zu blühendem Leben zu bringen, mißlang der Versuch doch vollständig und so gründlich, daß die ganze Waldenser-Ansiedlung sich wieder auflöste. Überhaupt war es ein typischer Zug der Gochsheimer Waldenser, daß sie von Anfang an das Bestreben zeigten, wieder auszuwandern. Wohl wurden die wieder Weggezogenen durch Neuankömmlinge anfänglich immer wieder ersetzt — so tauchen Jahr für Jahr in den von Alban Rößger, dem bedeutenden Waldensersforscher, aufgezeichneten Einwohnerlisten, neue Namen auf — aber im Jahre 1728 sind bereits nur noch 18 welsche Familien in der Kolonie Gochsheim ansässig, deren Spuren sich in den folgenden Jahrzehnten verlieren. Die einheimische Bevölkerung war den im Herzogtum Württemberg und in der Markgrafschaft Baden-Durlach ansässig gewor-

denen Waldensern ablehnend, ja zunächst sogar feindselig gegenübergestanden; sah man doch in diesen französischen Zuwanderern dieselben Franzosen, die unter Ludwig XIV. die Oberrheinlande — und ganz besonders eben auch beim „Großen Brand“ im Jahre 1689 Gochsheim — in eine Wüste verwandelt hatten. Man wußte es im einfachen Volk ja nicht, daß es derselbe französische König war, der zeitweise im Bunde mit dem Herzog von Savoyen die Waldenser aus ihrer Heimat vertrieben hatte. Man begegnete den Flüchtlingen aber auch mißtrauisch von seiten der lutherischen Kirche, und von einschneidender Bedeutung wurde ferner ein kritisches Gutachten der theologischen Fakultät in Tübingen, das die Waldenser als Calvinisten bezeichnete. Andererseits brauchten die Regierungen jedoch auch dringend Menschen für die durch den Dreißigjährigen Krieg und die nachfolgenden Kriege — vor allem unsere heimische „Pfalz am Rheine“ war ja immer und immer wieder der traurige Schauplatz des ganzen „europäischen Kriegstheaters“ — entvölkerten Landstriche und so setzten sie sich über diese kirchlichen Bedenken hinweg. Über ein Jahrhundert führten die Waldenser ein Eigenleben — kirchlich und sprachlich — sogar auf den Friedhöfen ruhten die Waldenser getrennt von den Lutheranern. An die Stelle der Pfarrer aus den „Alpen-Tälern“ traten später immer mehr reformierte Geistliche aus der Schweiz und der Kurpfalz. Eine deutliche Sprache reden bis auf den heutigen Tag immer noch die zahlreichen fremden Ortsnamen im östlichen Kraichgau bei Bretten und im Enzgebiet im Umkreis von Mühlacker: Groß- und Kleinvillars, Corres, Pinache, Serres, Perouse, Palmbach (aus La Balme entstanden), Nordhausen im Zabergäu (trat an die Stelle von Mentoulles), Schönenberg bei Oetisheim (hieße bei seiner Gründung Des Mûriers) und ein Dorfteil von Wurmberg bei Pforzheim führte den Namen Lucerne. Alle diese Siedlungen, zu



*Schloß Gochsheim*

Foto: G. Umminger

denen auch Welschneureut in der Rheinebene bei Karlsruhe (heute Neureut-Süd) und wenigstens teilweise die Orte Untermutschelbach bei Palmbach und Neubärental bei Wurmberg gehören, stellen Waldensersiedlungen dar. Noch heute heißt das früher zur Gochsheimer Waldensergemeinde Augustistadt gehörende Grundstück „Welscher Acker“ und die „Welsche Gasse“ von Dürrmenz (Mühlacker) bildete ursprünglich die Siedlung Du Queyras. Darüber hinaus geben uns aber auch die Familiennamen wie Armand, Ayasse, Baral, Blanc, Bonnet, Castan, Charrier, Clapier, Come, Costabel, Gille, Gros, Jourdan, Maneval, Mondon, Roux, Servay, Talmon, Vinçon und Vinnai wertvolle Hinweise. Recht ungünstig wirkte sich bei fast allen Waldenseransiedlungen insgesamt die Anlage der typischen Reihensiedlungen am Rande bestehender Gemarkungen aus, die damit verbundene Zuteilung einer oft zu kleinen Acker- und Wiesenfläche und

vor allem eben allzu kleiner Waldanteile. Gerade ihre „Waldfeindlichkeit“ — aus ihrer heimischen Wesensart und Wirtschaftsform des Alpenlandes umweltsbedingt — machte die Waldenser bei den einheimischen Bauern und erst recht bei den Förstern unbeliebt. So ist die Siedlung Sengach bei Enzberg nach einem früheren Wald benannt, den die Waldenser gerodet, nach einheimischer Darstellung „verwüestet“ hatten! In jüngster Zeit hat Dr. E. Hirsch gerade über Herkunft und Sprache der Waldenseransiedlungen in Südwestdeutschland Wesentliches veröffentlicht.

Zu einem großen Krach kam es unter der Herrschaft der Gräfin Witwe Eleonore in Gochsheim. Diese Edeldame war alles andere als edel, ja sie behandelte ihre Untertanen hart und streng bis ungerecht. So ließ sie die Schildwirte in den Turm sperren, weil sie ihren teuren Wein nicht kaufen wollten. Die Grafen von Eberstein waren als Feu-

dalherren nämlich auch die weltlichen Gerichtsherren in Gochsheim. Es gab ein städtisches Gefängnis und einen Turm, zu dessen Unterhaltung die Stadt Gochsheim verpflichtet war. Daneben besaß die Herrschaft weitere eigene Gefängnisse in den Verliesen der alten Ebersteiner Burg und in den Schlössern. Im Jahre 1677 ließ die Gräfin Witwe Eleonore den Gochsheimer Schultheißen mit samt den Richtern und Räten zehn Tage auf dem Rathaus einsperren, weil sie ein Pferd in Pfand nahmen, das für die Gräfin zum Fronen eingespannt war. Eleonore beschlug weiter mit ihrem Vieh in höchst selbstherrlicher Art und Weise die allgemeine Viehweide, und diese ungerechtfertigte Maßnahme erregte so großes Mißfallen der Bürger Gochsheims, daß Herzog Friedrich Carl zwischen der Gräfin und der Gemeinde unter dem Stuttgarter Datum vom 20. Januar des Jahres 1678 einen Schiedsspruch ergehen ließ, in dem die Gräfin Witwe Eleonore aufgefordert wurde, die „übermäßigen Strafen abzutun“ und die Untertanen nach dem herzoglich Württembergischen „gemeinen Landrecht“ gerecht zu behandeln.

Wer zweifelt, wenn er die erhaltenen Mauern Gochsheims sieht, an der einstigen Wehrhaftigkeit des Städtchens? Und aus der Geschichte deutet die Volkssage denn auch die Rose im Ebersteiner Wappen, wie wir auch auf einer hohen Brunnensäule das Wahrzeichen des Städtchens sehen: ein Mädchen mit einer Rose in der Hand! Einst soll ein Mädchen aus Gochsheim einem Herrn von Eberstein nämlich durch eine beim Tanz überreichte Rose in der Blumensprache noch rechtzeitig von einem Anschlag seiner Feinde gegen ihn und sein Schloß Gochsheim Nachricht gegeben haben, wodurch er sich noch rechtzeitig mit seiner Mannschaft gegen den heimtückischen Überfall rüsten konnte. Zur bleibenden Erinnerung an dieses Ereignis habe der Graf von Eberstein von dieser Zeit an seinem Eber im Wappen noch die Rose



Das „Scharfrichterhaus“ zu Gochsheim

Foto: G. Umminger

beigefügt und das Bild des Mädchens mit der Rose auf den Brunnen aufstellen lassen.

Die letzte Ebersteinerin, Kasimir von Ebersteins Tochter, brachte in die Ehe mit Herzog Friedrich August von Württemberg nur eine kleine Mitgift. Als „letzte Rose“ von Schloß Eberstein, womit beziehungsreich genug auf die Rose im Ebersteiner Wappen angespielt wird, gebar sie aber ihrem Mann dafür vierzehn Kinder, acht Prinzen und sechs Prinzessinnen. Unter der Regierungszeit des Herzogs Friedrich August (1682 bis 1716) war Gochsheim Sitz des regierenden Hauses Württemberg, Neuenstadter Linie. Dieser am 12. März des Jahres 1654 geborene württembergische Herzog war offenbar — im Gegensatz zu Herzog Ulrich — sehr beliebt und geschätzt, weiß doch der Chronist von ihm zu berichten: „Er war ein Fürst von milder und freundlicher Gemütsart, gütig und gerecht gegen jedermann“. Er war es auch, der den Gochshei-

mern nach dem „Großen Brand“ (während der Franzosenkriege im Jahre 1689) beim Wiederaufbau ihres abgebrannten Städtchens jede nur mögliche Unterstützung zukommen ließ. Aus Erbitterung gegen diese große willkürliche Brandschatzung nannten zahlreiche Bürger Gochsheims — wie überhaupt auch vielfach die überlebenden Bewohner an anderen Orten und Städten der verwüsteten Pfalz es taten — ihre Hunde Mélac. Der ganze Haß und die tiefste Verachtung gegen den französischen Heerführer von 1689 reagierten sich mit dieser Namengebung wesentlich ab, wie auch bei weiteren beliebten pfälzischen Hundennamen dieser Zeit, von denen wir nur noch Tiras — eine volksetymologische Umdeutung des Namens des französischen Generals Duras (Mélac wurde übrigens in dieser Hinsicht auch sehr oft zu Mehlsack volksetymologisch entstellt) — anführen wollen. Auch die von Graf Bernhard von Eberstein im Jahre 1521 begonnenen Schloßbauten waren durch den „großen Brand“ zerstört worden. Geblieben ist nur der vordere Teil, dessen profiliertes Eingangstor noch heute die Einlagen der ehemaligen Zugbrücke aufweist und über dessen Tor das württembergisch-ebersteinische Allianzwappen grüßt. Gochsheims Wiederaufbau als württembergische Stadt war unter Herzog Friedrich August eine echte Restauration, sozusagen eine originalgetreue Kopie, so daß man trotz des „Großen Brandes“ heute wieder von einem spätmittelalterlichen Charakter sprechen kann, den Gochsheim, das Kleinod im Kraichgau, bis heute bewahrt hat. Nach dem Tode des milden, gütigen und gerechten Herzogs Friedrich August im Jahre 1716 herrschte die „letzte Rose“ von Schloß Eberstein, Kasimir von Ebersteins Tochter, noch neun Jahre über Gochsheim, „sehr fromm, sehr wohlthätig, sehr leutselig“, ehe auch sie das Zeitliche segnete und neben ihrem Gatten in der Gochsheimer Stadtkirche beigesetzt wurde. Mit dem Erlöschen der Württemberg-Neuenstadter Linie kam Gochs-

heim — als eine wahre Pikanterie der Geschichte — durch herzogliche Schenkung an die ehemalige Landhofmeisterin von Würben, die unter dem Namen „von Grävenitz“ bekannte Mätresse. Doch schon wenige Jahre nach diesem „Erwerb“ — nämlich im Jahre 1736 — gab sie Gochsheim an das Haus Württemberg zurück.

Mit gemischten Gefühlen steht der Besucher unserer Tage vor einem stattlichen Fachwerkbau in Gochsheim. Das Mauerwerk trägt das aus neuerer Zeit stammende Gemälde eines Scharfrichters des fünfzehnten Jahrhunderts. Es ist das „Scharfrichterhaus“, in dem seit dem Jahre 1615 die Scharfrichter der Herzöge von Württemberg wohnten. Geheimnisvoll ist der Tod des letzten in der langen Reihe. August Stöhr erzählt von ihm: „Der Scharfrichter schnitt aus dem Haupthaar des Deliquenten, einer alten Sitte und überkommenen Rechtsnorm gemäß, eine Locke heraus. Dann verrichtete er sein grausiges Werk und schloß mit der Frage: ‚Hab ich recht gerichtet‘. Die Zeugen mußten bestätigen, daß er ‚recht gerichtet habe‘, wenn er den Deliquenten mit einem Streich vom Leben in den Tod gebracht hatte, ohne mit etwa benötigten weiteren Hieben unnötig gequält zu haben. Man entlohnte den Henker dann mit zehn Gulden. Das war viel Geld in damaliger Zeit. Hunger und Durst hatte er auch, und so suchte er auch bald ein Wirtshaus auf. Die ahnungslose Wirtin brachte dem ihr nur zu gut bekannten unheimlichen Gast Trunk und Essen. Beim Zahlen zog der Henker der Herzöge von Württemberg aus Gochsheim mit dem Geld auch unglücklicherweise die Locke mit aus der Tasche! Die Wirtin erkannte sie als eine aus dem Haar ihres Mannes. Den hatten sie vor einigen Tagen miternächtigt abgeholt. Sie wußte nicht warum; jetzt dämmerte ihr Furchtbares! Sie drang unaufhörlich in den verschlossen vor ihr sitzenden Scharfrichter. Dieser konnte letztlich den immer flehender werdenden Bitten der Frau nicht mehr widerstehen und brach

schließlich sein strenges Schweigegebot. Er gab der Wirtin auch die Locke, und erfüllte ihr damit ihren einzigen Wunsch; dann machte er sich auf den langen Heimweg. Wieder klingen eines Nachts geheimnisvolle Schläge an die Haustüre des Scharfrichters von Gochsheim. Wieder gürtet er sich um Mitternacht das schwere Richtschwert um, und wieder begleiten ihn vermummte Gestalten in den schwarzverhangenen — im ganzen württembergischen Land und auch den Nachbarherrschaften gefürchteten — Wagen zu einem unbekanntem fernen Ziel. Von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht warten daheim Frau und Kinder auf den Vater. So sehr sie auch hoffen, der Vater kommt nicht mehr zurück von seiner letzten Henkersfahrt. Er hatte sein strenges Schweigegebot gebrochen, weil er, der grausame Henker, in einer schwachen Stunde menschlich fühlte. Das mußte er mit dem gleichen Tod büßen, den er so oft manchem in seinem Leben bereiten mußte“. Gewannamen wie „Hochgericht“ und „Galgenberg“ erinnern bis heute daran, daß hier zu Gochsheim einst die Henker der Herzöge von Württemberg lebten.

Wenn im „Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes“ des alemannischen Mundartdichters Johann Peter Hebel, ein Franz Anton Egetmeier 1812 im tiefsten Rußland die Gefangenen fragt: „Sind keine Deutschen da?“ und die Antwort dann lautet: „Deutsche genug! Einer ist von Mannheim, einer

von Bruchsal, der dritte von Heidelberg, der vierte endlich von Gochsheim“, so steht das Kraichgauer Kleinod auf dem Kalksteinfelsen mit in großstädtischer Umgebung. Doch gehört Gochsheim noch mit zu den bäuerlichen Gemeinden des Kraichgaues. Zwei größere Industriebetriebe, das Bott-Ziegelwerk und die Sägereibetriebe Keßler, haben wir bereits eingangs erwähnt. Groß ist die Zahl der Hinauspendler in die Bruchsaler und Brettener Industrie. Aber kaum ein Dorf oder Städtchen im Kraichgauer Hügelland hat sein Gesicht so stark der reichen historischen Vergangenheit zugewandt, wie das Burgstädtchen Gochsheim, welches seit dem 1. September 1971 mit zu der neugebildeten Stadt „Kraichtal“ gehört.

#### Literatur:

Weiser, Emil, Geschichte der ehemals württembergischen Stadt Gochsheim im Kraichgau, Bruchsal 1912

Hirsch, Ernst, Beiträge zur Sprachgeschichte der württembergischen Waldenser, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Forschungen, 24. Band, Stuttgart 1963

Miller, Max, Hrsg., Baden-Württemberg, Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Sechster Band, Kröners Taschenausgabe Band 276, Stuttgart 1965

Schäfer, Hans, Die Burgen im Kraichgau zusammengestellt nach Landkreisen, Oberöwisheim 1971

Schwarzmaier, Hansmartin, Wappenbuch des Landkreises Bruchsal, hrsg. vom Landkreis Bruchsal 1971, erscheint gleichzeitig als Heft 26 der Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg (W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart)

# Odenheim und sein Benediktinerkloster

Drei Siegfrieds-Brunnen

Umstrittene Nibelungenlied-Strophe der C-Fassung

Von Gernot Umminger, Freiburg

Zu allen Jahreszeiten wandern Naturfreunde gern in die stille Welt des Kraichgauer mit den einsamen Heckenwegen der Terrassen um die alten Gewanddörfer, in dieses Land mit seinen lichten Buchen- und Eichenwäldern, der Parklandschaft mit ihren verschwiegenen Talgründen, in denen die Bäche im sonnendurchglänzten August schwerblütig, temperamentlos und von schläfrigem Gemüt gen Westen, dem Rhein entgegenfließen. Gemächlich nur stampfte bis vor wenigen Jahren — heute erfüllen moderne Omnibusse die Verbindung mit der großen Welt draußen — das Bähnchen, im Volksmund als „Entenköpfer“, „Entenmörder“ oder oft auch als „Feuriger Elias“ bekannt, dem hochgelegenen Eichelberg zu. Weit reicht von dort oben der Blick nach Westen in das Kraichgauer Wellenland mit seinem Gleichmaß von Hügeln und Tälern, von endlosem Auf und Ab. Im Osten sieht man bis zum Odenwald und zum Stromberg- und Heuchelberggrücken, als dessen äußerster Eckpfeiler die Wälder des Tiefenbacher Kreuzberges erscheinen, während vom fränkisch-schwäbischen Schichtstufenland die in südlicher Richtung auslaufenden, in den nördlichen Schwarzwald übergehenden Hügelketten zu erkennen sind. Der Wein, den der Wanderer im Eichelberger „Rebstöckl“ trinkt, läßt ihm die Farben ringsum noch viel tiefer erglühn, und das Buschwerk im offenen Rebenland, das auf dem Strom- und Heuchelberg in geschlossenen Laubwald übergeht, scheint fast schon herbstlich zu brennen. Das Feldkreuz auf halber Höhe des Eichelberger Kapellenberges bei der St. Michaelskapelle ist mit grünem Rebgerank geschmückt, an den

Händen des Heilandes hängen saftstrotzende Trauben in großen Büscheln. So danken die Menschen dem Schöpfer für die köstliche Ernte, mit der er sie wiederum beschenkt hat.

Auf der fröhlich auf- und abwärts-schwingenden Straße führt der Weg nach dem einstmals kurpfälzischen Hilsbach, das wegen seiner erhöhten und beherrschenden Lage oft als das „Rothenburg des Kraichgauer“ bezeichnet wird. Lustig purzelt der Weg von Hilsbachs Höhe herab nach Tiefenbach — der Ortsname veranschaulicht deutlich genug die Muldenlage dieser Weinbaugemeinde — dem bedeutenden Markt-flecken Odenheim zu. Odenheim zeigt breite, sauber gepflegte Straßen und alte Wirtshaus-schilder, vom „Ritter“, vom „Ochsen“, vom „Schwanen“ und vom „Goldenen Engel“ und das von der „Klosterschänke“ in der Klosterstraße, die die Erinnerung an das ehemals bedeutende Benediktinerkloster wachhält.

Der historisch interessante Ort Odenheim ist zum erstenmal im Jahre 769 im Codex Lareshamensis, dem Güterverzeichnis des Benediktinerklosters Lorsch, das 763 durch den fränkischen Gaugrafen Cancor und seine fromme Mutter Williswind, Verwandte Pippins des Jüngeren, eingebettet zwischen der Bergstraße und dem Rhein-strom im hessischen Ried, gestiftet wurde, erwähnt. In dieser Urkunde widmet Udel-fried dem Kloster Lorsch 110 Morgen Land in „Hodeheim“, das dann bereits 779 als „Odenheim“, 850 als „Otenheim“, 1225 als „Otinheim“ und 1447 als „Odenheim“ erscheint. Die abgerundete und umfangreiche Urmark Odenheim, die Ortsnamenform — ein aus dem Personennamen Oto, Odo zu-

sammengesetzter patronymischer Ortsname und nicht etwa die alte romantisierende Deutung als „Heim des Odin“ (!!) — ein größerer Reihengräberfriedhof des 6./7. Jahrhunderts, die mehrmalige Erwähnung im Lorscher Codex seit 769, dazu das St. Michaelspatrozinium der erhöht gelegenen Odenheimer Pfarrkirche, neben dem Petrus- und Paulus-Patrozinium des im Jahre 1122 gegründeten Benediktinerklosters Odenheim, beweisen uns das hohe Alter dieser Kraichgau-Gemeinde.

In enger Bindung an das Dorf Odenheim und dessen Ortsadel — im Jahre 1270 wird der edelfreie Eberhard von Odenheim urkundlich genannt — wurde in einem abseitigen, stillen Seitental des Katzbachs, am Wigoldesberg, im Jahre 1122 eine Benediktinerabtei gegründet, ausgehend von dem, im Zuge der Cluniazensischen Reform 1059, durch den Calwer Grafen Adelbert wieder aufgebauten Aureliuskloster von Hirsau. Hirsau war nicht ohne Verschulden der alemannischen Grafen von Calw in Verfall geraten. Von Hirsau aus wurde das neue Benediktinerkloster am Wigoldesberg bei Odenheim im Auftrag der Gründer, der Kraichgaugrafen von Lauffen am Neckar, Graf Bruno, Erzbischof von Trier, und Graf Poppo III., regierender Graf im Kraichgau, Enzgau und Elsenzgau, mit zwölf Mönchen besetzt und noch im Gründungsjahr 1122 durch Kaiser Heinrich V. bestätigt. Diese umgehende Bestätigung unter dem 5. März des Jahres 1122 erfolgte wohl nur deshalb so schnell, weil der Mitstifter Graf Bruno von Lauffen als Erzbischof von Trier zugleich der Erste Rat und Reichskanzler Kaiser Heinrichs V. war. Im Gegensatz zu den übrigen Benediktinern, die schwarz gekleidet sind, trugen jene der Hirsauer Kongregation einen weißen Habit und darüber das große Weiße Skapulier. Die Odenheimer Benediktinermönche waren also weiß gekleidet. Vogt über das neue Benediktinerkloster Odenheim wurden der Mitbegründer Graf

Poppo III. von Lauffen und seine Nachfolger. Die Neugründung wurde von den beiden Brüdern aus dem angesehenen Geschlecht der Grafen von Lauffen sofort mit vielen Besitzungen ausgestattet, die sich in den Dörfern und Marktflecken Lauffen, Odenheim, Eichelberg, Tiefenbach, Landshausen und Großgartach befanden. Durch eigene Mittel konnte das Benediktinerkloster Odenheim sogleich auch noch Grundbesitz in Hambrücken, Forst, Östringen und Ubstadt erwerben.

Im Jahre 1161 bestätigte Kaiser Friedrich I., Barbarossa, den nun bereits umfangreichen Besitz des Benediktinerklosters am Wigoldesberg bei Odenheim. Durch eifrige Rodungstätigkeit der frommen und arbeitsamen Söhne des heiligen Benedikt von Nursia und weitere Schenkungen von Gläubigen fand sich bis zum Jahre 1161 Odenheimer Klosterbesitz auch in Kirchheim am Neckar, Bottenheim, Dürrenzimmern und Spielberg bei Brackenheim im Zabergäu, Schwaigern, Schluchtern, Neckargartach und Böckingen bei Heilbronn, Kleinsachsenheim bei Vaihingen, Aglasterhausen, Rettigheim, Elsenz, Wössingen und Bruchsal im Kraichgau; ferner in Großfischlingen bei Edenkoben, Lingenfeld und Germersheim in der Pfalz. Papst Lucius III. inkorporierte der Benediktinerabtei am Wigoldesberg im Jahre 1184 die Pfarrkirche zu Odenheim mit der Verpflichtung, die Seelsorge zu versehen. 1225 kamen noch die Gerechtsame von Waldangelloch, Michelfeld und Zeutern an das Benediktinerkloster Odenheim. Von den berühmten Reichsrittern von Sickingen wurde 1385 das Dorf Rohrbach am Gießhübel und von den Herren von Mentzingen 1426 das Dorf Landshausen käuflich erworben.

Nach dem Aussterben der Kraichgaugrafen von Lauffen im Mannesstamme im Jahre 1219 und mit dem Erlöschen des Odenheimer Ortsadels ging die Vogtei über das Kloster zu Odenheim auf die deutschen

Könige über. Im Jahre 1330 verpfändeten die Herrscher des Deutschen Reiches Römischer Nation ihr Vogteirecht über das Benediktinerkloster am Wigoldesberg zu Odenheim an die Hochwarte von Kirchheim, bis Bischof Gerhard von Speyer 1338 die Schirmvogtei erwarb. Im Jahre 1494 wurde das Benediktinerkloster Odenheim durch Kaiser Maximilian I., den „letzten Ritter“, in ein weltliches adliges Chorherrenstift umgewandelt; bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte man die Gebäude wegen der immer unsicherer werdenden Zeiten und der vielen Fehden im Lande mit wehrhaften Mauern und Türmen umgeben. Aber trotz hoher Mauern und Türme war ein nicht weniger gefährlicher Feind in das Benediktinerkloster Odenheim eingedrungen: die Lockerung der Ordenszucht. Luxus und Völlerei hatten die Oberhand über die strenge Beobachtung der Regel des heiligen Benedikt gewonnen! Auch hier im Pfälzer Land mußte Bischof Ludwig von Helmstatt zu Speyer — er regierte von 1478 bis 1504 — die Gebote seines bischöflichen Vorgängers Matthias von Rammung neu einschärfen, die dieser in Erinnerung an Zucht und Ordnung hatte erlassen müssen. So gab man sich in jener Zeit, wie Sebastian Brant in seinem „Narrenschiff“ von 1494 geißelte, noch in der Fastenzeit dem „Tanzen“ hin und ging erst zur Beichte, wenn die hölzernen Ratschen vor Ostern den Beginn der Gottesdienste verkündeten.

Die Bemühungen der Speyerer Bischöfe, das Benediktinerkloster Odenheim durch Anschluß an die Bursfelder Kongregation zu reformieren, hatten keinen Erfolg. Das Kloster Bursfeld an der Weser bei Göttingen war um das Jahr 1430 so verweltlicht, daß nur noch eine strenge Reform und der Zusammenschluß mit anderen Klöstern — die gleichfalls zur strengen Einhaltung der Ordensregel des heiligen Benedikt bereit waren — aus dem Verfall herausführen konnte. Papst Pius II. bestätigte und emp-

fahl die Bursfelder Kongregation in zwei Bullen von 1458 und 1461. In ganz kurzer Zeit gehörten 142 Klöster dieser Reformbewegung an. Aus dem Bistum Speyer waren die Klöster Hirsau, Sponheim und Gottesau der Bursfelder Kongregation beigetreten. Im Jahre 1491 kam der Speyerer Bischof Ludwig von Helmstatt in Begleitung der Äbte von Hirsau, Sponheim und Gottesau nach Odenheim, um die Reformen durchzuführen. Zahlreiche Konventualen wurden entlassen und durch Mönche aus den bereits reformierten Konventen von Hirsau, Sponheim und Gottesau ersetzt. Aber auch dieser Reformversuch konnte im abgeschiedenen Benediktinerkloster am Wigoldesberg bei Odenheim nicht mehr viel helfen. Hatten schon immer die Söhne des zahlreichen Kraichgauer Adels im Odenheimer Benediktinerkloster Aufnahme gefunden, so erinnerten sich jetzt der Abt und seine alten Mönche, daß schließlich der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation ihr weltlicher Schutzherr sei. Die adeligen Mönche setzten im Jahre 1494 mit Hilfe Kaiser Maximilians I. beim Papst die Umwandlung der Benediktinerabtei Odenheim in ein weltliches adeliges Chorherrenstift durch. Der Konvent, der außer dem Abt zwölf Professoren — davon zehn adelige und zwei bürgerliche — zählte, wurde zu einem Kapitel mit zwölf Kanonikern. Der Abt wurde Stiftsprobst, der Prior Dekan und drei weitere Kanoniker Scholaster, Kantor und Kustos. Zehn Kanonikate waren nur Adeligen oder Rittern und die zwei übrigen nur in der Theologie oder den Rechtswissenschaften Graduierten zugänglich. Die Kanoniker des Chorherrenstiftes brauchten nicht unbedingt die Priesterweihe empfangen zu haben; sie waren nur für sechs Wochen im Verlaufe eines Jahres zur Anwesenheit verpflichtet und mußten im Frühjahr und Spätjahr dem Generalkapitel beiwohnen. Täglich hielten die Odenheimer Kanoniker — soweit sie ge-

rade anwesend waren — den Chordienst und beteten gemeinsam in der Klosterkirche, den Aposteln Peter und Paul geweiht, das Brevier. Christoph von Nippenberg wurde der erste Stiftsprobst. Sein Wappen ist heute noch an einem erhaltenen Gebäude des „Stifterhofes“ eingemauert. Hatte schon das Leben nach der Regel des heiligen Benedikt in dem einsamen und, wie es scheint, verwaehrlosten Gotteshaus am Wigoldesberg bei Odenheim den adeligen Mönchen nicht mehr gefallen, so fanden sie bald auch den einfachen Chordienst nicht mehr tragbar. Dazu kam, daß sie sich in dem Kampf zwischen der Kurpfalz und Württemberg bedroht fühlten, als Maulbronn und Gochsheim im Jahre 1504 von Herzog Ulrich von Württemberg eingenommen wurden. Damals geriet der Kurfürst und Pfalzgraf Philipp, weil er seinen Sohn Ruprecht unterstützte, mit dem Kaiser und Reich in Krieg und Herzog Ulrich, der Württemberger, unterstützte in der sogenannten „Bayerischen Fehde“ den Kaiser und zog mit einem Heer gegen die Pfalz. An diesen bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg erinnert in Bretten, das damals am Tage Peter und Paul (29. Juni) unter äußerster Anstrengung der Bürger und Einsatz der kurpfälzischen Landsknechte, mit einem siegreichen Ausfall die Belagerung des schwäbischen Herzogs Ulrich sprengte, das jetzt vom 1. bis 3. Juli 1972 zum 468. Male gefeierte Brettener Peter- und Paul-Fest — das nach der Vereinigung Alt-Brettheim e. V. „älteste südwestdeutsche Heimat- und Volksfest“. In diesen damaligen unsicheren Zeiten setzten die Odenheimer Chorherren denn auch bald durch, daß der Konvent schon dreizehn Jahre nach der Umwandlung der Benediktinerabtei Odenheim in ein weltliches adeliges Chorherrenstift 1494, nämlich im Jahre 1507, aus der gefährlichen Abgeschiedenheit am Wigoldesberg bei Odenheim in das sichere Bruchsal an die eben vollendete Stadtkirche „Unserer Lieben Frau“ verlegt



*Ehemaliger Befestigungsturm des Benediktinerklosters Odenheim*

Foto: G. Umminger

wurde. Seit dem Jahre 1507 wohnten also nur noch wenige Beamte und Bauern zur Verwaltung und Bestellung der Güter in den klösterlichen Gebäuden zu Odenheim. 1525 setzten die Kraichgauer Bauernhaufen die Klosteranlagen in Brand. Der Odenheimer Altschultheiß Max Hovwarth, genannt der „Duchscherer“, weil er von Beruf Schneider war, spielte hierbei eine führende Rolle. Was die Wut der aufrührerischen Bauern 1525 noch übriggelassen hatte, vernichteten der Dreißigjährige Krieg und die zahlreichen Brandschatzungen der Franzosen unter Mélac, die 1689 nicht nur das Hochstift Speyer in Mitleidenschaft und starke Brandschatzungen zogen.

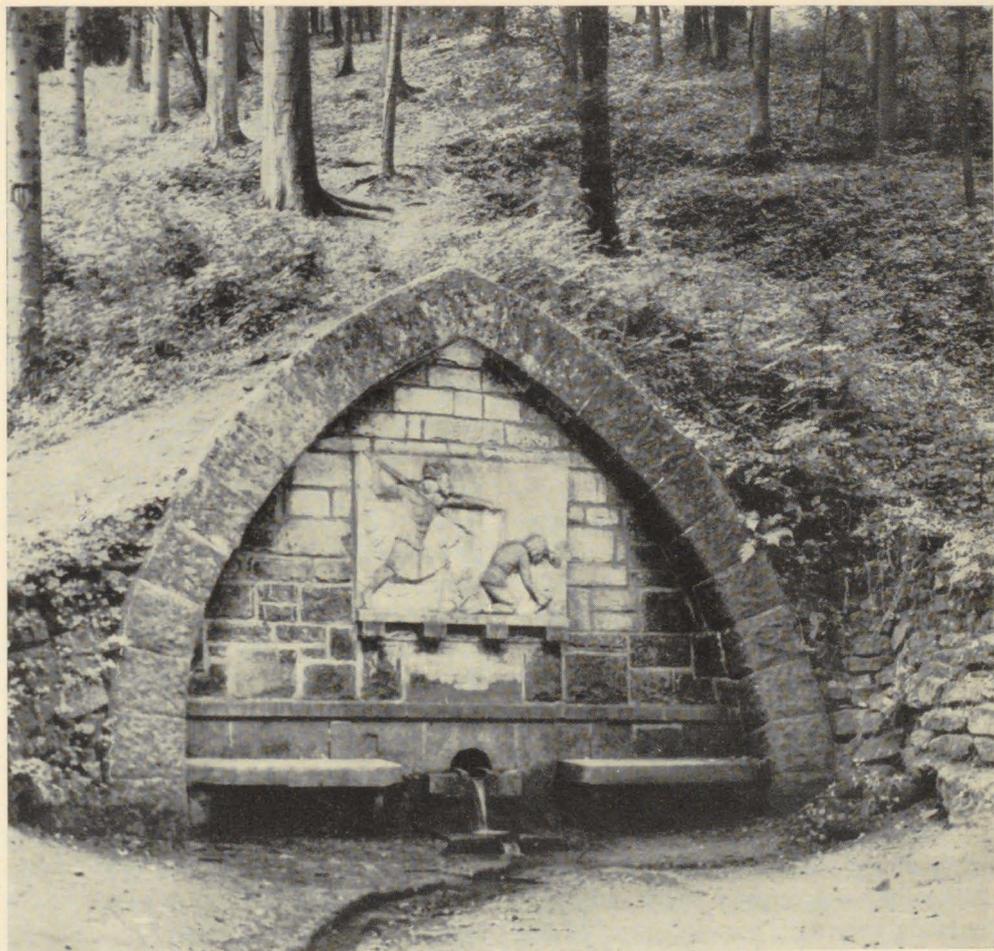
Mit dem Reichsdeputationshauptschluß im Jahre 1803 wurde auch das Ritterstift Odenheim säkularisiert. Damals gehörten immerhin noch die Orte Tiefenbach, Eichelberg,

Landshausen, Rohrbach am Gießhübel, Waldangelloch, Zeutern und Großgartach zu dem Stift. Bis auf zwei Ecktürme der alten Befestigung wurden die Überreste der alten Klosteranlage um die Mitte des 18. Jahrhunderts abgetragen. An Hand von kleinen erhaltenen Planaufnahmen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts und eines Aquarells von L. Prey aus dem Jahre 1801 — der einzigen vorhandenen Abbildung des Benediktinerklosters Odenheim — können wir uns heute noch ein ziemlich genaues Bild von der Größe der ehemaligen Abtei machen. Die rechteckige Anlage am Fuße des beherrschenden Wigoldesberges und in unmittelbarer Nähe einer starken Quelle war von Mauern umschlossen und von vier Türmen bewehrt, von denen die der Nordost- und der Südwestecke als Ruinen bis auf unsere Tage erhalten blieben. Dafür wurden die Wirtschaftsgebäude einer umfangreichen Meierei errichtet, und heute breitet sich über dem in ein Gut der Zuckerfabrik Waghäusel umgewandelten alten Benediktinerkloster und späteren Chorherrenstift Odenheim der Lärm der Traktoren und modernen Landmaschinen aus. Nur noch der im Volksmund geläufige Name „Stifterhof“ erinnert an die Benediktinermönche und ihr zwei km nördöstlich vom heutigen Dorf Odenheim in einem Seitentälchen der Katzbach nach Eichelberg zu gelegenes Benediktinerkloster — unfern dem saganumwobenen „Sisbrunnen“!

In dem mittelhochdeutschen Epos über die Nibelungen verdient das 16. Abenteuer in unserer engeren Heimat besondere Beachtung, weil es ein Ereignis schildert, das den Odenwald zum Schauplatz hat: die Ermordung Siegfrieds durch Hagen. Da in allen drei überlieferten Fassungen des Nibelungenliedes die landschaftlichen Beschreibungen nur sehr allgemein gehalten sind, müssen wir den Ortsbezeichnungen in der 16. Aventure der C-Fassung unsere besondere Aufmerksamkeit schenken. Es wird zu-

nächst von der Jagd im „Otenwalde“ gesprochen, und dabei sieht man Siegfried hinter verschiedenen Tieren, auch hinter einem „ungefuegen lewen“ herjagen. Wir müßert dieses Tier — ein Löwe in unserem heimatlichen Gebiet — allein der Phantasie des immer noch unbekanntem Dichters zuschreiben. Das Jagdmahl findet dann „uff einen schoenen anger“ (auf einer lieblichen Waldwiese) statt, ohne Wein, weil diesen der listige Hagen nach dem „spehtsharte“ gesandt hatte. Hagen weiß aber „einen brunnen kalt“ in der Nähe des Wiesengrundes, durch dessen Gras die Helden den Wettlauf zur Quelle im Walde unternehmen. Siegfried läßt, obwohl er lange vor Hagen und Gunther am Quell ankommt, in echt höfischer Art und Haltung zuerst König Gunther trinken, ehe er sich selbst zum „brunne kuele lüter unde guot“ niederbeugt. Das ist der Augenblick für Hagen. Von seinem Speer hinterrücks getroffen, kann der Held Siegfried, des Schwertes beraubt, nur mit einem Schild auf Hagen einschlagen, daß „der wert vil lüte erhal“ (der Wiesengrund widerhallte laut). Nachdem Siegfried tot zusammengebrochen war, wird er auf seinen Schild gebettet und noch in der gleichen Nacht nach Worms gebracht und dort vor Kriemhildens Kammer gelegt.

Wo ist nach diesen knappen Anhaltspunkten der Schauplatz des Todes Siegfrieds zu suchen? Unsere Aufmerksamkeit lenken vor allem die verschiedenen Siegfriedsbrunnen auf sich, die es gibt. Die Volksüberlieferung kennt mehrere Stätten im Odenwald, wo Siegfried erschlagen worden sein soll. Der „Lindelbrunnen“ bei Hiltersklingen und der „Siegfriedsbrunnen“ bei Gras-Ellenbach — beide unweit von Lindenfels im Odenwald gelegen — sind die bekanntesten. Der im Jahre 1884 vom Odenwaldklub neu gefaßte und mit einer Metalltafel versehene Hiltersklinger „Lindelbrunnen“ ist schon in der Schenkung der Heppenheimer Mark vom 20. Januar 773 an das Kloster Lorsch<sup>2)</sup> und



*Siegfriedsbrunnen*

Foto: Landesbildstelle Baden

in der bekannten Grenzziehung von 795 erwähnt<sup>3</sup>). Auch auf Frankenthaler Gemar- kung liegen ein „Siegfriedsbrunnen“ und ein „Siegfriedsweiher“.<sup>4</sup>) Weniger bekannt, aber darum umso erwähnenswerter, ist eine wei- tere Quelle, von der im Kraichgauer Volks- mund behauptet wird, sie sei die „einzig echte“ und die „einzig wahre“. Dieser „Sieg- friedsbrunnen“ liegt am Rande des Kleinen Odenwaldes. Die für die Echtheit dieser Quelle anzuführenden Gründe entsprechen am meisten dem Nibelungenlied selbst! Nennt doch die C-Fassung, die sich in

Donaueschingen in der Fürstlich-Fürsten- bergischen Bibliothek befindet, in den Schluß- versen des 16. Abenteuers ausdrücklich den Ort des Todes von Siegfried:

„Von dem selben brunnen do Sifrit wart  
erslagen  
sult ir die rehten maere von mir hoeren  
sagen  
dort vor dem Otenwalde ein dorf lit  
Otenheim  
do vliuzet noch der brunne des is zwifel  
dehein“.

(von demselben Brunnen wo Siegfried erschlagen wurde, sollt ihr die rechte Kunde von mir hören, dort vor dem Odenwald ein Dorf liegt Odenheim, da fließt noch die Quelle, daran kann kein Zweifel sein).

Es ist also der Ort des Todes von Siegfried durch Nennung des Dorfes Odenheim ganz klar genannt und die Lage „vor dem Odenwald“ würde bei den beiden im Odenwald liegenden Quellen auch nicht zutreffen. Die Lage „vor dem Odenwald“ trifft vielmehr nur bei unserem Kraichgauer „Siegfriedsbrunnen“ zu. Sollte also an der Schilfsandsteinquelle im Waldesdunkel bei unserem Dorf Odenheim der Speer Hagens Siegfried getroffen haben?<sup>5)</sup> In unserer Kraichgauer Volkssprache ist die Odenheimer Siegfriedsquelle als „Seesbrunnen“ oder auch als „Sisbrunnen“ bekannt. Im Güterbuch des Benediktinerklosters Odenheim finden wir diesen „Sees“- oder „Sisbrunnen“ öfters urkundlich belegt. Bedenken wegen der geographischen Lage unserer Odenheimer Siegfriedsquelle müssen allerdings erhoben werden, weil im Nibelungenlied ja besonders eindringlich herausgestellt wird, daß man die Nacht abwartete, um den toten Helden bis zum Morgen vor Kriemhildens Gemach zu legen: „Do erbîten si der nahte und fuoren über Rîn“.

(Sie warteten die Nacht ab und fuhren über den Rhein). (Anfang der 17. Aventure). Dürfen wir aber unter Berücksichtigung der alten Wegverhältnisse im Ried zwischen Worms und der Bergstraße annehmen, daß man die Strecke vom Kraichgau bis nach Worms in einer Nacht mit Pferden bewältigen konnte?

Außer unserem Kraichgauer Odenheim mit seinem um das Jahr 1200 bedeutenden und weithin bekannten Benediktinerkloster liegt, von Worms aus gesehen, kein anderer Ort, der Odenheim heißt, „vor dem Oten-

walde“. Auch ist die im Jahre 850 im Lorscher Codex erscheinende Schreibform „Otenheim“ mit der in der C-Fassung genannten Örtlichkeit „Otenheim“ namensgleich. Wir können höchstens zwei im Mittelalter existierende Orte dieses Namens aus dem Wormsgau selbst in unsere Untersuchung miteinbeziehen. Der eine läßt sich durch eine Schenkungsurkunde der Äbtissin Abba in Rotaha belegen, wonach ein Odenheim, unweit des Mains gelegen, dem Kloster Lorsch übereignet wurde. Im zweiten Fall wurde 1904 zwischen Lorsch und Hüttenfeld eine römische Villa ausgegraben, an deren Stelle um 1100 von einer Edelfrau Uode von Schauenburg ein Edelhof angelegt wurde, der, wie urkundlich belegt ist, den Namen Uodenheim — später dann Odenheim — erhielt. Dieses nur vier Wegstunden von Worms entfernt liegende Odenheim war allerdings niemals ein Dorf, sondern wie das andere wormsgauische Odenheim, ein unbedeutender kleiner Hofplatz. Auch finden wir auffallenderweise, und in diesem Zusammenhang ganz besonders wesentlich, an beiden Höfen keinen Siegfriedsbrunnen und auf dem „brunne kuele, lûter unde guot“ liegt doch gerade die starke Betonung der Strophe 1016 der C-Fassung des Nibelungenliedes.

Diese besagte Strophe 1016 der C-Fassung des Nibelungenliedes, die das Dorf Odenheim ausdrücklich nennt und herausstellt, fehlt in den beiden anderen Handschriften A und B. So müssen wie die Frage aufwerfen, ob es sich hier um eine echte, vom Dichter selbst verfaßte Strophe handelt, oder ob diese aufschlußreiche, für unseren Zusammenhang besonders wichtige Strophe, nur von einem späteren Abschreiber hinzugedichtet wurde. Die von uns schon immer erwähnte C-Handschrift des Nibelungenliedes ist die am stärksten erweiterte und umgestaltete. Der Schreiber C hat so z. B. statt „Waskenwalde“ (in Strophe 911 der Handschrift B, der St. Galler Handschrift)

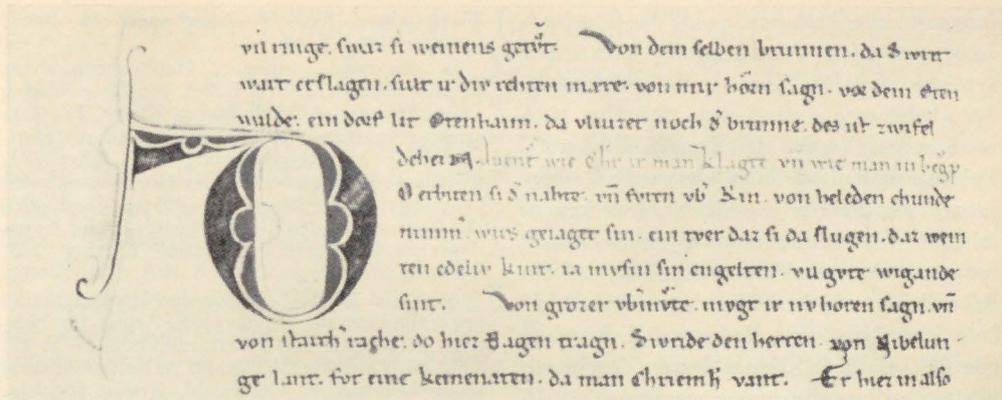


Foto aus der Handschrift C des Nibelungenliedes im Fürstl. Fürstenbergischen Archiv Donaueschingen

„Otenwald“ (in Strophe 919 der Handschrift C) eingesetzt und C gibt auch allein den Ort an, wo Siegfried getötet worden sein soll: „Otenheim“; diese Ortsangabe fehlt in A und B. „Wir sagen heute: von den drei Fassungen des Nibelungenliedes ist die mit B bezeichnete maßgebend“, führt S. Gutenbrunner aus<sup>6)</sup>. Eine ganz neue These hat jetzt W. Selzer aufgestellt und den Lorscher Abt Sigehard, der von 1120 bis 1198 lebte, als Nibelungenlieddichter genannt<sup>7)</sup>. Man ist nur merkwürdig berührt, wenn man hört, daß die Behauptung, das Nibelungenlied sei von einem Dichter, nicht von mehreren geschrieben, eine „geniale Neuentdeckung“ sei! Die romantische Theorie, ein großes Epos werde aus vielen vorhandenen, im Volk entstandenen Liedern zusammengefügt, wobei der Mann, der das tut, ein Stümper sein könne, diese Theorie also, von K. Lachmann an Homer und am Nibelungenlied versucht, ist längst widerlegt! „Der Verfasser war ein Dichter von hohem Rang“<sup>8)</sup>.

Das große mittelhochdeutsche Epos, das Nibelungenlied, verlegt den Sitz der Burgunden nach Worms am Rheine und den Brunnen, an dem Hagen Siegfried erschlug, an einen Ort im Odenwald. Den Dichter dieses Liedes kennen wir nicht, wenn er

auch bald im Kürenberger, dann im sagenhaften Heinrich von Ofterdingen, in Abt Sigehart von Lorsch oder in Pilgrim von Passau gesucht wird. Sicher ist nur, daß derjenige, der die alten fränkischen Heldenlieder aus der Völkerwanderungszeit um 500 n. Chr., nämlich „Sigfrids Tod“ und „Burgundenuntergang“, zu Anfang des 13. Jahrhunderts im Nibelungenlied zusammenfaßte und dem Epos die verbindliche höfische Form gab, eine in seiner Zeit unerhört tragische Dichtung geschaffen hat. Von den drei Fassungen des Nibelungenliedes ist die mit B bezeichnete, die St. Galler Handschrift, die beste und die dem Original am nächsten stehende. Der Verfasser dieser B-Überlieferung war ein Dichter von hohem Rang, kein biederer, treuherzig-unbedeutender Sammler oder Ordner.

Dagegen ist die für unsere Betrachtung wichtige und schon immer genannte C-Fassung des Nibelungenliedes, die bei weitem umfangreichste; sie enthält die längste und am stärksten höfisch umgestaltete Form. Im Zusammenhang gelesen, erkennt der unvoreingenommene Leser, der sich in die mittelhochdeutsche Synonymik eingearbeitet hat, allerdings dann sofort, daß gerade diese Strophe 1016 in der 16. Aventure mit am stärksten aus der Metrik der echten Nibe-

lungenstrophe herausfällt und den Eindruck einer gewollten Verschleierung weckt. Die typische rheinfränkische mittelhochdeutsche Sprachelemente aufweisende Strophe 1016 — ansonsten weist der Lautstand der C-Fassung nach Tirol oder Österreich — legt sogar, wie Pfarrer Friedrich Hodecker in seiner Ortsgeschichte von Odenheim 1962<sup>9)</sup> festgestellt hat, die Vermutung nahe, daß ein Benediktinermönch als Bearbeiter (Abschreiber) des Nibelungenliedes möglicherweise einmal im Benediktinerkloster Odenheim weilte und hier die zugesetzte Strophe 1016 seiner Abschrift zufügte, vielleicht sogar noch aus Dankbarkeit gegenüber Abt Siegfried, der dem Benediktinerkloster Odenheim von 1190—1213 vorstand. Wer konnte der Phantasie des Bearbeiters Grenzen setzen? Wir wissen es nicht!

Trotz dieser wissenschaftlichen Erkenntnis gehen wir gerne hinaus zu der seit Kindheitstagen vertrauten Quelle im „Seesbrunnen“- oder „Sisbrunnenwald“ — was in unserer Kraichgauer Volkssprache einer einfachen mundartlichen Kürzung gleichkommt —, und das lokalpatriotische Gefühl sagt uns, daß nur hier, im Rauschen des Waldes, Hagens Niedungstat geschehen konnte. Im Jahre 1930 wurde die Quelle unter Bürgermeister August Vogel gefaßt und ein vier Meter hohes Relief nach einem Entwurf von Professor Nagel aus Karlsruhe angebracht, welches den starken Siegfried an der Quelle und den grimmen Hagen zum Todesstoß mit dem Speer — an der einzig verwundbaren Stelle — ausholend, zeigt.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Hodecker, Fr., Odenheim. Eine Wanderung durch 2000 Jahre Odenheimer Geschichte, Mosbach 1962. Hodecker vertritt S. 27 weiter „Woutanheim“ und „daß Wodan der Herr in Odenheim war“, trotz Kritik zur Zeit des Abschlusses seines Manuskriptes durch uns; vgl. hierzu auch Diemer, M., Die Ortsnamen der Kreise Karlsruhe und Bruchsal, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-

Württemberg, Reihe B, Forschungen 36. Band, Stuttgart 1967, S. 48.

<sup>2)</sup> „donamus . . . villam . . . Hephenheim, sitam in pago renense . . .“ (D Karol. I n 73 — Codex Laureshamensis 6); vgl. hierzu Kieser, Fr., Das salisch-fränkische Siedlungssystem und die Hephenhheimer Marktbeschreibung vom Jahre 773, Beilage zum Jahresbericht des Großherzoglichen Gymnasiums zu Bensheim 1905; Hülsen, Fr., Die Besitzungen des Klosters Lorsch in der Karolingerzeit, Historische Studien, Ebering 105, 1913.

<sup>3)</sup> Müller, K. Th. Ch., Zu den ältesten Marktbeschreibungen des Odenwaldes, Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde, N. F. 17, 1932, S. 93—144; Möller, W., Die frühhistorischen Grenzen im Odenwald, Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde, N. F. 20, 1938, S. 221—261; Schumacher, K., Aus Odenwald und Frankenland, Darmstadt 1929, S. 46 bis 53: Auf Siegfrieds Spuren.

<sup>4)</sup> Weitere Siegfriedsbrunnen zählt vor allem K. Schumacher, a. a. O.\* S. 52 auf. Unser Odenheimer Siegfriedsbrunnen aber fehlt bei ihm!

<sup>5)</sup> Vgl. hierzu Betz, W., Die deutsche Heldensage, Deutsche Philologie im Aufriß, hrsg. von Stammer, W., III. Band, 27. Lieferung, Berlin 1957, Sp. 1509 ff., besonders Sp. 1511 über die Frage der geschichtlichen Grundlagen für den ersten Teil des Nibelungenliedes, für die Geschichte von Siegfrieds Tod also.

<sup>6)</sup> Gutenbrunner, S., Der Dichter des Nibelungenliedes, in Stuttgarter Zeitung, Nr. 178, Samstag, 6. August 1955, S. 17.

<sup>7)</sup> Selzer, W., Lorsch und das Nibelungenlied, Festschrift Laurissa Jubilans zur 1200-Jahr-Feier von Lorsch, 1964; vgl. hierzu auch Höfler, O., Die Anonymität des Nibelungenliedes, Deutsche Vierteljahresschrift 29, 1955.

<sup>8)</sup> Gutenbrunner, S., a. a. O.

<sup>9)</sup> Hodecker, Fr., Odenheim. Eine Wanderung durch 2000 Jahre Odenheimer Geschichte, Mosbach 1962.

In diesem Zusammenhang sei noch auf einige weitere neuere Ortsgeschichten verwiesen:

Härdle, O., Heildelheim. Geschichte und Bild der ehemaligen Reichsstadt, Heildelheim 1960.

Spengel, W., Gondelsheim in Geschichte und Bild, Philippsburg 1966.

Stein, H., Kallenbach, P., Ochs, L., Eberhardt, W., Bucher, 1200 Jahre 769—1969 Helmsheim. Festschrift zur 1200-Jahr-Feier, Helmsheim 1969.

Bienwald, G., Menzingen. Ein Gang durch 1200 Jahre Geschichte, Menzingen 1970.

Hartmann, W., Walter, E., Das Heimatbuch von Neibsheim. Herausgegeben zur 1200-Jahr-Feier, Ludwigsburg 1970.

Hollerbach, E., Gehrig, F., 1200 Jahre Zeutern, Baden-Baden 1970.

# Aus den Anfängen des Bruchsaler Wochenblatts

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Die im Verlaufe des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts erschienenen Wochenblätter waren überwiegend Organe für amtliche Mitteilungen und für Inserate der verschiedensten Art. Sie hatten bewußt lokalen Charakter und unterschieden sich hierin von den sogenannten politischen Zeitungen der größeren Städte, aus denen die Wochenblätter mitunter einzelne Meldungen übernahmen.

Als zu Beginn des Jahres 1757 Michael Macklot das Karlsruher Wochenblatt herausbrachte, lag der Gedanke nahe, auch im benachbarten Bruchsal ein Wochenblatt ins Leben zu rufen. So wandte sich am 1. Dezember 1757 der hochfürstlich speyerische Kanzlei- und Hofbuchdrucker Nicolaus Christian Mannhardt an Fürstbischof Franz Christoph von Hutten, ihm die Erlaubnis zur Herausgabe eines Wochenblatts zu erteilen. Die Vorbereitungen zur Herausgabe der Zeitung nahmen anscheinend doch längere Zeit in Anspruch als ursprünglich vorgesehen war, und so konnte Nicolaus Christian Mannhardt erst unterm 13. November 1759 mit einem Werbeprospekt, den unsere Abbildung zeigt, die Öffentlichkeit von seinem Vorhaben unterrichten. Endlich erschien dann Anfang des Jahres 1760 die erste Nummer des Bruchsaler Wochenblatts.

Kaum war aber das Blatt ins Leben getreten, ergaben sich schon die ersten Schwierigkeiten. Einem Schreiben Mannhardts an Fürstbischof von Hutten vom 3. Mai 1760 entnehmen wir, daß er nur Leser, aber keine oder nur wenige Mitarbeiter habe. Die Zahl der etwa 70 Bezieher reiche nicht aus, um die Unkosten zu decken. Er wiederholte deshalb seine Bitte, die Ämter und Gemeindeverwaltungen sollten zum Bezug des Wochenblattes, dessen jährliches Abonnement ein Gulden betrug, angehalten werden.

Gleichfalls drang er darauf, daß die geistlichen und weltlichen Behörden des Fürstbistums ihm die nötigen Unterlagen für die amtlichen Bekanntmachungen zur Verfügung stellen sollten. Um Portokosten zu sparen, schlägt er vor, die Zeitungen jeweils der Post der Regierungskanzlei an die Ämter beizufügen. Als nun am 17. Mai 1760 die Regierung durch ein Rundschreiben an die Oberämter und Ämter Erkundigungen einzuziehen ließ, lehnten die meisten Amtsvorstände einen Pflichtbezug des Wochenblattes ab. Man begründete dies zum Teil mit der Armut der Bewohner, mit der weiten Entfernung von Bruchsal oder mit der Interessenlosigkeit am Inhalt des Blattes. In Waibstadt erklärte man außerdem, daß dort schon eine andere Zeitung gelesen werde. So verfügte am 29. Juli 1760 der Fürstbischof, daß nur den Ämtern und Ortschaften das Wochenblatt zugesandt werde, die es freiwillig halten wollten.

Da Mannhardt trotz aller Anstrengungen unter diesen Bedingungen die Zeitung nicht weiter herausgeben konnte, kündigte er am 19. Juni 1762 ihr Eingehen an. Auf entsprechende Vorstellungen des inzwischen mit dem Kardinalspurpur geschmückten Fürstbischofs von Hutten schilderte Mannhardt diesem mit Schreiben vom 28. Juni 1762 die Hauptgründe zu seinem Entschluß. Hierbei erfahren wir, daß der von der Landesherrschaft bestimmte Korrektor des Blattes, Regierungssekretär Kaufmann, seine Tätigkeit ohne erkennbare Ursache aufgegeben hatte. Als Konkurrenz trat übrigens in Bruchsal auch die Frankfurter Zeitung in Erscheinung. Kardinal Hutten beauftragte zwar erneut den Regierungssekretär Kaufmann mit der Redaktion und der Zensur der Wochenzeitung, doch da eine Rundfrage vom 6. Juli 1762 der Ämter bei den Wirten der

Vorläufige Nachricht  
von einem  
nächst künftigen heraus kommenden  
**Bruchfaller Wochenblatt.**

In jenen Städten, wo ein sogenanntes **Nachrichte- oder Kundschafesblatt** dem Publico wöchentlich in Druck mitgetheilet zu werden pfleget, giebt es die tägliche Erfahrung, daß solches nicht ohne sonderbaren Nutzen geschehe; in diesem Anbetracht nun, hat sich Endtes- benannter Hoch- Fürstlich- Speyerisch- privilegirter Hof- und Cansleybuchdrucker dahier zu Bruchsal nunmehr entschlossen, mit erhaltener Erlaubnuß und Bewilligung einer gnädigsten Landes-Herrschafft, auch mit einem verglichen **Wochenblatt** dahier zu Bruchsal den Anfang zu machen, und solches im nächsten 1760. Jahr zum erstenmal alle Wochen heraus zu geben, auch wann dasselbige Verfall und Abgang findet, hiermit ferner zu continuiren. Damit aber das geehrte Publicum von diesem Vorhaben einen Vorschmack bekomme, und von der Art, wie man dieses **Wochen-Nachrichte- oder Kundschafesblätlein** einzurichten gedenket, vorläufig informiret werde, so hat man nöthig ermessent, gegenwärtige Anzeige in Druck erscheinen zu lassen, und mittels dieser zu erklären, daß

**Erstlich:** wie bereits gemeldet, mit dem bevorstehenden 1760sten Jahr das erste mal dieses **Nachrichte- Anzeig- oder Kundschafesblatt** im Druck erscheinen wird, unter dem Titel: **Bruchfaller Wochenblatt oder Nachrichten von allerhand Sachen**, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nützlich und nöthig.

**Zweytens:** Wird hiervon alle Wochen und zwar Samstags frühe, ein Stück, eines halben Bogen stark, in dahiesiger Hoch- Fürstlich- Speyerisch- privilegirten Hof- und Cansley- Buchdruckerey ausgegeben werden. Es kan auch

**Drittens:** sothanes **Nachrichte- oder Wochen- Blätlein** auf dem dahiesigen und anderen Kayserlichen Reichs- Post- Ämtern bestellt, und daselbst abgehohlet werden.

**Viertens:** findet man in diesem **Wochenblätlein** folgende jederman insbesondere und dem Publico überhaupt sehr vortheilhafte und dienliche Nachrichten, als

- 1) Sachen, so zu verkaufen.
- 2) Sachen, so zu kaufen gesucht werden.
- 3) Sachen, so zu verleihen.
- 4) Sachen, so zu leihen gesucht werden.
- 5) Sachen, so verlohren gegangen.
- 6) Sachen, so gefunden worden.
- 7) Sachen, so gestohlen worden.
- 8) Personen, männlich- oder weiblichen Geschlechts, so in Dienste verlangt werden, oder dieselbe antragen, deren Namen jedoch in diesem **Wochenblatt** nicht bekannt gemacht, sondern in hiesiger Buchdruckerey oder der **Nachrichte- Stuben** auf Verlangen, erstlich wird eröffnet werden.

*Hinweis auf das künftig herauskommende Bruchfaller Wochenblatt*

- 9) Sachen, so entweder dahier zu Bruchsal oder sonsten auf dem Land öffentlich verzeiget werden.
- 10) Werden auch die Retour-Chaisen, und andere Gelegenheiten, damit über Land, da oder dorthin zu reuthen, zu fahren, oder etwas zu verschicken, angezeiget werden.
- 11) Die Taxa von Frucht, Brod, Wein und Fleisch.
- 12) Alle hier angekommene und durchreisende Passagiers, Kauf, und Handelsleuthe, auf, und abgehende Bothen, samt Anzeigung des Orts ihrer Quartiers und Wohnungen.
- 13) Gerichtliche Notificationes.
- 14) Vermischte Nachrichten.
- 15) Wird man auch die Hochfürstlich, Speyerische Landes-Verordnungen in dieses Wochenblatt einrucken. Wer nun

**Fünffens:** etwas auf sein Verlangen in dieses Wochenblatt drucken lasset, dieser zahlet nach Proportion, nachdeme nemlich viel oder wenig zu drucken ist, 30. 15. 10. 8. 6. oder auch nur 4. Kreuzer, dergestalten jedoch, daß Brief und Geld jedesmal franco an die Hochfürstlich, Speyerische privilegirte Hof- und Cansley-Buchdruckerey dahier zu Bruchsal eingeschicket werden müssen. Derjenige hingegen, so

**Sechstens:** dieses alle Wochen im Druck heraus kommende Nachrichten, Blätlein halten will, zahlet für einen Jahrgang 1. fl. dergestalten, daß der Herr Liebhaber a'gleich bey Einschreibung seines Namens für ein halbes Jahr zum voraus 30. Kr. gegen Quittung zu bezahlen, und also fernerhin für ein jedes halbes Jahr vorhero Nichtigkeit zu machen sich gefallen lassen möge; dahero niemanden dieses Blatt verabfolget werden wird, der nicht ein halbes Jahr zum voraus bezahlet.

**Siebendens:** werden diese Prænumerations-Geldere von jeko an bis zum 31. Decembris dieses Jahrs angenommen, und wird die dargegen erhaltende Quittung vom 1sten Januarii bis den letzten Junii 1760. gelten / und sehete man

**Achtens:** gerne, wann diejenige Herren Liebhabere, so dieses gewiß gemein, nützliche Wochenblatt zu halten gedenken, sich in Zeiten bey Endtes, benannten entweder schriftlich oder mündlich meldeten, um sich wegen der Anzahl sothaner Bätter, so gedruckt werden sollen, zumalen, da es das erstemal ist, darnach zu richten, und keinen überflüssigen, mithin schädlichen Aufwand zu machen. Im übrigen machet sich Endtes benannte Verleger dieses Wochenblatts anheischig, solches jederzeit also einzurichten, daß es sowohl angenehm als nützlich seyn, mithin einen verhoffenden allgemeiner Beyfall erhalten wird. Zu dessen mehrerer Beförderung die Hochpreißlich, und Hochlöbliche alhiefige Dicastrien, wie auch die Hochlöbliche Ober- und Aemtere, und dant ein wohl-löblicher Stadt-Rath allhier, wie das geneigte Publicum überhaupt gezeimenden Fleises ersuchet werden, das, was dem Publico nöthig und nützlich zu wissen, dem Verleger des Bruchsalter, Wochenblatts zu communiciren und einzusenden. Bruchsal den 13. Novemb. 1759.

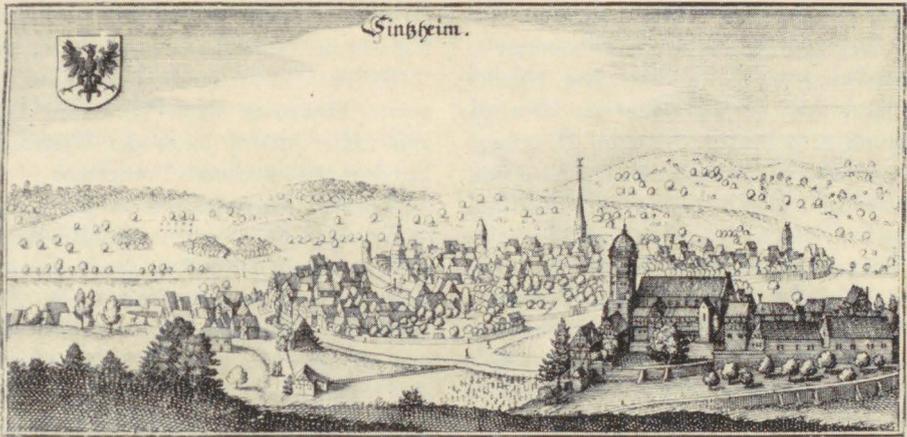
Nicolaus Christian Mannhardt / Hochfürstlich,  
Speyerisch-privilegirter Hof- und Cansleybuchdrucker.

einzelnen Gemeinden (für Bruchsal unterzeichneten 12 Schildwirte) in der Mehrheit eine Ablehnung des Wochenblattes ergab, blieb alles beim alten. Kurze Zeit darauf dürfte das erste Bruchsaler Wochenblatt sein Erscheinen eingestellt haben.

Anfang Februar 1767 bekam der aus Erlangen stammende Jakob Bevern das Privileg als Hof- und Kanzleibuchdrucker. Bei der Verlängerung seines Patentes am 16. September 1769 erhielt er die ausdrückliche Genehmigung, den fürstbischöflich speyerischen Hof-, Stadt- und Landkalender zu drucken. Mit landesherrlicher Erlaubnis ließ Bevern mit Beginn des Monats April 1782 das Bruchsaler Wochenblatt — diesmal zum jährlichen Preis von einem Gulden und zwölf Kreuzern — erneut erscheinen. Auch jetzt wieder zeigten sich die Gemeinden und Schildwirte nicht gewillt, das Wochenblatt zu beziehen. Doch Fürstbischof Karl Philipp August von Limburg-Stirum war aus anderem Holz geschnitten als sein Vorgänger und lehnte die Einwände einfach ab. So fristete das Bruchsaler Wochenblatt recht und schlecht die folgenden Jahre als eine Art amtlichen Verkündigungsorgans.

Dem Sohn Jakob Beverns, Johann Baptist, wurden erst am 2. April 1802 die Privilegien seines Vaters übertragen, nachdem der Bruchsaler Stadtschultheiß Gemehl zuvor die beruflichen Fähigkeiten des jungen Bevern und die Beschaffenheit seiner Druckerei einer Untersuchung unterzogen hatte.

Kurz nach dem Übergang des rechtsrheinischen Fürstbistums Speyer an Baden dürfte das Bruchsaler Wochenblatt sein Erscheinen eingestellt haben, denn Anfang Juli 1804 wird erwähnt, daß das Blatt seit über einem Jahr nicht mehr gedruckt worden sei. Zum gleichen Zeitpunkt aber scheint Johann Baptist Bevern einige Probenummern herausgebracht zu haben, da er am 4. Juli des gleichen Jahres berichtete, er habe 94 Abonnenten für sein Blatt und die Zensur werde von Stadtamtsaktuar Bodenmüller ausgeübt. Die kurfürstlich-badische Regierung ordnete jedoch vier Wochen später eine besondere Zensurkommission an; daneben war Bevern verpflichtet, an folgende Behörden Gratisexemplare zu liefern: Geheimrat, Finanzrat, Sanitätskommission, Oberhofgericht, Kirchenkommission, Hofrat, Hofgericht, Landvogtei Michelsberg, Stadtamt Bruchsal, Mannheimer Polizeikommission, Bruchsaler Kameralkommission und Bruchsaler Gefällverwaltung. 1813 gewährte man der Redaktion der jetzt „Bruchsaler Localblatt“ genannten Zeitung in bezug auf die Pflichtexemplare einige Erleichterungen; u. a. entfielen wegen des lokalen Charakters des Blattes der zusätzliche Versendungszwang an die Universitätsbibliotheken Heidelberg und Freiburg. Nachdem die Zeitung 1828 ihren alten Namen wieder angenommen hatte, erschien sie noch bis zum Jahre 1870 in der Bevernschen Druckerei.



## Aus der Vergangenheit Sinsheims

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Sinsheim liegt im Kraichgauer Hügelland vorwiegend rechts der Elsenz, an der Einmündung des Waidbachs. Etwa 4,5 km südlich von Sinsheim beim Dorfe Weiler erhebt sich die 335 m hohe Basaltkuppe des Steinbergs. Das Gebiet wurde schon frühzeitig besiedelt, worauf die Funde aus einem römischen Meierhof und fränkischen Gräbern hinweisen. Als Siedlung finden wir Sinsheim erstmals 770 und 774 erwähnt. Bei dem Weiler Sinsheim lag eine Burg der Elsenzgaugrafen, die vermutlich um 908 von dem Frankenherzog Konrad dem Jüngeren von Babenberg errichtet worden war. Vor dem Jahre 1004 soll schon Herzog Otto von Kärnten auf einer Anhöhe nordöstlich der Siedlung ein Augustinerchorherrnstift gegründet haben; sicher ist, daß Bischof Johann von Speyer an jener Stelle zwischen 1092 und 1100 eine freie adlige Benediktinerabtei ins Leben rief. Zu den Besitzungen, die diesem Kloster übertragen wurden, gehörte auch der Ort Sinsheim.

Im Jahre 1067 verließ Kaiser Heinrich IV. dem Grafen Zeizolf vom Elsenzgau Markt- und Münzrecht für das Dorf Sinsheim. Für

das Jahr 1108 haben wir einen Beleg, daß die Benediktinerabtei den Ort an Kaiser Heinrich V. abtrat, sich aber Jagd, Fischerei, Mühlen, Zehnten und Patronatsrechte vorbehalten. Die Erhebung zur Stadt erfolgte wahrscheinlich im Anfang des 13. Jahrhunderts.

Sinsheim blieb auch während des 12. bis Anfang des 13. Jahrhunderts Reichseigentum unter der Verwaltung der Grafen von Laufen, die damals die Gaugrafschaft im Elsenz- und Kraichgau inne hatten. Um 1219/20 verpfändete nun Kaiser Friedrich II. die Stadt mit Laufen und Eppingen um 2300 Mark lötligen Silbers an den Markgrafen Hermann V. von Baden. Die kaiserliche Gerichtsbarkeit scheint aber von dieser Verpfändung ausgenommen worden zu sein, da 1235 und 1259 Hans von Gemmingen als kaiserlicher Landvogt zu Sinsheim und im Kraichgau erwähnt wird. 1315 versetzte Friedrich der Schöne von Österreich nochmals Stadt und Kloster an die Markgrafen von Baden Friedrich II. und Rudolf VI. um 1000 Mark Silber Konstanzer Gewichts. In den Jahren 1329 und 1330

kamen durch Kaiser Ludwig den Bayern die Pfalzgrafen Rudolf II. und Ruprecht I. in den Besitz der Pfandschaft. Der Handel ging aber auch fortan weiter; so überließ 1338 und 1344 Pfalzgraf Rudolf II. seinerseits pfandweise Sinsheim an Engelhard von Hirschhorn. Schließlich löste 1362 Kurfürst Ruprecht I. die Stadt um 9000 Gulden wieder ein und brachte sie damit endgültig unter pfälzische Oberhoheit. Mitte des 14. bis Mitte des 16. Jahrhunderts mußten die Landesherren wiederholt Rechtsstreitigkeiten zwischen Stadt und Kloster bzw. Stift schlichten. 1410 kam Sinsheim bei der Erbteilung an den Pfalzgrafen Otto I., den Begründer der Linie Pfalz-Mosbach. Zwar verpfändete dieser die Stadt 1426 an Konrad von Weinsberg, doch wurde die Verpfändung wahrscheinlich schon im Jahre 1428 wieder aufgehoben.

1462, beim Einfall des Markgrafen Karl I. von Baden, und des Grafen Ulrich von Württemberg, des Bischofs Georg von Metz in pfälzisches Gebiet, wurde auch die Stadt Sinsheim in Mitleidenschaft gezogen. Mit dem Erlöschen der Linie Pfalz-Mosbach im Jahre 1499 kam — laut Vertrag von 1479 mit dem Kurfürsten Philipp — Sinsheim wieder an die Kurpfalz zurück. Von 1506 bis um 1524 fand sich die Stadt an Orendel von Gemmingen versetzt. 1525 zogen aufständische Bauernhaufen, nachdem sie die Burg Steinsberg in Brand gelegt hatten, durch Sinsheim und plünderten anschließend das Stift auf dem Michaelsberg.

Im Dreißigjährigen Krieg besetzten bzw. zogen mit fast ziemlicher Regelmäßigkeit die verschiedensten Truppen durch die Stadt. So finden wir hier 1621/22 Bayern unter Tilly, 1622 zunächst Truppen des Grafen Ernst von Mansfeld und des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und nach der von diesen am 6. Mai des gleichen Jahres verlorenen Schlacht bei Wimpfen wieder die Bayern, 1631/32 Schweden, 1634 kaiserliche Truppen, 1634/

35 Rückzug schwedischer Truppen nach der Schlacht bei Nördlingen (6. u. 7. September 1634), 1635/36 kroatische Hilfsvölker, 1645 zuerst Franzosen dann wiederum Bayern und schließlich im Jahre des Westfälischen Friedens 1648 nochmals Franzosen.

Während des Reichskrieges gegen Frankreich (1672—1678) wurde Sinsheim erneut in die kriegerischen Auseinandersetzungen einbezogen. So eroberten am 16. Juni 1674 die Franzosen unter Turenne die Feste Sinsheim und schlugen dann in der Nähe der Stadt die Kaiserlichen unter Herzog Karl von Lothringen; der Ort selbst wurde anschließend von den Franzosen geplündert und gebrandschatzt. Im Jahre 1676 marschierten die Reichstruppen auf dem Wege nach Philippsburg durch Sinsheim. Im Unglücksjahr des Oberrheins 1689 wurde Sinsheim am 8. August durch die Franzosen eingeeäschert. Auch jetzt hatte die Stadt wieder in den folgenden Jahren unter Durchzügen und Einquartierungen zu leiden. Es waren 1690 die Kaiserlichen und die Bayern, 1691 und 1693 sowohl die Franzosen als auch die Kaiserlichen. 1695 war vorübergehend eine kaiserliche Garnison hier stationiert. 1701 sehen wir erneut Reichstruppen, 1704 neben Reichstruppen sogar Engländer, Dänen und Preußen. 1707 waren es nochmals die Reichsarmee und schließlich von neuem Franzosen. Im Polnischen Thronfolgekrieg finden wir 1733/34 Österreicher in Sinsheim, während es 1734/35 ein Winterquartier des württembergischen Infanterieregiments Oberst Hildenbrand darstellte. Im Österreichischen Erbfolgekrieg gaben 1743 Franzosen und 1743 und 1744 Ungarn eine Gastrolle. Auch im Siebenjährigen Krieg benutzten französische Verbände Sinsheim und Umgebung mehrfach als Durchmarschgebiet. Als 1799 die Franzosen sich in Sinsheim einquartiert und bei der Stadt feste Stellungen bezogen hatten, wurden sie am 2. und 3. Dezember dieses Jahres von den Österreichern hieraus vertrieben. In den Napoleo-

nischen Kriegen sahen die Sinsheimer 1800, 1805, 1811 und 1812 Franzosen, um den Jahreswechsel 1813/1814 Russen und ebenfalls 1814 Österreicher in ihrer Stadt.

Im Jahre 1803 fiel Sinsheim von der Kurpfalz an das Fürstentum Leiningen und mit diesem 1806 an das neugeschaffene Großherzogtum Baden. Als am 24. April 1848 etwa 150 Mann von Sinsheim und Umgebung nach Heidelberg zogen, um an einer Volksversammlung der Republikaner teilzunehmen, wurden sie dort von Studenten und der Heidelberger Bürgerwehr entwaffnet. Daraufhin wurden im Juni und Juli 1848 die 7. und 8. Kompanie der Badischen Leibgrenadiere als Exekutionstruppen in Sinsheim einquartiert. Zwar setzten am 16. und 17. Mai 1849 Männer der Sinsheimer Bürgerwehr Teile der regierungstreuen Truppen unter General Hoffmann vorübergehend in Gefangenschaft, doch bald wendete sich das Blatt. Mit bangen Gefühlen sahen die teilweise im Herzen noch republikanisch gesinnten Bürger Sinsheims am 23. und 24. Juni 1849 den Durchzug der geschlagenen badischen Aufständischen und der ihnen nachfolgenden Bundestruppen.

Werfen wir noch kurz einen Blick auf die innere Verwaltung und Rechtsprechung der Stadt bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Stadtverwaltung stand ein seit 1300 erwähnter herrschaftlicher Schultheiß vor. Ihn unterstützten — sicher seit 1385 — zwei Bürgermeister, von denen jährlich am Gallustag (16. Oktober) einer aus dem Rat und einer aus der Gemeinde gewählt wurde. Es kam weiter hinzu: der städtische Rat, bestehend aus 12 Richtern, der Ausschuß der Vierundzwanziger und ein Stadtschreiber; später außerdem noch ein Anwalt. Seit 1736 wurde die Bürgermeisterwahl von Galli auf Neujahr verlegt. Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich die städtische Verwaltung zusammen aus: einem Stadtschultheißen, einem Ratsbürgermeister, 6 Ratsverwandten, einem Stadtschreiber und einem Ratsdiener. 1766

wurde ein allgemeiner Rentmeister bestellt und zugleich der Rechnungstermin von Galli auf Mariä Lichtmeß (2. Februar) festgesetzt. Im Jahre 1811 finden wir den ersten sogenannten „Oberbürgermeister“ in Sinsheim und seit 1821 einen Gemeindeausschuß.

Die Rechtsprechung war im 12. Jahrhundert weitgehend der Benediktinerabtei unterstellt, obwohl Sinsheim der Form nach seit 1108 als Reichseigentum zu gelten hatte. Die Abtei besetzte die freigewordenen Richterstellen und nahm den Richtern — die zugleich Hübner des Klosters sein mußten — den Treueid ab; außerdem standen ihr  $\frac{2}{3}$  der Gerichtseinkünfte zu. Seit dem 15. Jahrhundert erfolgte die Zuwahl der Richter durch das Gericht selbst. Da Sinsheim, nachdem es pfälzisch wurde, keiner Zent zugeteilt worden war, hatte es sein eigenes Hals- und Blutgericht, ebenso ein besonderes Untergericht zusammen mit dem Dorfe Steinsfurt. Die Gerichtsbehörde wurde von dem Schultheiß und den 12 Richtern verkörpert und unterstand der Oberaufsicht des Oberamtes Mosbach. Eheangelegenheiten verblieben der geistlichen Gerichtsbarkeit des Klosters. Rügegerichtstage waren an Georgii (23. April) und Galli (16. Oktober). Der Letztgenannte wurde seit dem Jahre 1798 im Monat Februar abgehalten. Niedergerichtliche Befugnisse im Bereich des Klosters- bzw. Stiftshofes gingen nach Aufhebung des Stifts im Jahre 1565 auf die reformierte Schaffnei über und wurden erst 1802 beseitigt.

Seit dem Anfall an die Pfalz bis zum Jahre 1517 gehörte die Stadt zur Vogtei Steinsberg, danach zum Oberamt Mosbach, Amtskellerei Hilsbach. 1805 wurde das Fürstlich Leiningensche Justizamt (Rentamt) von Hilsbach nach Sinsheim verlegt. Mit dem Übergang an Baden wurde Sinsheim Sitz eines Großherzoglichen Bezirksamts. Im Jahre 1840 hatte man eine Teilung in ein Großherzoglich Badisches und Fürstlich Leiningensches Bezirksamt Sinsheim und ein Groß-

herzoglich Badisches Amt Hofenheim zu Sinsheim vorgenommen. Durch Verzichtleistung des Fürsten von Leiningen im Jahre 1849 wurden jedoch die Ämter wieder unter alleiniger badischer Verwaltung vereinigt.

Im 14. Jahrhundert bestanden in Sinsheim die herkömmlichen herrschaftlichen Steuern: Bede (60 Pfund Heller, jährlich zahlbar an Martini), Landzoll, Ungeld (wurde für das Bauwesen der Stadt verwendet), Bußgelder u. a. Das Kloster hatte das Recht, beim Tode eines der 12 Richter das Herdrecht (bzw. Besthaupt) zu fordern; diese Forderung wurde 1429 in eine jährliche Abgabe seitens der Stadt von 6 Pfund Heller umgewandelt. Großer Wein- und Fruchtzehnt, Neubruchzehnt und kleiner Zehnt gehörten ebenfalls dem Kloster, das auch den Vorschritt zur Erntezeit beanspruchen durfte. Vom kleinen Zehnten war der Pfarrer zu besolden; nach der Kirchenteilung bezog davon der reformierte Pfarrer  $\frac{5}{7}$ , der katholische Pfarrer  $\frac{2}{7}$ . Von den Frevelgeldern bekamen im 15. Jahrhundert Stadt und Landesherrschaft je die Hälfte, im 16. Jahrhundert das Stift  $\frac{3}{8}$  und die Stadt das übrige. 1602 wurde festgesetzt als Alleinrecht der kurpfälzischen Landesherrschaft die Schatzung, der Wein- und Fruchtguldenzoll, Buß-

gelder und Abzugsgelder. Anteilig waren das Ungeld (Herrschaft  $\frac{2}{3}$ , Stadt  $\frac{1}{3}$ ), das Einzugs- oder Bürgergeld (Herrschaft 1 Gulden, Stadt 4 Gulden), der große Gerichtsfrevel im Werte von über 4 Pfund Heller (Herrschaft und Stift je  $\frac{3}{8}$ , Stadt  $\frac{1}{4}$ ). Der kleine Gerichtsfrevel gehörte dem Schult heißen. Der Stadt standen allein zu: Wald- und Feldeinungen, Weg- oder Pflastergeld (letzteres 1820 aufgehoben). Vom kleinen Zehnten bekam die Pfarrei den ganzen Ertrag an Sommergerste, Erbsen, Linsen, Heidekorn, wildem oder Frühflachs. Pfarrei und Stift waren je hälftig beteiligt an Spätflachs, Hanf, Heu, Gänsen, Spanferkeln, Lämmern und Kälbern. Im 17. und 18. Jahrhundert kamen vor allem noch die Türkensteuer und Kontributionen und Gelder für den Schloßbau in Mannheim hinzu. Seit 1687 befreite man die Stadt vom alten Landzoll, der dann 1793 im jährlichen Betrag von 6 Gulden von der Amtskellerei Hilsbach eingezogen wurde.

Vermögenswerte und Steueranteile des früheren adligen Benediktinerklosters, das 1496 in ein weltliches Kollegialstift umgewandelt und 1565 aufgehoben wurde, verwaltete von da an eine reformierte Stiftschaffnei.

# Der Niddaplatz in Grötzingen und Kunstwerke in seiner Umgebung

Von Wilhelm Mössinger, Grötzingen

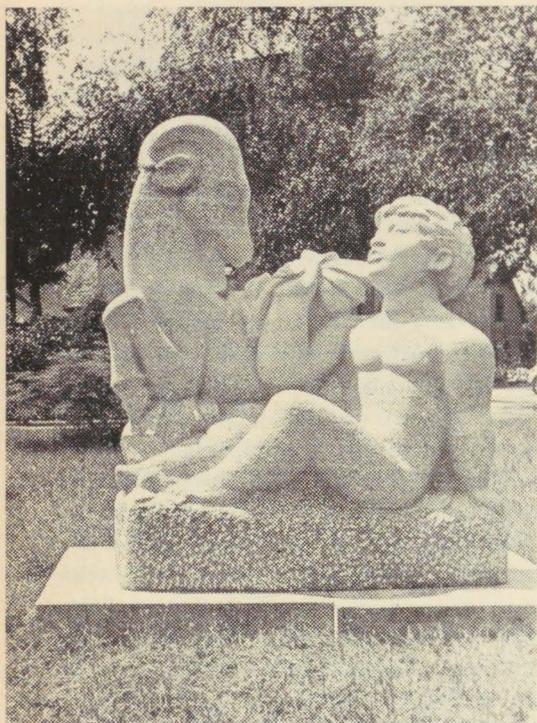
Durch Kriegseinwirkung und Beendigung der Pfinzkorrektur verschwand das idyllische Dorfbild „Der Mühlbach entlang“ mit der tief gelegenen Dorfmühle und dem durch Nidda bekannt gewordenen Gasthaus zur Kanne. Durch Fertigstellung der Pfinzkorrektur, mit der sich unsere Vorfahren wiederholt beschäftigt haben, ist nach menschlichem Ermessen die Hochwassergefahr endgültig beseitigt. Die heute viel zahlreicheren Anwohner der Pfinzniederung sind dadurch einer großen Gefahr enthoben. Unseren Nachkommen werden die Hochwassermarken der drei letzten Überschwemmungen der Jahre 1824, 1854 und 1931 die einzigen Erinnerungen der 14 so verheerenden Überschwemmungen sein.

In den ersten Jahrhunderten nach der Besiedlung ging aller Verkehr von der Staig über die Kirchgasse auf der quer durch die Talsohle ziehenden Bergstraße, die an zwei Furten beim Lutherplatz und bei der Mühle die Bachläufe überschritt und zu dem Ober-, Mittel- und Unterviertel führte. Die Furten wurden durch Holzstege und später durch Brücken ersetzt. Der wichtigste war der Mühlsteg, weil er die Verbindung mit dem über die Kirchenbrücke führenden Kirchenweg zur Kirche, Schule und zum Friedhof bildete. Er wurde 1665 neu erstellt, denn bei einer Beerdigung lautete ein Zusatz im Kirchenbuch: „Die erste Leich so über den Kirchensteg neuen Mühlsteg getragen.“ Im Jahre 1769 sollte der baufällig gewordene Steg, der oft durch Hochwasser die „Passage“ sperrte, durch einen Steinbau ersetzt werden. Der Neubau erfolgte aber erst 1868 durch das Eisenwerk. Mit dem Mühlsteg in Verbindung stand der Kanten- oder der lange Steg, der auf den Kannenplatz führte

und die nächste Verbindung mit Durlach herstellte. Er war sehr beliebt, weil er bei der Rückkehr von Besorgungen zur Einkehr in die Kanne Gelegenheit bot. Der letzte von Kannenwirt Lindenmeier 1905 erbaute eiserne Steg führte von der Mühlstraße ins Nebenzimmer und wurde 1922 bei Aufgabe der Wirtschaft beseitigt.

Der alte Kannenplatz grenzte im Westen an die alte Durlacher Landstraße. Sie nahm bei der 1840 erstellten dreijochigen Rathausbrücke als Bahnhofstraße ihren Anfang. An ihr wurden erst 1856 die ersten Häuser erstellt. Sie mündete beim breiten Stein nahe der Augustenberger Quelle in die von Durlach ins Schloß führende Kastanienallee ein.

Durch Höherlegung und Verbreiterung der Mühlstraße, Einebnung des alten Pfinzlaufs und Verlegung in den mit hohen Sandsteinmauern eingefassten Pfinzkanal in das Bett des Floßgrabens, der als Steinschiffkanal für den Aufbau von Karlsruhe diente, entstand aus dem kleinen Kantenplatz, auf dem früher Seiltänzer auftraten, ein großer, viereckiger Dorfplatz, der teilweise von Mühl-, Pfinz- und Bahnhofstraße umgeben ist. Die verhältnismäßig ausgedehnte Grünanlage in Dorfmitte ist mit einer von Birken umsäumten und mit gepflegten Blumenbeeten, zwei Brunnenbecken und zahlreichen Sitzbänken versehen. Für Kleinkinder wurde etwas erhöht und von Buschwerk umgeben ein Sandkasten angelegt, daß sie nach Herzenslust ungestört spielen können. In der Umgebung bieten Sitzbänke Gelegenheit zur Beaufsichtigung der spielenden Kinder und zum Ausruhen für die Besucher. Auf dem südlichen Gelände der früheren Kanne wurde ein ausgedehnter Parkplatz für Auto, Motorräder und Mopeds geschaffen. An-



*Gartenplastik am Niddaplatz von K. Seckinger*

schließend befindet sich das neue, zwei-stöckige Postgebäude. Daneben grüßt am neuen Pfinzkanal die neue Methodistenkirche, die sich vorher im Kannensaal befand. Das an der Kirche angeschlossene kleine Häuschen wurde durch Aufstockung zum neuen Pfarrhaus ausgebaut.

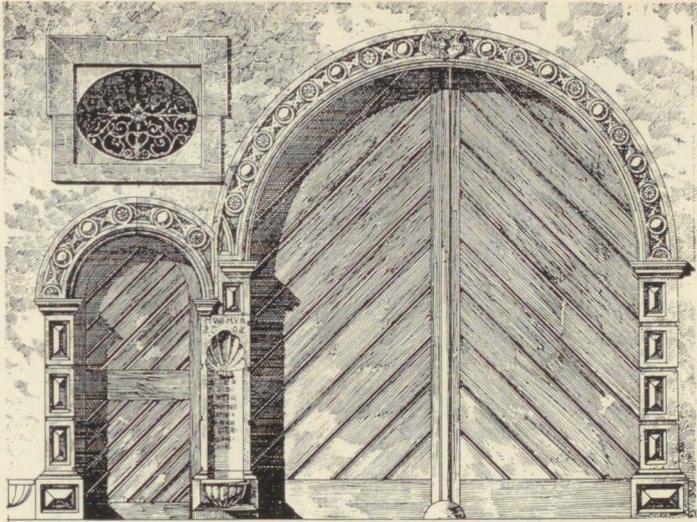
An der Ostseite der hochgelegten, verbreiterten und beiderseits mit breiten Fußwegen und Parkgelegenheiten versehenen Mühlenstraße befindet sich die aus der Mühle entstandene Garantolfabrik. Anschließend wurde das Gebiet der früheren Schreinerei Vortisch mit Haus, Werkstatt und quergestellter Scheune ein langes, zweistöckiges Gebäude errichtet, in dessen erstem Stock die Grötzingener Sparkasse und ein Selbstbedienungsladen untergebracht sind. Von den sechs vor dem Dreißigjährigen Krieg erbau-

ten Häuschen sind nur noch vier erhalten. Diese Häuschen wurden alle oft von den vielen größeren Gewässern bis zur Decke des ersten Stockes überflutet. Die damals wütende Pest dauerte so lange, bis — nach einer Sage — das im Ort umgehende Gespenst in den Gängen des im letzten Krieg durch Flieger zerstörten Häuschens eingemauert worden war.

Unser Land ist eine Kulturlandschaft mit einem reichen Schatz von Baudenkmalern. Die Gemeinde ist bestrebt, nach den vielen Zerstörungen durch den letzten Krieg die noch übrig gebliebenen wertvollen Zeugen der Vergangenheit der Nachwelt zu erhalten. Anregung dazu gaben schon die Künstler der Malerkolonie. Friedrich Kallmorgen versetzte den Torbogen des Schultheißen Erhard Kiefer (1653—1672) vom großen Hof in der Mittelgaß an den Eingang in die



*Bildstöckchen an der Rathausgasse Foto: H. Böhm*



Torbogen vom Gasthaus „Kanne“ (alt)



Torbogen vom früheren Gasthaus „Kanne“ (neu)

Foto: W. Jordan



*Ehrenmal der Gemeinde*

Foto: W. Jordan

Grollenberghohl, wo er für seinen Bruder, den Architekten und Senator Georg Kallmorgen, ein Gütchen errichtete, das er Luisenhof nannte. Er ließ einen schweren, steinernen Torbogen, der dem Abbruch verfallen sollte, an den Eingang vom Luisenhof versetzen und bewahrte ihn so vor dem Untergang. Er bildete in der Mittelgaß 13 den Eingang zu dem noch vorhandenen einstöckigen Fachwerkhaus des früheren Schultheißen Erhard Kiefer. Zum Abstellen der Traglasten befindet sich zwischen Pforte und Torbogen ein vorstehender Stein. Ein eiserner Klopfer ersetzte die Klingel. Im Schlußstein des Torbogens steht die Inschrift „Zu der Zeit Schultheiß Erhard Kiefer und Anna Kieferin 1662“, die an die ungeheuere Wiederaufbauarbeit nach dem Dreißigjährigen Krieg erinnert. Nach Aufhebung des Gutshofes und der späteren Wirtschaft am Luisen-

hof wurde ein Kindergarten erbaut. Dabei wurde der unter Denkmalschutz stehende Torbogen versetzt, daß er mehr im Blickfeld der Besucher steht. Er ist eine schöne Erinnerung und ein stummer Zeuge der Steinhauerkunst.

Der neue vergrößerte Niddaplatz erfuhr im Herbst 1968 eine weitere wertvolle Bereicherung durch Aufstellung des kunstvollen Torbogens der „Kanne“, der seit der Trümmerbeseitigung im Keller der Friedhofkapelle aufbewahrt wurde. Er ist auch ein Zeugnis der künstlerischen Fähigkeit der früheren Steinhauer. Auf Anregung von Bürgermeister Schweizer und den Heimatfreunden wurde das wertvolle Haus- und Hofportal an der kahlen Wand eines Hintergebäude der Bahnhofstraße wieder aufgestellt. Er bildet eine wirkungsvolle Zierde an der Westseite des Niddaplatzes.

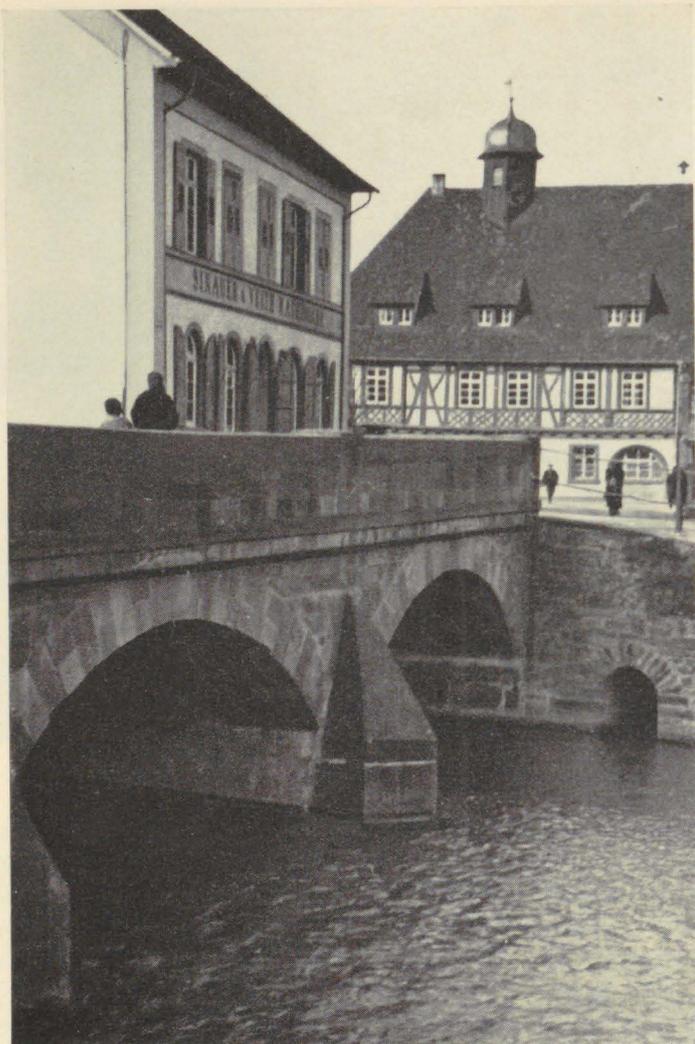


*Oberausbrücke*

Nun bleibt der geschichtlich wertvolle Torbogen mit dem den Niddaschen Eheleuten zugeschriebenen Sinnspruch als Überrest der Kanne der Nachwelt erhalten. Die Inschrift lautet: Haus- und Hofportal des früher unweit von hier gelegenen Gasthauses zur Kanne. Erbaut 1632 vom berühmten Steinhauer Stoffel Zoller für Kannenwirt E. Knobloch. 1690 übernommen und erweitert von dem weithin bekannten Nikolaus von Nidda und der Katharina Kiefer, Tochter des Kannenwirts Hans Jakob Kiefer. Bis 1922 Wirtshaus, darnach im Besitz der Methodistengemeinde bis zur Zerstörung am 23. 4. 1944 durch Fliegerangriff. 1952 aus den Trümmern geborgen. 1968 als Baudenkmal wiederaufgestellt.

Für die an Ostern 1972 eingeweihte moderne Turnhalle Ecke Kirch- und Kaiser-

straße mußten einige alte Häuser beseitigt werden. Davon blieb ein weiterer geschichtlich wichtiger Kellertorbogen der Nachwelt erhalten. Er wurde im Gang der Turnhalle aufgestellt. Die Inschrift im Bogen lautet: Der Sandstein am Pfinztalausgang gab Alt-Grötzingen mit den aus Sandstein und Fachwerk erbauten Häusern, öffentlichen Gebäuden und mit kunstvollen Torsteinen, Torbogen, Brücken, Stellfallen und Wehren ein mittelalterliches Gepräge. Zu den noch erhaltenen Torbogen der Kanne und am Kindergarten kam als weiteres Baudenkmal im Gang der neuen Turnhalle ein reich ornamentierter Kellertorbogen vom ehemaligen Haus Kirchstraße 11 aus dem Jahr 1667. Die noch erhaltenen Torbogen mit dem letzten Ziehbrunnen mit schöner Bekrönung beim Rathaus und die vielen Steinmetz-



*Rathausbrücke*

zeichen am Schloß zeugen von der künstlerischen Fähigkeit der früher zahlreichen Steinhauer, die einen wertvollen Beitrag für das spätere Badische Malerdorf leisteten.

Die Steinhauer waren auch die Schöpfer der früheren Ziehbrunnen und später der 13 öffentlichen Dorfbrunnen in allen Gassen. Der Dorfbrunnen war früher der Sammelpunkt für jung und alt. Er war umwoben von der Romantik des dörflichen Lebens.

Den ganzen Tag herrschte um ihn buntes Leben beim Wasserholen und Viehtränken. Der letzte Ziehbrunnen mit seiner kunstvollen Bekrönung, der oft gemalt und gezeichnet wurde und an dem früher Kinder der Nachbarschaft, darunter auch der Verfasser, spielten, wurde von Otto Fikentscher im Jahr 1902 vor dem Abbruch gerettet. Er ließ ihn im Schloßhof der Augustenburg aufstellen, wo er als charakteristisches Wahr-



*Alter Schloßbrunnen beim Rathaus*

Foto: W. Jordan

zeichen des Mittelalters ein unbeachtetes verborgenes Dasein führte.

Der geschichtlich wertvolle Ziehbrunnen wurde vor 4 Jahren aus seinem Dornröschenschlaf geweckt und nach gründlicher Überholung inmitten des Dorfes in dem stillen Winkel zwischen dem Ostgiebel des eindrucksvollen Rathauses und der neuen Rathausapotheke unweit des schmucken Niddaplatzes aufgestellt. Der seltsame Zeuge dörflicher Vergangenheit bildet an belebter Straße eine viel beachtete Sehenswürdigkeit und läßt beim Vorübergehen ein Stück Heimatgeschichte lebendig werden. Er erinnert an die frühere Brunnenromantik und

künstlerische Fähigkeit der Steinhauer und Mitgestalter des Malerdorfes.

Die Einwohner begrüßten die Aufstellung des wertvollen Kunstwerkes und danken Bürgermeister Schweizer für die weitere Bereicherung der von ihm geförderten und vom Heimatverein unterstützten Dorfverschönerung. Dank gebührt auch den Heimatfreunden für Übernahme der Kosten. Nach dem ursprünglichen Plan der Pfinzkorrektur sollten die Rathaus- und Mühlbrücke zur Wahrung des alten Ortsbildes erhalten bleiben. Die westliche Brüstung hat eine Inschrift, die von Goethe stammen soll: „Alles ist Übergang zur Heimat hin!“ Die östliche

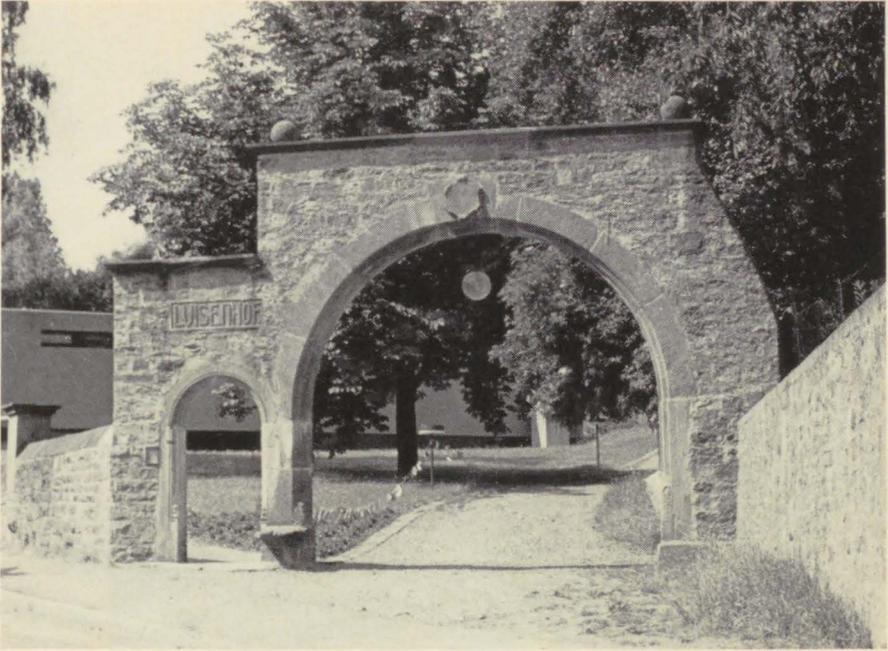


*Das Rathaus*

schmückte folgender Spruch, der früher bei Abschluß des Füllbruchfestes den Durlachern bei der Rückkehr vor dem Rathaus zugerufen wurde: „An jeden Ort, wohin du gehst, nimm deinen Maßstab mit, zum Tanz, zum Schmaus, zum Spiel, und fügt sich's, daß du stille stehst, dann frage, war's zuviel?“ Da die Brücken vor dem Einrücken der Franzosen im April 1945 gesprengt wurden, wurden alle zur Erhaltung des alten Dorfbildes vorgesehenen Bachläufe eingebnet.

Von der Nordwestecke des Niddaplatzes, wo die steinerne Rathausbrücke stand, hat

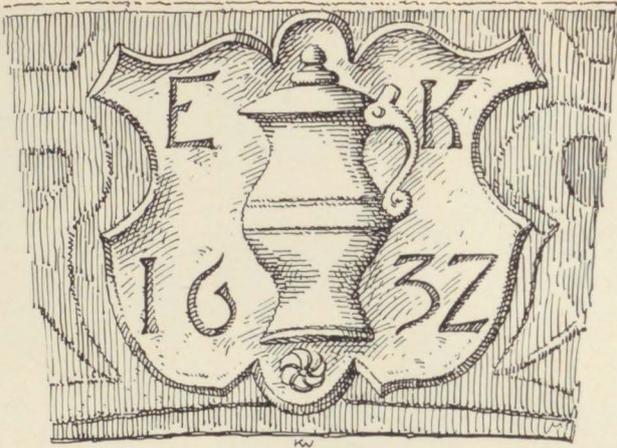
man einen schönen Blick auf das stattliche Rathaus mit seinem prächtigen Fachwerkbau, das zu den schönsten im Pfinztal zählt — nur Königsbach und Stein haben noch ähnliche Rathäuser. Es ist eine seltene Zier mitten im Dorf am Zusammentreffen der von den vier Vierteln kommenden Straßen. Auf dem im Dreißigjährigen Krieg erhalten gebliebenen Erdgeschoß aus Steinmauerwerk wurde 1668 unter dem tatkräftigen Schultheißer Erhard Kiefer der zweite Stock als Fachwerk in seiner heutigen Gestalt wieder aufgebaut. Der gefällige Rahmenbau in fränkischer Bauart zeigt zur Belebung des



*Torbogen Luisenhof*



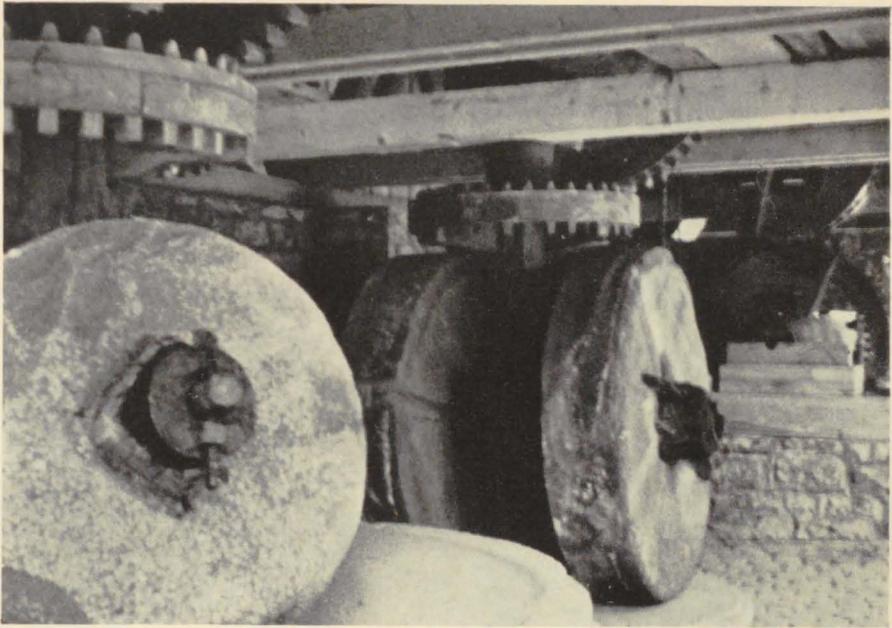
*Mühlstraße mit Steg zur „Kanne“*



*Schlußstein im Niddatorbogen*



*Baudenkmal Mühle bei der Oberausbrücke*

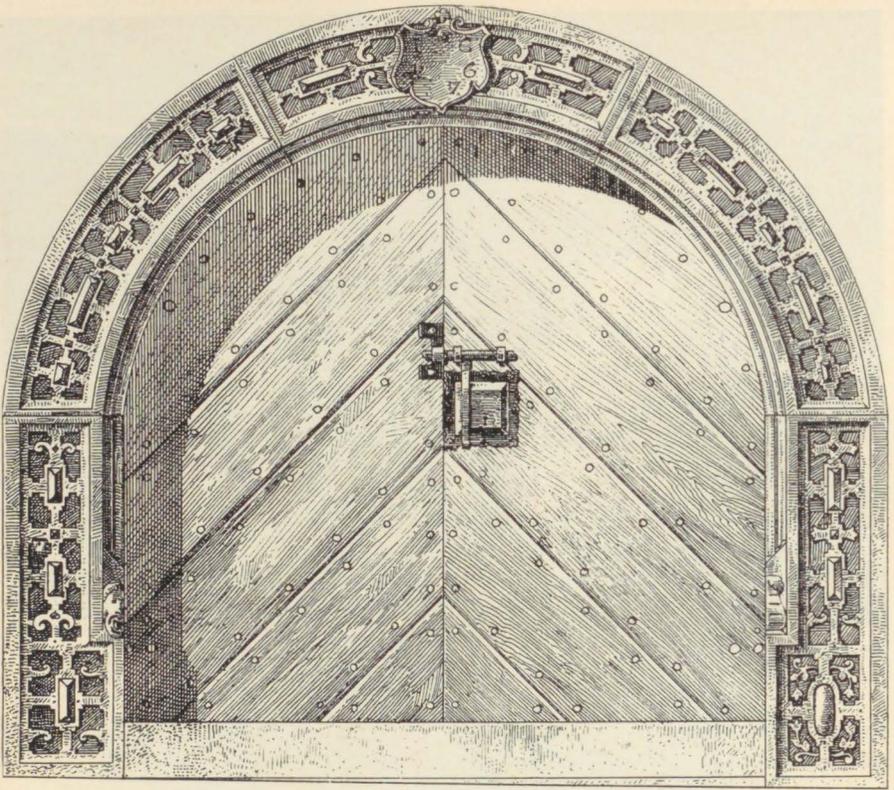


*Mühlsteine*

Fachwerks typisch geschwungene und ausgeprägte Verstrebungen. Dem aufmerksamen Beobachter zeigt das Balkenwerk allerlei Figuren, Bilder, Zierlinien und Andreas-kreuze als Malzeichen, nach außen gekehrte Halbkreise und einfache, geschwungene und durchkreuzte Rauten. Der symmetrisch feingegliederte Ostgiebel zeigt den Lebensbaum und gewährt vom Rathausgäßchen einen besonders prächtigen Anblick. Am breiten Satteldach sitzt ein achteckiger Dachreiter mit schiefergedeckter Zwiebelhaube. Der Bürgersaal besitzt als besondere Sehenswürdigkeit viele Gemälde der Malerkolonie, auch die übrigen Räume und die Zimmer des Rathausnebengebäudes am Niddaplatz sind mit Bildern der Maler geschmückt. Zur Erinnerung an die Maler wurde von der Gemeinde auf Anregung von Bürgermeister Schweizer am Rathausgäßchen ein Bildstöckchen von Bildhauer Rumold aus Karlsruhe aufgestellt. Ein Maler sitzt mit seiner Palette bei der Arbeit. Das ausgehauene Dorfwappen hat

die Umschrift: Grötzingen, Badisches Maler-dorf.

Nach dem durch Fliegerangriff im April 1944 zu 24 % zerstörten Dorf mußten zunächst die Trümmer beseitigt und für die 340 Totalgeschädigten Wohnungen beschafft werden. An die Errichtung von Kulturdenkmälern konnte erst in den letzten Jahren gedacht werden. Dazu gehören Kunstwerke und Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit. Bürgermeister Herbert Schweizer ist es gelungen, mit Zustimmung des Gemeinderats und einigen Spendern, in einer Grünanlage Ecke Pfnz- und Friedrichstraße bei der Oberausbrücke eine 400 Jahre alte Mühle in der nahen Umgebung zu erwerben und aufzubauen. In einer offenen, durch ein Dach geschützten Anlage stehen 2 Mahlwerke und ein Ölschlagwerk. Der Betrieb ist so aufgebaut, daß es später ohne Schwierigkeit in Betrieb gesetzt werden kann. Unser Dorf ist damit um ein wertvolles Bauwerk bäuerlicher Kultur bereichert.



*Kellerbogen in der neuen Turnhalle*

Fachleute stellen fest, daß sich im Ortsbild in den letzten Jahren manches veränderte. Man müsse staunen, was im Zuge der Dorfverschönerung alles geleistet wurde. Nachdem die Heimatfreunde mit dem Obst- und Gartenbauverein einen Blumenwettbewerb ausgeschrieben hatten und die Gemeinde im Dorfverschönerungswettbewerb des Landkreises Karlsruhe den 1. Preis erringen konnte, hat sich der Heimatverein an der Beschaffung von Blumenkübeln zur Dorfverschönerung der Kaiserstraße beteiligt. Für die Erhaltung des schönen Friedhofs führte die Gemeinde freiwillige Arbeitseinsätze durch. Die Ausstellung der Hobby-maler bewies, daß auch heute noch die Tradition des Malerdorfes mit viel Liebe und Lust gepflegt wird.

Der seit langen Jahren hier wohnhafte Bildhauer Karl Seckinger hat auch bei der Dorfverschönerung mitgeholfen. Der neue Niddaplatz ist mit einer Gartenplastik geschmückt. Im Auftrag der Gemeinde gestaltete er das neue Mahnmal für die Gefallenen beider Weltkriege und die Toten des Dorfes. Die Pieta, eine Mutter mit dem toten Sohn, wurde in einer Anlage vor der Friedhofskapelle aufgestellt, flankiert von zwei Muschelkalksteinen. Auf zwei Steinplatten ist zu lesen: „Die Toten mahnen, haltet Frieden!“

Die Gemeinde hat auf dem Gebiet der Denkmalpflege beachtliche Leistungen vollbracht. Nun macht noch das Schloß Augustenburg, ein stolzer Zeuge einstiger Fürsten-

pracht und Mittelpunkt der Malerkolonie, einen verwehrten Eindruck auf die vielen Fremden. Um die Erhaltung bangt jeder Heimatfreund, umso mehr als durch Kriegseinwirkung und Pfanzkorrektur manches Altertümliche überdeckt wurde und Schloß mit den Zwiebeltürmchen und Kirche mit seltsam gedrehtem Turmdach die Wahrzeichen des Malerdorfes bilden, die täglich im Poststempel grüßen. Alle bisherigen Ver-

suche, das ehrwürdige Zeugnis badischer und dörflicher Geschichte vor dem drohenden Verfall zu wahren, sind gescheitert. Die für das Schloß geplante Richterakademie wurde nach Trier verlegt. Nun ist auch unser Bürgermeister Schweizer bemüht, das Schloß einer sinnvollen Neuverwertung zuzuführen. Wir wollen hoffen, daß sein neuester Vorschlag gelingt. Dafür wäre ihm das ganze Dorf dankbar.

---

# Von der Grötzingener Mühle zur Garantolfabrik

Von Wilhelm Mössinger, Grötzingen

Flüsse sind nach altem Recht Staatseigentum. Die an ihnen angelegten Mühlen waren dem Landesherrn zinspflichtig. Mühlen von geistlichen Hofgütern waren wie alles Kirchengut frei von Lasten und Abgaben an den Landesherrn. Im Pfinztal war jedes größere Dorf im Besitz einer Mühle. Mühlen gehören darum zu den ältesten Siedlungen.

Die Geschichte der Grötzingener Mühlen geht bis zur ersten urkundlichen Erwähnung des Dorfes im Jahre 991 zurück. In dem von Abt Edeline angelegten Lagerbuch des Klosters Weißenburg werden außer einem Herrenhof, fünf Kapellen, 700 Morgen Eigenland und im Eigenbau auch vier Mühlen erwähnt, für deren einstige Lage noch Anhaltspunkte vorhanden sind. Man muß sich darunter sehr einfache Mühlen vorstellen. An ihre Lage am geschlängelten Lauf der Pfinz mit ihren Seitengewässern erinnern geschichtliche Flurnamen und vom Hörensagen bis in unsere Zeit weitergegebene Überlieferungen. Darnach soll an der „Pfann“ bei dem einstigen Abfall an der früheren Abzweigung des heutigen Mühlgrabens eine Mühle gestanden haben, die von einem großen Hochwasser weggeschwemmt worden sein soll. Die zweite war am Einfluß des Weiherflüßleins in den Gießbach im Gewann „Beun“. Einen Anhaltspunkt gab die dortige Vertiefung mit dem Namen „Broumüllers Löchle“, das später dem Gottesauer Klosterhof als Fischteich diente. Der ehemalige Besitzer war ein Müller namens Braun, dessen Familienname noch am Eckpfosten des Rathauses eingeritzt ist. Die dritte Mühle befand sich vermutlich oberhalb der Oberausbrücke an dem vor dem Dreißigjährigen Krieg erwähnten Trog (Kanal), der zum Wässern der „Speitelwiesen“ diente. Die vierte und wohl wichtigste lag in der Dorfmitte Ecke Mühl- und Pfinzstraße

an der einstigen Furt (später am langen Steg und seit 1879 an der Mühlbrücke), die das Kirchenviertel mit dem Ober-, Mittel- und Unterviertel verband. Aus dieser Mühle ging wohl die eigentliche Dorfmühle hervor, die in einer Urkunde des Jahres 1335 erwähnt wird. Darnach versetzte Ernst von Giltelingen seine Güter in Grötzingen. Darunter befand sich auch die Mühle.

Die beiden Markgrafen erlangten durch den Erwerb von Burg und Dorf mit Zubehör im Jahre 1272 auch das Lehensrecht der Dorfmühle, die sie an das Dorf verliehen und durch einen Beständer verwalten ließen. Im ältesten Urbar von 1404 des Markgrafen Bernhard wird neben anderen herrschaftlichen Besitzungen auch eine „miln“ erwähnt.

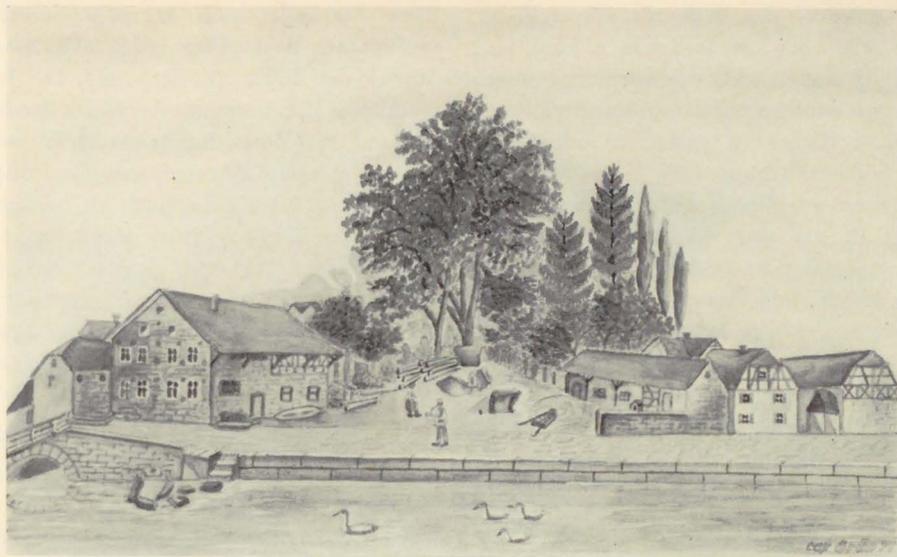
Im Jahre 1455 genehmigte Markgraf Karl I., daß seine Amtleute an Schultheiß, Gericht und die ganze Gemeinde seines Dorfes Grötzingen die Mühle als Erblehen geliehen haben gegen jährlichen Zins von 15 Pfund Pfennig und jährliche Lieferung von zwei Mastschweinen oder zwei Gulden.

Der Eintrag im ältesten Lagerbuch von 1532 lautet:

„Die von Grötzingen geben jährlich 21 Pfund Pfennig zu sanct martins tag von der malmiln daselbs haben sie erplich bestand und sollen zwey swein ätzen (füttern) 1fl jars oder für die atzung beyder sweyn geb zwey Guld, welches jeder zyt minem gnedigen hern angenennd Guld, welches jeder zyt minem gnedigen hern angenennd steuer und gefölligten sin will“.

In dem Erblehensbrief vom 27. November 1568 erfahren wir die näheren Bestimmungen der Verleihung:

„Die malmülin zu Gretzingen die drei Gäng hat mit aller Zugehörung auch Haus, Hofraitin und Scheuern zu einem rechten



Alte Mühle 1867

Erblehen gnediglich geliehen hat, Inhalt eines fürstlichen gnaden Erblehensbrief von Wort zu Wort also lautend:

Wir Karl von Gottesgnaden Marggraven zu Baden und Hochberg, Landgraf von Sausenburg, Herr von Rötteln und Badenweiler bekennen öffentlich. Und tun kund allermenniglichenn mit diesem Brief, daß wir und alle unseren Erben unseren angehörigen Schultheis, Gericht und ganze Gemeindt unseres Dorfes Gretzingen und allen Ihren Nachkommen zu einem rechten Erblehen und in Erblehensweis wiederumb gn. verlihen haben unser Malmülin daselbsten so drey geng het mit aller Zugehörung, auch Haus, Hofraitin und Scheuern zwischen Pfinzbach zu beiden seiten gelegen, stoßt hinten und vornen an die Almentd also und dergestalt, daß die von Gretzingen und Gretzinger Nachkommen uns und unsere erben alle jar und jährlich besonders allwegen und uff St. Martinstag oder in acht Tagen darnach ungeverlich zu rechten unablösigen Zins davon geben und unserem Keller zu Durlach der Inzuzeiten sein wirdt antwurten sollen fünfzig Pfund Pfennig

guter genehmer unser Landwerung und dazu uns und unseren erben eines jeden Jars Zins geben ätzen 2 Schwein  $\frac{1}{4}$  Jar lang oder dafür zu dem vorbestimmten Zins geben oder zwen Gulden. Rheinisch, doch soll es zu jeder Zeit stehen zu unseren erben willen, ob wir uns das schwein oder zu unseren erben willen, ob wir uns das schwein ätzen lassen oder die 2 Gulden dafür nehmen wollen.

Und die benannten von Gretzingen sollen auch die bemelt unser mülin nit verkaufen, werendem oder mit Schulden beschweren Inn keinem weg es gesche denn mit Schulden beschweren Inn keinem weg es geschehe denn mit unserem wissen und erlaubnis, auch sollen die gedachte mülin allezeit halten inn redlichem, unvergänglichem Bau, dazu wir oder unsere Erben Inn oder iren Nachkommen geben sollen us unsern Wäldern Bauholz nach ziemlicher notdurft und anerkennnis unser Waldwächter ungeverlich. Ob aber die bemelten von Gretzingen den vor bestimmten Zins nit reichen und daran uf ein oder mehr zil säumig sein oder einen oder mehr der vorgerümtten punkten über-

faren würden, das doch nit sein soll, so haben wir oder unsere erben aldann nur gut dung und macht, die vorgemelt unser Mülin widermb zu unseren Händen zu nemen und fürder zu verleihen, oder auch selber zu behalten, so lang es wil, bis uns oder unsern erben alles das darumb wir dieselb mülin zu unser Hennden hatten genommen ausgericht und vergnügt ist alles getreulich und ungeverlich.

Uns zur Urkundt haben wir den obgenn. unser Schultheis, Richter und gantzer Gemeinde zu Gretzingen diesen Brief mit unserm hier angehenkten Insigel besigelt und geben Inn unser Schloß Karolsburg auf den sieben und zwanzigsten monatstag Novembris von Christi unsern lieben Hern und Seligmacher Geburt als man zalt tausend-fünfhundert Sechzig und acht jar. Was demnach obgemelt Schulthis, Richter und gantze Gemeindte zu Gretzingen für unser nachkommen bey unser wahren guten treu an Eidesstatt zugesagt und versprochen haben und jeder punkt und Artikeln in vorgeschriben Erblehensbrief begriffen zu geben und nachzukommen und sönderlich die Gült jederzeit richtig und ohne abgang inmaßen obsteht zu wahren und zu lifern alles getreulich und one murren.

Und zu urkundt geben wir des Dorfs Insigel getruckt an diesen Rekursbrief und der ist uf Jar und tag wie der obbegriffen unser gn, Fürsten Herrn Erblehen Brief auswirft.“

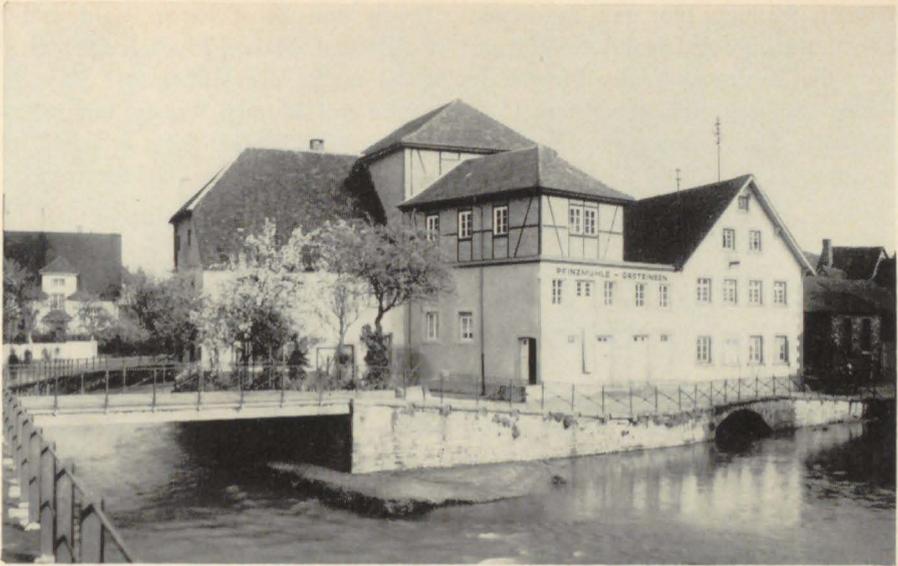
In den späteren Verträgen erscheinen jeweils die wichtigsten Bestimmungen dieses Vertrages. Im Lagerbuch 1762 sind unter den Gemeinderäten zwei Mühlenmeister angegeben, die die Aufsicht über die Mühle führen.

Die Erblehensmühle war das tiefstgelegene und vor dem Dreißigjährigen Krieg das einzige größere Gebäude an der Pfinz. Es hatte unter den in den früheren Jahrhunderten zahlreichen Hochwassern und Überschwemmungen sehr zu leiden. Die älteste am heu-

tigen Gebäude noch erhaltene Inschrift stammt aus dem Jahre 1621: „De Maurer Stoffel de Zeller (Zoller) und H. Ernst Guckumus Zimmermann. H. Meier der Müller und H. Ernst Reichenbacher“. Stoffel Zoller († 1646), Maurer und Gerichtsverwandter, ist im Kirchenbuch als berühmter Steinhauer erwähnt, von dem auch der ornamentierte Torbogen der 1632 erbauten und 1944 zerstörten „Kanne“ und des abgebrochenen Chors der früheren Weingartner Kirche stammen. Dort befand sich auch sein Steinmetzzeichen.

Anscheinend wurde die Mühle im Dreißigjährigen Krieg zerstört. An den Wiederaufbau nach dem Krieg erinnerte die leider verschwundene Inschrift an einem steinernen Torbogen: „Anno 1678 war Schultheiß zu Grötzingen Hans Martin Ruff, Anwald Wendel Scheffer“. Der an der Nordseite der Mühle sehr tief gelegene Torbogen war wohl der Eingang der zerstörten Mühle. Auf der Torbogenhöhe erfolgte dann der Wiederaufbau. Leider verschwand der geschichtliche Stein nach dem Brand der Mühle im Jahre 1930.

Durch den Brand von 1689 im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688—1697), in dem von 98 Häusern 68 und 44 Scheunen im Wert von 58 456 Gulden in Schutt und Asche gelegt wurden und die Zahl der Bürger von 171 auf 28 gesunken war, und durch den anschließenden Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714 war das Land in große Schulden geraten. Die von der Markgrafschaft zu erstattende Kriegskontributionen wurden auf die Ämter umgelegt. Da die vom Dorf Grötzingen zu erstattende Summe 2680 Gulden betrug, blieb kein anderer Weg übrig als die Erblehensmühle an den hochadligen Rentkammerrat Heinrich Ferdinand Drey-spring zu verpfänden, der zur Zahlung der Kontributionsgelder für acht Jahre 1800 Gulden bares Geld guter genehmer Währung vorschießen konnte (1 fl = 60 kr.)



*Pfingzmühle mit Mühlbrücke*

Der Vertrag wurde am 20. November 1715 abgeschlossen.

Die Gemeinde stellte auch fernerhin den Müller. Neben dem Inventarverzeichnis enthielt der Vertrag Vorschriften über die Behandlung von Mehl, die Mahlweise, Abgaben an die Herrschaft, Lieferung von Holz für die Wasserstube, die Kostenübernahme bei Krieg und Hochwasser durch die Gemeinde, Verpflichtung der Eberhaltung, Bürgerrecht, Mästung von zwei Schweinen für die Herrschaft.

Weil kein Ölmüller mehr im Dorfe war, enthielt der Pachtvertrag auch die Bestimmung, daß der Müller den jeweiligen Ölschläger zum Betrieb der 1689 gegen das Mühlwehr eingebauten Ölmühle alle Samstag das Wasser überlassen mußte. Schon früher war eine Gipsstampfmühle mit Behausung von der Rentkammer angebaut worden. Die darin untergebrachte Hanfreibe mußte wieder instand gesetzt werden. Die Nadelschleifmühle war auch gänzlich ruiniert.

Im Jahre 1718 kündigte die Gemeinde den Vertrag mit Dreyspring, da alles zerfallen war, und verlieh die Mühle wieder selbst. Der neue Beständer seit 1718 war Johann Leonhard Renner von Stein, gebürtig aus Weißenburg im Sand gegen Stellung einer Kautions von 1000 Gulden und jährlichen Zins von 400 fl, wofür er den nötigen Vorschuß geben konnte. Die Mühle erforderte jährlich große Unterhaltungsausgaben.

Im Jahre 1743 wurde Renner Untermüller in Durlach. Im Jahre 1743 erhielt Johann Jakob Schweicklin 19 Eichen für die Wasserstube aus dem herrschaftlichen Wald zum Anschlag von 400 fl. wofür er beeftfrei von Schatzungs- und Landeskosten war. Als Schultheiß Schweicklin 1752 starb, wurde Kannenwirt Johann Philipp Johann Merker von Königsbach, ein ehrlicher und tüchtiger Mann, sein Nachfolger. Er brachte die Mühle bald wieder instand.

Nach dem im Jahre 1757 erneuerten Lehensbrief bestand die Mühle aus zwei Mahl- und einem Gerbgang, drei Wasserrädern,

einem Wehr, Stallung, Hof und Zugehörde neben der Gipsmühle und dem Abfallgraben. Neu war die Bestimmung, der Herrschaft einen Hund zu ätzen oder statt dessen 15 fl oder 3 Malter Frucht abzugeben. Die Zinsgebühr betrug 21 fl 15 kr 3  $\frac{2}{6}$  Heller. Der Brief enthält genaue Bestimmungen über Mahlordnung, Verleihung, Holzgabe, Unterhaltung und Instandsetzung, Wasserhöhe und Eich wegen Hochwasser, Stellfallen, Wasserstube, Mühlwehr und Mahlrecht, Behandlung des Mehls, Unterhaltung des Fasselviehs, Abgaben an die Herrschaft, Hochwasser, Krieg, Vergehen, Strafen, Regreßpflicht und Wallholz.

Der Beständer mußte zuerst die Grötzingen bedienen. Der Müller hatte das Recht, ein Vierling vom Malter als Mahllohn zu behalten, durfte aber keine Kleiemulter und kein Beutelgeld erheben und in fremdem Ort keine Frucht holen. Die Mühle war Bannmühle. Geschirr und Brennholz wurden von der Gemeinde gestellt. Jeder Beständer erwarb das Bürgerrecht und war frei von Wache, Jagen, Hegen, Quartier und Vorspann, ein Pferd war fronfrei.

Der 1770 aufgezogene neue Beständer Christoph Müller mußte statt 700 nur 550 fl entrichten als Ersatz für den Wasserentzug für die Steinschiffahrt. Im Jahre 1763 wurde die Gipsstampfmühle wieder ausgebessert, weil man sie Tag und Nacht benötigte zum Bau des Münzwerks und des Schlosses in Karlsruhe. Nachfolger wurde 1777 Klotzbücher und 1780—1785 Georg Müller, ein Bürger und gelernter Müller, der 180 fl Nachlaß erhielt wegen dem kleinen Wasser. Ihm folgte Georg Jakob Walther von 1785—1789 und nachher Johannes Hafner bis 1803. In den Napoleonischen Kriegen wurde die Gemeindegasse durch Schanzarbeiten und Heulieferungen sehr belastet. Deshalb mußte die Mühle die Besoldung des Schweinehirten übernehmen, die bisher durch die Umlage gedeckt wurde. Diese Hirtenpfründe bestand aus 25 Malter

Frucht und 24 fl barem Geld und beim Eckericht 1 Malter Frucht und 1 fl mehr. Dazu mußte der Müller drei Eber halten, wofür er 1 Morgen Wiesen (seit 1802 — 2 Morgen) als Nutznießung erhielt. Der geschichtliche Flurname „Müllerswiese“ erinnert noch daran.

Durch den langen Krieg war die Schuldenlast im Jahr 1798 auf 13 000 und 1803 auf 19 600 fl angewachsen. Deshalb entschloß sich die Gemeinde, da sie diese Schulden ohne den größten Druck der Bürger unmöglich hätte bezahlen können, die Fleckensmühle am 31. Mai 1803 zu verkaufen. Der Kaufpreis betrug 16 000 Gulden. Käufer war Lammwirt Nagel von Blankenloch.

Außer der eigentlichen Mühle mit einem Gerb- und zwei Mahlgängen gehörten noch dazu die von der Gemeinde früher erkauften Gebäude mit Haus, Stallung und Hofraite. Der Kaufvertrag behandelt die Unterhaltung des Mühlwehrs und der Stellfalle des Abfalls. Die Abgaben an die Amtskellerei betragen 21 fl 32  $\frac{3}{4}$  kr, die Landeskosten außer den Kriegssteuern und Kontributionen 15 fl 24 kr, für die Armenpflege zwei Simmer Körner, die Hirtenpfründe 14 fl oder 24 Malter schwere Frucht, beim Eckerich ein Malter Frucht weiter und einen Gulden mehr. Für die Gottesauer Verwaltung mußten zwei Schweine gemästet oder an die Amtskellerei 12 fl bezahlt werden. Der Herrschaft muß beständig ein Hund unterhalten werden. Für die Gemeinde sind drei Eber zu halten gegen Nutznießung von einem Morgen Wiesen.

Die hiesigen Bürger müssen zuerst bedient werden. Es sind tüchtige Mühlärzte (Müllergeselle mit Bursche) zu halten. Der Müller darf nicht aus dem Kasten und auch nicht aus dem Dreiling multern, sondern mit dem Meßgeschirr und der Wanne. Das zu Wasser- und Mühlebau benötigte Holz liefert die Herrschaft umsonst, das Geschirrh Holz gegen Bezahlung. Die Heimfuhr geschieht durch die Gemeinde in der Fron.



*Am Mühlwehr*

Der Käufer hat alle Vorteile wie ein Bürger. Er und ein Pferd sind frondfrei. Zoll, Kaufbriefgebühren, Gewährgeld und Steigerungskosten übernimmt der Käufer. Jeder Gerichtsmann und Vorgesetzte erhält statt der Mahlzeit einen Gulden. Auch hier zeigen sich die Bemühungen der Regierung, ab dem 18. Jahrhundert das Mehl für die „Vorgesetzten“ durch Geld zu ersetzen.

Während der durch den Krieg verursachten Armut mußte die Mühle ab 1814 jährlich dem Totengräber, der 1806 die Tochter Nagels heiratete, jährlich 2 Simmeri Frucht geben. Im Jahre 1823 ging die Mühle wegen Zahlungsunfähigkeit für 14 000 fl an Emanuel Hornung von Friedrichstal über, der noch eine Walkmühle samt Hanfreibe mit einem besonderen Wasserrad einbaute. Die Witwe Hornung heiratete im Jahre 1844 den Müller Christoph Walther von Rastatt. Dessen Bruder Franz Walther, Müller in

Ellmendingen, erwarb dann für 29 000 fl die Mühle, die nun bis 1931 in der Familie blieb. Damals bestand die Mühle aus der Mahlmühle mit drei Gängen und einem Gerbgang, einer Hanfreibe und einer Sägmühle mit Zubehörden.

Das Domänenärar-Erblehen wurde im Jahre 1856 für die Mühle mit Ausnahme der Ölmühle abgelöst. Bis dahin hatte der Müller das erforderliche Bauholz für die Mühle und Wasserräder von der Herrschaft. Die ständige Abgabe hatte 21 fl 26 kr betragen. Das Ablösungskapital wurde mit Rücksicht auf den baldigen Hauptbauanfall auf 461 fl 13 kr, zahlbar in vier Raten, festgesetzt. Die im Kaufvertrag von 1803 bestandenen Gegenleistungen zwischen Gemeinde und Mühle wurden im Jahre 1891 mit Genehmigung des Bezirksamts durch den Bürgerausschuß größtenteils aufgehoben. Die Ablösung des Holz- und Wiesenanteils für Erhaltung erfolgte erst im Jahre 1928.

Im Jahre 1873 wurden die Mühle und die gegenüberliegende Wirtschaft zur Kanne teilweise durch Feuer zerstört. Im Jahre 1880 wurde eine Schneid- und Sägmühle eingebaut und 1900 an Stelle der Gipsstampfmühle eine Dreschmaschine angeschlossen.

Franz Walther trat im Jahre 1880 die Mühle an seine Söhne Karl und Adolf für 32 000 fl = 54 857 Mark ab. Beide boten 1906 die Mühle der Gemeinde für 90 000 Mark an. Diese hielt jedoch die Erstellung einer Wasserleitung für notwendiger. Mit einem Teil der Wasserkraft erzeugte 1907 der Schwiegervater von Karl Walther, August Siegrist, elektrisches Licht für Mühle und Kanne. Ein Angebot an die Gemeinde wurde von dieser abgelehnt, weil die Erstellung der Wasserleitung dringlicher war. Im Jahre 1927 übernahm ein Bruder der Frau Walther, Bauunternehmer Gustav Siegrist, die Mühle, baute sie zu einer modernen Großmühle mit Turbinen um und nannte das Werk „Pfinzmühle“.

Das schöne Bauwerk hatte jedoch keine lange Lebensdauer. Im Juni des Jahres 1930, morgens um halb sechs Uhr, wurden die Einwohner aus dem Schlaf geweckt. Im Nu stand das ganze Mühlengebäude in Flammen, die in einer Höhe von 30 m zum Himmel loderten. Zwar erschien in verhältnismäßig kurzer Zeit die Feuerwehr und bekämpfte mit 13 Schlauchleitungen das Großfeuer. Genährt durch die in der Mühle lagernden bedeutenden Vorräte, die unter den gewaltigen Flammen explosionsartig vernichtet wurden, nahm der Brand jedoch einen bedrohlichen Charakter an. Glücklicherweise herrschte Windstille, und so wurde die Ortsfeuerwehr in 1½ Stunden Herr der Lage. Den wütenden Flammen aber fiel die gesamte modern eingerichtete Mühle zum Opfer. Von dem dreistöckigen Mühlengebäude standen nur noch die Mauern des ersten Stockwerks. Zwischen dem verkohlten Gebälk und den Trümmern ragten die Tur-

binen hervor. Während des Brandes mußten die umliegenden Gebäude geräumt und das Vieh der Nachbarschaft in Sicherheit gebracht werden. Der Gebäudeschaden betrug 60 000 bis 70 000 RM, während der Schaden durch Vernichtung der Inneneinrichtung, Maschinen und Vorräte ungefähr 100 000 RM ausmachte. Damit hat die Grötzingener Dorf-mühle nach fast eintausendjährigem Bestehen aufgehört und ist in ein anderes Unternehmen übergegangen. Mit der Dorf-mühle ist leider ein Stück Alt-Grötzingen verschwunden.

Auf den Trümmern der 1930 abgebrannten Dorf-mühle wurde durch Ingenieur Otto Müller und das Bankhaus Ignaz Ellern ein großer fünfstöckiger, kahler Bau errichtet. Weil dem Unternehmer die weiteren Mittel fehlten, konnte nur der Rohbau fertig gestellt werden. Über ein Jahrzehnt stand das große Gebäude ungenutzt an der Mühlstraße und verschandelte das alte, traute Dorfbild den Mühlbach entlang, das durch Kunstmaler Hofmann in dem bekannten Bild im Rathaussaal der Nachwelt erhalten ist. Erst 1940 fand es einen Liebhaber. In den lichten Räumen, die großzügig ausgebaut wurden, soweit es die damaligen Verhältnisse erlaubten, hat das Unternehmen Kirchmayer seinen Betrieb aufgenommen. Die Firma, die als „Haki“ den Hausfrauen wohlbekannt war, stellte Waschmittel, kosmetische und pharmazeutische Artikel her. Eine 15jährige Erfahrung — während dieser Zeit war das Unternehmen in Berghausen untergebracht — kam dem Betriebsführer Kirchmayer zugute, als er das Gebäude in Grötzingen für seinen Betrieb umbaute. Im Jahre 1943 brach ein großer Brand aus, der aber bald gelöscht werden konnte.

Durch den großen Fliegerangriff am 24./25. April 1944 wurde die ganze Anlage bis auf die zwei unteren Stockwerke zerstört. Kirchmayer baute nach dem Kriege das Gebäude wieder auf und legte in dem

hinteren Raum einen Sprühturm an. Das hintere Stallgebäude richtete er sich als Wohnung ein. Die Firma Heinlein aus Schlüchtern bei Frankfurt vollendete 1950 den Sprühturm zur Herstellung von Seifenpulver. Im Jahre 1949 pachtete die aus der Ostzone zugezogene Firma Garantol die noch vorhandenen vorderen Räume. Garantol ist ein Mittel, um Eier für längere Zeit haltbar zu machen. Es werden noch andere Erzeug-

nisse hergestellt, Produkte für Küche und Haushalt, Tierarzneimittel und kosmetische Präparate. Im Jahre 1960 wurde das bisher gepachtete Anwesen an der Mülhstraße käuflich erworben und wesentlich erweitert. Besitzer ist heute der frühere Betriebsleiter Dr. Hans Grube. In hellen, lichten Räumen und an modernen Maschinen finden die 45 Beschäftigten bei gutem Betriebsklima ihren Lebensunterhalt.

---

# Altes Gewerbe im Spiegel einer Familienchronik

Die Kirrlacher Daubenhauerei zur Zeit des Schwanenwirts Otto Baader (1846-1904)

Von Rudolf Futterer, Philippsburg

*Im Jahre 1969 wurde im Walddorf Kirrlach, Kreis Bruchsal, das Restaurant „Daubenbauer“ eröffnet, dessen Namengebung und künstlerische Ausgestaltung bewußt in Erinnerung an ein altes, ausgestorbenes Gewerbe erfolgten. Der Gast ist beeindruckt von der farbigen breitwandbeherrschenden Majolikakeramik (künstlerischer Entwurf: Faist — Staatl. Majolika-Manufaktur AG, Karlsruhe) und ferner von einem von Kunstmaler Langer, Philippsburg, geschaffenen Gemälde, das als gelungene Rekonstruktion der Daubenhauerei von Otto Baader zu bezeichnen ist. Kurzum: Moderne Gastlichkeit im Blick auf Tradition!*

Noch ist vielen Kirrlacher Familien das alte Gewerbe der Daubenhauerei, also der manuellen Herstellung von Faßdauben, in guter Erinnerung. Doch in einem schnelllebigen und insbesondere in unserem hochtechnisierten Zeitalter, wo rasch das Alte dem Neuen weichen muß, wird bald auch das spärliche Wissen um jene alten Berufe verschwunden sein.

Ich habe vor Jahren nicht die Mühe gescheut, im Rahmen einer lose zusammengestellten Chronik der Familie meiner Kirrlacher Frau Truthilde, geborene Baader, Spezielles über die Daubenhauerei ihres Großvaters Otto Baader (1846—1904), Schwanenwirt in Kirrlach, schriftlich aufzuzeichnen.

Dabei erwies sich ein Sohn jenes Schwanenwirts — also kurz gesagt mein Schwiegervater — *Johann Baader III* (1883—1958) als besonders guter „Berichterstatter“. Denn er hatte, wie auch seine Brüder, in vergangenen Tagen emsig selbst der Daubenhauerei gehuldigt und im hohen Alter war sein Gedächtnis noch beachtlich gut, um sich an jene Zeiten und auch an Details zu erinnern.

Schließlich war manche treffende Anekdote, die er zu Lebzeiten zum Besten gab, Anlaß für die Erstellung dieser Baaderschen Familienchronik.

Wie früher die Holzreifenmacher, gehören berufsmäßig (noch früher auch zunftmäßig) die Daubenhauer zum *Böttcher- oder Küferhandwerk*.

Das manuelle Herstellen von Faßdauben dürfte im *Bruhrain* und insbesondere in Kirrlach schon vor Jahrhunderten, vielleicht seit dem frühen Mittelalter, heimisch gewesen sein. Hauptsächlich die eichenen Holzfässer hatten früher als Transportmittel für Weine, als Ausbau- und Gärbehälter ihre überragende Bedeutung.

Die gut gewachsenen Eichen des nahen *Lußhardtwaldes* waren wohl ausschlaggebend für das Selbstwerden dieses Gewerbes.

In vielen Fällen konnte ermittelt werden, daß neben den Küfern hauptsächlich viele Gastwirte des *Bruhrain* als Daubenhauer tätig waren, vor allem in den Wintermonaten.

Im nahen Philippsburg beispielsweise übten sich der „Schnoogebuckelwirt“ Franz Reichenstein (1868—1954) und der Vögtelwirt Christian Vögtel (1874—1934) neben den einheimischen Küfern Eugen Boos und Gustav Maurer im Daubenhauen; sie alle holten sich freilich zu jenen traditionellen „*Faßdaubentagen*“ versierte Könner von Kirrlach zur Mithilfe!

Die Wirte selbst hatten ja neben den Winzern und Weinhändlern ihren großen Bedarf an guten Fässern, und sie machten sich wohl eine Ehre daraus, Faßdauben für Reparaturfässer selbst herzustellen und schließlich sich sogar als Daubholzändler zu betätigen.



Restaurant „Daubenhauer“. Namengebung und künstlerische Ausgestaltung in Erinnerung an ein altes Kirrlacher Gewerbe  
Foto: H. Glogner

So darf angenommen werden, daß auch Otto Baader diese handwerkliche Kunst, den „Vort'l“ — wie man in Kirrlach sagt, von seinem Vater, dem Löwenwirt Lorenz Baader (1822—1888) sozusagen ererbt hat.

Denn schon bevor Otto Baader kurz vor der Jahrhundertwende zum Schwanenwirt avanciert (der Erbauer des Kirrlacher „Schwanen“ war sein Sohn Kornel Baader — 1871—1923), betrieb er in seinem Haus in der Kronauerstraße Nr. 3 (seit 1969 Restaurant „Daubenhauer“) etwa seit 1875 eine gutgehende *Daubenhauerei*.

Der blonde, schnurrbärtige, nicht allzu große Zweizentnermann Otto Baader war ein vielseitiger Mensch: Er war Wirt, Landwirt, Daubenhauer und Daubholzändler.

Die Landwirtschaft war natürlich obligat. Er bewirtschaftete ca. 2,5 Hektar Boden und

hatte stets ein bis zwei Pferde, zwei Kühe, ein Rind und zwei Schweine im Stall.

Seine Leidenschaft war die Jagd, meist zusammen mit dem Kirrlacher Engelwirt Johann Baader I, der sich ebenfalls seinerzeit im Daubenreißen nebenberuflich betätigte.

Das für Faßdauben geeignete Eichenholz steigerte sich Otto Baader aus dem Philippsburger und Bruchsaler Forstbezirk des Lußhardtwaldes, meist 200 bis 300 Ster im Jahr.

Der Ster Brennholz kostete damals zehn bis fünfzehn Mark, für brauchbares Nutzholz mußte man allerdings zwischen fünf- und zwanzig und neunzig Mark bezahlen.

Otto Baader war darauf aus, seine Söhne möglichst frühzeitig mit allen Sparten dieses Berufs vertraut zu machen.

Noch volksschulpflichtig, wurde z. B. Johann Baader von seinem Vater beauftragt,



*Die gelungene Rekonstruktion der Daubenbauerei des Otto Baader in einem Gemälde von Hugo Langer, Philippsburg*

anhand der von den Forstämtern versandten Holzlisten das in Betracht kommende Holz im Walde zu taxieren.

Nach der Versteigerung folgte das „Schlagen“ des Holzes, d. h. der Besitzer mußte sein Eigentum kennzeichnen. Auch diese Beschäftigung fiel meist den jungen Baader söhnen zu. Mit einem besonderen Hammer wurden dabei die Initialen „O. B.“ (= Otto Baader) in ein jedes Stück Holz geschlagen.

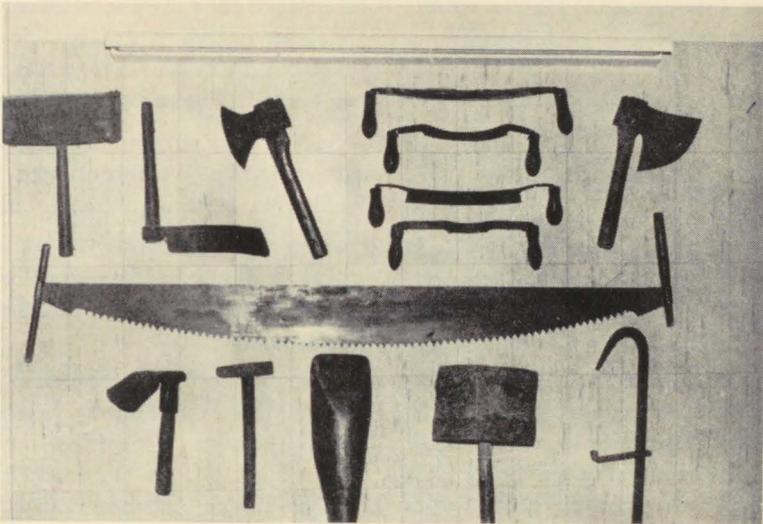
Dies wurde deshalb so genau ausgeführt, weil zwei- bis dreihundert Ster gesteigertes Eichenholz ja nicht so schnell auf den eigenen Holzplatz in Kirrlach zum Trocknen abgefahren werden konnten. Ein Wagen faßte ja nur zwei Ster!

Den Winter über war das Holzeinbringen also stets eine enorme Arbeit für sich. Otto Baader hielt sich deshalb im Winterhalbjahr zwei Pferde. Sobald aber das Einholen be-

endet war, wurde ein Pferd wieder abgestoßen. Dieser Pferdehandel ist meist mit dem Juden Moses Wolf aus Östringen bei Bruchsal getätigt worden.

Welche Tücken ein solcher Pferdehandel manchmal haben konnte, zeigt folgende Episode:

Einmal hatte Otto Baader ein Pferd erstanden, das sich zum Ausruhen nicht niederlegte. Doch wenn es einmal lag, mußten kräftige Männer unter Zuhilfenahme eines Flaschenzuges es umständlich wieder auf die Beine bringen. Otto Baader ließ sich aber dem Juden gegenüber die Sache nicht anmerken; er lobte den Gaul sogar über alle Maßen. Der Erfolg war natürlich, daß Moses Wolf im Frühjahr prompt den Stecher gegen ein gutes Rind wieder zurücknahm. — Als der Jude nach dem Handel Otto Baader wieder traf, soll er den Aus-



*Einige typische Handwerksgeräte der Daubenhauer, Küfer und Kübler*

spruch getan haben: „Unser Herrgott soll's wisse: Ich bin betroche und Du bischt besch. . .“

Das ganze Jahr über hatten vier bis fünf Mann mit Spalten und Behauen des Eichenholzes Arbeit. Otto Baaders Söhne Johann (der spätere Schloßwirt), Ludwig (der spätere Lammwirt) und David, ferner der Altbürgermeister Schuhmacher und Anton Schuhmacher waren stets eifrig bei der Sache. Die Männer leisteten Akkordarbeit und erhielten Wochenlohn bis zu zwanzig Mark.

Das war zur damaligen Zeit viel Geld, wenn man bedenkt, daß etwa  $\frac{4}{10}$  Liter Bier nur zehn Pfennig kostete.

Das Daubenspalten aus dem harten, qualitätsmäßig erstklassigen Eichenholz ist keine einfache Arbeit gewesen und erforderte viel Geschick!

Ein normales Rundholz beispielsweise wurde zunächst mit dem geraden Spalteisen gevierteilt und dann nach Entfernen des Herzstückes mit dem gebogenen Spalteisen weiter aufgeteilt. Dies hatte mit Sorgfalt zu geschehen, um die einzelnen Faserzüge nicht

zu verletzen. Die Männer setzten die Spalteisen nur an und trieben sie dann mittels besonderer Holzschlägel vorsichtig durch bis das Holz vollends riß.

Die heute durchweg auf maschinellem Wege hergestellten Bretter für die Faßwandung (in Richtung der Markstrahlen gesägte, oder spiegelgeschnittene Dauben) kommen gütemäßig natürlich nicht ganz an die so gerissenen heran, weil beim Sägen die individuelle Zugrichtung der einzelnen Holzfasern unbeachtet bleibt.

Die erwähnten Holzschlägel stellten etwa fußballgroße, bestielte Holzkugeln dar, von den Daubenhauern selbst aus den warzenartigen Auswüchsen mancher Bäume gefertigt, im Volksmund „Kröpfe“, auch „Krebse“ genannt. Ein Mann hatte einen ganzen Tag Arbeit, um nur einen einzigen Schlägel anzufertigen. Das Beschaffen der „Kröpfe“ war nicht immer einfach und geschah oft verbotenerweise zu nächtiger Stunde.

Nach Spalten des Holzes erfolgte die meist im Sechseck ausgeführte Stapelung zu Haufen (mancherorts auch Schränke oder Feien genannt).

Je stärker die einzelnen Hölzer waren, um so länger mußten sie so luftgetrocknet werden.

Die gerissenen und getrockneten Dauben erhielten ihre richtige Form erst durch das Behauen, was die Zeit der Männer am meisten beanspruchte. Es wurde mit gewöhnlichen Hand- oder Rundbeilen gearbeitet, deren Schneiden jedoch einseitig geschärft waren. Otto Baader besorgte sich die scharfen Beile und Spalteisen aus Ubstadt.

Ursprünglich verlangten die Küfer noch eine gewisse Glätte der Dauben, so daß die abschließende Feinarbeit auf der Schnitzelbank mit dem Schnitzmesser erfolgte. Die in rauhen Mengen anfallenden Späne sind als Anfeuerholz wagenweise nach Speyer verkauft worden.

Je nach Bestellung wurden 48er, 50er, 60er, 62er, 64er oder 125er Daubenhölzer

gefertigt und faßweise verkauft. Hauptabnehmer waren Küfer in Speyer, jedoch gelangten die in Kirrlach geschlagenen Dauben bis nach Worms und Kirchheim.

So sind also nicht nur pfälzische, sondern auch hessische Weinfässer von Kirrlacher Faßdauben gefertigt worden, wie die Namen der Zulieferorte verraten.

Soweit die Aufzeichnungen über ein altes Kirrlacher Gewerbe im Rahmen einer Familienchronik.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, einen wesentlichen Erwerbszweig unserer Vorfahren der heutigen Generation vor Augen zu führen, nicht nur um technische Einzelheiten und bestimmte Arbeitsvorgänge zu rekonstruieren, sondern auch um das harte Arbeiten unserer Vorfahren Enkeln und Urenkeln in Erinnerung zu bringen.

# „Handwerks-Ordnungen für die Stadt Unteröwisheim, Anno 1701“

Von Ludwig Vögely, Karlsruhe

Das Kraichgauer Hügelland hat seinen Namen vom Kraichbach, der durch Wiesen und zwischen Hügeln hindurch von Sternenfels her seinen Lauf zum Rhein nimmt. Wenige Kilometer vor seinem Eintritt in die Ebene liegt an seinem Ufer Unteröwisheim. Sanft fallen die Hügel ab zum Wiesental und lassen gerade Raum für die Anlage des Dorfes. Wer Unteröwisheim noch nicht kennt, sollte es zum ersten Male zur Zeit der Kirschenblüte besuchen. Tausende von Kirschbäumen erstrahlen dann rings um das Dorf in makellosem Weiß und bieten dem Wanderer ein eindrucksvolles Bild. So ist die „Stadt“ weit über die Grenzen der näheren Heimat hinaus als Kirschenort bekannt geworden.

Unteröwisheim, heute Teil der durch die Gemeindereform neu gebildeten Stadt Kraichtal, hat etwa 2800 Einwohner. Schon seit Jahrhunderten legten die Landwirte auf den Obst- und Weinbau großen Wert. Diese Tradition wird zielbewußt fortgesetzt, wie die neuen Anlagen gerade jetzt wieder beweisen. Schon im Jahre 1815 heißt es: „Hier wächst guter Wein, der bald trinkbar wird. Dieses Naturprodukt ist für den Ort die beste Nahrung. Denn in guten Jahren kann der Wein immer 60 000 Gulden abwerfen.“ Kein Wunder, daß deshalb früher die Herrschaft hier eine mächtige Zehntkelter mit „5 Böhm“ hatte und außerdem noch eine Anzahl kleinerer Keltern in Gebrauch waren. Industrie ist wenig vorhanden. Die meisten Arbeiter finden ihren Lebensunterhalt in den Betrieben der nahen Amtsstadt Bruchsal, in Bretten oder Karlsruhe.

Unteröwisheim ist eine alte Siedlung und wird im Jahre 771 zum ersten Male urkundlich erwähnt: „In pago Creichgowe in Auunisheim marca!“ (Cod. Lauresham.

2436) Über die ersten drei Jahrhunderte schweigen die Akten fast vollständig, erst dann werden die Nachrichten häufiger. Das 13. Jahrh. sieht den Ort im Besitze der Herren von Eberstein. Gegen Ende des Jahrhunderts verkauft Graf Otto der Jüngere v. Eberstein den vierten Teil des Dorfes an seinen Schwager Rudolf von Baden. Das Kloster Maulbronn hatte inzwischen durch Schenkungen und Käufe hier ebenfalls einen großen Grundbesitz angesammelt, dazu verkaufte ihm Markgraf Hermann v. Baden 1364 die Hälfte des Ortes samt dem Kirchensatz. Schritt für Schritt setzte sich das Kloster ganz in den Besitz des Dorfes. 1381 bestätigte Kaiser Wenzel dem Kloster den Schutzbrief des Kaisers Karl IV. und übergab ihm auch die Gerichtsbarkeit über „Auwensheim“, und in demselben Jahre entbot er den Unteröwisheimern, daß sie dem Kloster gehorsam sein sollen. Der Markgraf Bernhard von Baden wollte aber seine Ansprüche auf das Dorf nicht ohne weiteres preisgeben, und man rief deshalb den Kurfürsten Ludwig III. v. der Pfalz um einen Schiedsspruch an. Dieser erfolgte beim sog. Tag zu Heidelberg am 14. Aug. 1411 mit dem Ergebnis, daß des Markgrafen Ansprüche abgewiesen wurden. Der Kurfürst war deshalb zum Richter berufen, weil sein Vater, Kurfürst Ruprecht III., deutscher König von 1400—1410, seinen beiden ältesten Söhnen die Schirmvogtei über das Kloster Maulbronn im Namen des Reiches übertragen hatte. So war also das Kloster Maulbronn endgültig in den Besitz des Fleckens gekommen und blieb dies, bis es selbst an Württemberg fiel. Dies geschah im Verlaufe des Bayrischen Erbfolgekrieges (1503—1507). Der Herr Unteröwisheims, der Abt von Maulbronn, gehörte hinfort zu

den württembergischen Prälaten und Landständen.

Wechselvolle Schicksale mußte Unteröwisheim weiterhin über sich ergehen lassen. Unter großen Wirren wurde die Reformation eingeführt. Während des Dreißigjährigen Krieges plünderte 1621 Mansfeld den Ort vollkommen aus. Im Franzosenjahr 1689 wurde Unteröwisheim durch Brand und Raub schwer verwüstet. So sind wenige alte Gebäude erhalten geblieben. Auf einem Lößhügel steht über dem Dorfe das Schloß. In ihm hausten früher die maulbronnischen Pfleger und württembergischen Amtmänner. Nachdem Unteröwisheim 1806 an Baden gekommen war, wurde darin die Domänenverwaltung untergebracht. Heute wird das Schloß als Wohngebäude benützt. Nahe dabei steht das alte Pfarrhaus, ein herrlicher Fachwerkbau aus dem Jahre 1699/1700.

Nachdem Württemberg von Unteröwisheim Besitz ergriffen hatte, befand sich die Gemeinde in einer zwispältigen Lage. Es waren zwei Herren am Werke, die ihre Rechte ungeschmälert erhalten wollten. Es waren dies die Herren von Württemberg als Grund- und Eigentumsherr und die der Pfalz als Schutz- und Schirmherr. Um den Schirm der Klosterdörfer, das Recht des Besuches, der Atzung usw. entspannen sich nie abreißende Zwistigkeiten. Solange die Pfalz rechts des Neckars weder Güter noch Rechte zu suchen hatte, ließen sich ausbrechende Streitigkeiten leicht schlichten, selbst wenn sie ein so wichtiges Mittel territorialer Machtergreifung betrafen, wie es das Geleit allmählich geworden war. Das wurde aber anders, als die Pfalz auch rechts des Neckars Fuß faßte. Pfälzisches und württembergisches Gebiet verzahnte sich von da ab der unregelmäßigen Grenze entlang, und die häufigen Mißgriffe übereifriger Amtsleute trugen nicht dazu bei, die Lage klarer zu machen. Um das Geleitsrecht ganz kurzer Strecken wurde gezankt. Dazu kamen Zwistigkeiten wegen des Forstrechtes, ebenso

wegen der Gerichtsbarkeit usw. Es wurden im Laufe der Jahrhunderte manche Verträge geschlossen, und ihre Anzahl zeigt, daß sie nie von langer Dauer waren. Das Jahr 1747 brachte für die Gemeinde endlich Klarheit. Fast in der gleichen Lage wie Unteröwisheim waren die Gemeinden Gölshausen, Zaisenhausen und Sprantal. Auch dort war Württemberg Grundherr, während die Pfalz die Schirmherrschaft hatte. Alle Orte bildeten die sogenannten vier Schirmsorte. Das Ergebnis dieses Zustandes war, daß dieselben Schwierigkeiten gleich vierfach auftraten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die beiden Mächte nach einer Lösung suchten, die dem Hader für immer ein Ende machen konnte. Die Verhandlungen kamen am 16. Sept. 1747 zu einem Abschluß. Württemberg verzichtete auf alle seine Rechte in Sprantal, Gölshausen und Zaisenhausen, und die Pfalz tat das gleiche für Unteröwisheim. Der Herzog hatte es sich etwas kosten lassen, um ganz in den Besitz Unteröwisheims zu kommen.

#### **Die Handwerksordnung vom Jahre 1701:**

Aus dem bisher Gesagten geht hervor, daß Unteröwisheim ein umstrittener Ort war, ein vorgeschobener württembergischer „Stützpunkt“, der von pfälzischen und speyerischen Orten umgeben war. Deshalb konnten sich die Handwerker keiner württembergischen Zunft anschließen, und in den „ausländischen“ Orten durften sie sich nicht zünftig machen. Sie baten deshalb im Jahre 1700 den Herzog Eberhard Ludwig v. Württemberg, sich zunftmäßig zusammenschließen zu dürfen und ihnen eine Zunftordnung zu geben. Der Herzog willfahrte der Bitte sofort erfreut, und die von ihm erlassene Handwerksordnung, die gleichzeitig für die Handwerker der Gemeinde Zaisenhausen galt, ist in ihrer Gründlichkeit und Art ausgezeichnet.

In beiden Orten wurden folgende Handwerker aufgeführt:

	Unteröwisheim	Zaisenhausen
Maurer	2	—
Zimmermeister	5	—
Schreiner	1	1
Schmiede	2	3
Wagner	1	1
Küfer	5	4
Schuster	2	2
Ziegler	2	—
Bäcker	2	2
	22	13

Der erste Teil der Handwerksordnung betrifft die sogenannten

„*Gemeine Articul*“

Sie besagen:

1. „Daß keiner in diese Zunft und Handwerksladen angenommen oder zugelassen werden solle, er habe denn sein Handwerk desselben Gebrauch und Ordnung nach aufrecht und ehrlich erlernt, genugsame Lehrbrief aufzuweisen, die Wanderjahre ausgestanden, das Meisterstück, wie es bei jedem Handwerk Herkommens und im Gebrauch, verfertigt und beschauen lassen, da er dann für das Meistermahl in die Laden (Kasse) drei Gulden und dem Armenkasten oder Heiligen zu Unteröwisheim 15 Kreuzer bezahlen solle.“

2. *Von der Erwählung der Zunftmeister und ihrem Amt.*

„Damit deren kein Mangel erscheine, sollen deren zween erwählt und alle zwei Jahre, wo es die Notdurft erfordert, damit abgewechselt, von ihnen aber allwege auf Georgi ihres Einnehmens und Ausgebens aufrechte, redliche und ehrbare Rechnung erstattet, dieselbe in Gegenwart Unseres Amtmannes zu Unteröwisheim vor gesamten Meistern verständlich abgelesen, probiert und justifiziert, alles Übermaß an Zehrungen und anderen Ausgaben möglichst abgestellt, hingegen der Laden oder Zunft auf das Nützlichste gehaust, und deren Auf-

nahme in allweg gesucht und befördert werden. Und wann ein Zunftmeister die 2 Jahre seines Amtes erstanden, ist allwegen der Ältere dessen zu erlassen und eine andere taugliche Person — da der abkommende allwegen die erste Stimme haben soll — zu erwählen, welcher nun in ordentlicher Umfrag zu einem Zunftmeister angenommen und zu redlichem Verhalten und fleißiger Rechnung ernstlich erinnert werden.“

3. *Leggeld betreffend:*

„An dem Tage nun solcher Zusammenkunft, so gemeinlich um Georgi geschehen soll, hat jeder Meister, wes Handwerks er sei, 15, und eine Wittib, sofern sie das Handwerk durch Sohn oder Gesellen fortführet, 8 Kreuzer in die Laden zu legen, so die Zunftmeister ordentlich und mit Urkund vernehmen sollen. Und solle bei solcher Zusammenkunft keiner bei Straf 10 Schilling, in den Laden zu erlegen, ohn ehrhafter Ursache oder halsstörrigerweise ausbleiben, auch da er ja nicht erscheinen könnte, dennoch bei seinem Mitmeister das gesetzte Leggeld unfehlbar überschicken.“

4. *Wie keiner dem anderen in sein Handwerk greifen darf:*

„Ein jeder Meister und Angehöriger dieser Zunft soll sich mit seinem ehrlich erlernten Handwerk begnügen und keinem anderen im großen oder kleinen Eingriff oder Abbruch tun, bei Straf nach Erkenntnis des Amtmannes und der Zunftmeister.“

5. *Wie lange ein Lehrjung bei jedem Handwerk lernen soll:*

„Küfer 2 oder ohne Lehrgeld 4 Jahre. Metzger 2 oder ohne Lehrgeld 4 Jahre. Schmied und Wagner 2 Jahre, Zimmerleute 2 Jahre. Maurer, Sattler, Seiler, Hutmacher, Schuster 3 Jahre. Bäcker, Schneider, Weber 2 Jahre. Welcher Meister nun einen Lehrjungen aufzunehmen gewillt, der solle vorerst dahin sehen, daß derselbe von from-

men, redlichen und ehrlichen Eltern geboren sei, darauf ihn 14 Tage oder nach Gestalt der Sachen 3—4 Wochen in die Prob nehmen, nach deren Verfließung aber, und wenn er den Jungen zum Handwerk tüchtig achtet, selbigen beiden Zunftmeistern, welche noch etwa ein oder zwei Mitmeister selbigen Handwerks zu sich nehmen mögen, vorstellen, und wie beide, der Lehrmeister und des Jungen Eltern oder Pfleger sich sowohl des Lehrgeldes — welches in allweg nach der Billigkeit zu bestimmen und nicht übermäßig zu spannen, sondern in solchem Fall von den Verordneten nach der Beschaffenheit des Handwerks, der Lehrjahre und des Jungen auf ein billiges zu verhandeln ist — als der Zeit halber vereinbart mit gehörigen Umständen in ein dazu haltendes Buch ordentlich einschreiben lassen, da dann Meister und Jung jeder 20 Kreuzer in die Laden erlegen soll. Sobald nun ein solcher Jung aufgedingt und eingeschrieben worden, soll das Lehrgeld gleich zur Hälfte, es wäre denn anders abgeredet und verglichen worden, und die andere Hälfte dann in Jahresfrist hernach erlegt und bezahlt werden, auch bei Verlust desselben der Lehrjung die bedingte Lehrzeit völlig und redlich auszustehen verbunden, benebens einem anderen Meister solchen Handwerks nicht erlaubt sein, denselben anders, weder auf die völligen Lehrjahr, so daß die bereits erstandene Zeit dem Jungen keineswegs zum besten komme, anzunehmen, bei Straf 2 Gulden, benebens auch dergleichen Verhandlung und Aufdingung von unkräften und ungültig sein soll. Es soll hingegen der Lehrmeister den Jungen auch nach Gebühr halten und zum Weglaufen keine Ursache geben, etwa unter der Hoffnung, das Lehrgeld unverdient und desto eher zu bekommen, usw.“

Es folgen dann die Bestimmungen, die das Lehrverhältnis bei Todesfall des Meisters oder des Jungen regeln. Die Schrift fährt dann fort: „Es soll auch kein Meister dieser Zunft zwei Jungen zugleich in der Lehre

halten oder annehmen, sondern da er einen ausgelehrt, wiederum einen andern, und zwar bei folgenden Handwerkern erst nach Verfließung der bestimmten Jahre aufzudingung befugt sein, sondern stille stehen Küfer 2, Metzger 2, Wagner und Schmied 2, Zimmerleut 1, Ziegler, Sattler, Seiler 2, Hutmacher, Bäcker, Schuster 3, Schneider 2 Jahre.“ Zwei Söhne durfte der Meister jedoch gleichzeitig in der Lehre haben.

#### *Gemeine Articul und Strafen.*

Diese Artikel befassen sich zunächst mit dem Zusammentreten der Zunft, d. h. wann sie zusammengerufen werden sollte. Bei unentschuldigbarem Fernbleiben wurden die Meister in Strafe genommen: „Es sollte aber auch um geringer Ursach willen nicht eine ganze Zunft zusammengeboten, sondern dergleichen schlechte Händel nur von den Zunft- und etlichen anderen Meistern vorgenommen und erörtert, jedoch alles dasjenige, so von den Zünftigen gestraft oder sonsten redet und gehandelt wird, verschwiegen gehalten, und sonderlich denjenigen, so gestraft worden, keineswegs angezeigt werden, wie etwa ein oder anderer Meister seine Stimme gegeben, denn sonsten ein solcher Schwätzer, der allein Feindschaft anrichtet, mit ernstlicher Straf anzusehen und hierin des Amtmanns Bescheid begehrt und nachgesucht werden sollte.“

„Zum Meisterstück soll keiner zugelassen werden noch ihm das Handwerk gestattet werden, er habe denn solches nicht allein bei einem ehrlichen Meister redlich erlernt und deswegen seinen Lehrbrief aufzulegen, sondern auch seinen Geburtsbrief und Mannrecht, daß er keinem ausländischen Herrn mit der Leibeigenschaft zugetan sei, in beglaubigter Form vorzuweisen, benebens solle derselbe nach ausgestanderer Lehrzeit folgende Jahre auf der *Wanderschaft* zu bringen als ein Küfer 3, Metzger 2 oder 3 Jahre, Wagner, Schmied 2, Schreiner, Ziegler, Sattler, Hutmacher, Bäcker 3, Schuster 4,

Schneider 3 und Weber 2 Jahre. Jedoch solle keinem, wann er schon das Meisterstück zurechtgemacht, das Handwerk zu treiben erlaubt werden, er haben denn zuvor das Bürgerrecht in dem Ort, wo er das Handwerk zu üben gemeint, erlangt und uns die Erbhuldigung erstattet.“

„Es soll auch bei diesem Handwerkern keinem Meister vergönnt sein, weiter denn zween Knecht oder Gesellen samt einem Jung zu halten bei Straf eines Guldens. Ein jeder Meister, der einen Knecht oder Gesellen annimmt und in die Arbeit stellt, solle selbigen vor Verfließung 14 Tagen zu Ablegung der gewöhnlichen Diensthuldigung unserem Amtmann vorstellen bei Straf 3 fl 15 Kreuzer, Uns allein zu verrechnen.“

„Gleichwie einem jeden *Kunden* unbenommen, so oft er will einen anderen Meister anzustellen und zu seinem Dienst zu gebrauchen, jedoch daß er zuvor seinen ehemaligen Handwerksmann um dessen Dienst gebührend bezahle, also soll kein Meister dem Kunden, er sei denn versichert, daß der vorige Meister um seinen Lohn völlig befriedigt ist, willfahren und arbeiten; weniger aber ein Meister des anderen Kunden — ihn um Arbeit anzusprechen oder demselben mit List und practiquen an sich zu bringen — nachlaufen und verführen, bei jedermaliger Straf eines Guldens. Insonderheit soll ein jeder Meister seinen Kunden in deren von der Obrigkeit gemachten Tax unweigerlich zu schaffen schuldig und verbunden sein, sie darwieder nicht steigern oder übernehmen bei Straf eines kleinen Frevels oder noch höher nach Gestalt der Sachen, Uns allein zu erlegen.“

„Es solle auch kein Meister einigen Kunden einen Jungen um Lohn in die Arbeit führen, er habe denn zuvor ein halb Jahr auf dem Handwerk gelernt, und doch auf einen solchen Jungen so zur Arbeit gebraucht wird, nur ein halber Taglohn bis zum Ausgang seiner Lehrjahr zu rechnen befugt sein.“

*Punkte, die jedes Handwerk besonders betreffen:*

Bei diesem Abschnitte sind besonders die *Meisterstücke* interessant, die den Gesellen vorgeschrieben wurden. Sie zeigen uns den hohen Stand der damaligen Handwerkskunst.

*Küfer:* „Ein achteimeriges oder größeres bis auf zweifuderiges Faß und eine sechseimerige Weinbüttlen zu machen, dazu das Holz 1. durch den Obmann und anderen drei Meistern beschaut werden solle, daß es dürre, gesund und just und gut, auch ohne Striemen und andere Fehler sein. 2. Wann das Faß geendet, die Gargel gerissen und die Böden zum Einsetzen verfertigt, selbiges obige Personen, ehe die Böden eingesetzt werden, wieder besichtigen lassen. 3. Nachdem nun solches gänzlich aufgestellt und verfertigt, durch bedittene Personen nochmals besichtigt, und darauf ob es just sei oder nicht, bei ihren Pflichten und Eiden, nicht nach Gunst, Freundschaft oder Feindschaft erkannt, zu der Verfertigung aber ihm sechs Wochen Zeit gegeben und ein starker Jung dazu zugelassen werden soll.

*Wagner:* einen halben Wagen, und an den Rädern inwendig in der Naben soll er zwischen allen Speichen Holz haben und eines wie das andere, samt einem ganzen Pfluge.

*Schmied:* Einen halben Wagen (zweirädiger Wagen), und daß er an beiden Rädern nur eine Schiene auflege, und doch ohne Mangel ganz zu beschlagen. Ein Pferd aber folgendergestalt: zween, einen vorderen und hinteren Fuß aufheben, dieselben besehen und die 4 Hufeisen als gleich schmieden und wie recht ist unmangelhaft beschlagen. Kein Waffenschmied, welcher nicht bei einem Hufschmied, der beiderlei Arbeit verfertigt, gelernt, soll das Hufschmieden und was selbigem gebührt betreiben und darauf zu schaffen befugt sein, wie hingegen ein Hufschmied, welcher bei keinem dergleichen Meister, der zumal neben der Hufschmiedearbeit auch die Waffen gemacht, dergleichen

Waffen machen, sondern jeder bei seinem erlernten Handwerk einig und allein verbleiben soll, bei Straf 10 Gulden. Da aber einer bei einem Meister, welcher beiderlei Arbeit verfertigt und deren befugt, dergleichen erlernt hätte, soll demselben auch die Waffen neben dem Hufschmieden zu machen wie bisher freistehen, und ein solcher über obiges Meisterstück noch ferner machen: ein Wagnerbeil mit rechter Länge an der Schneide, welches just und gut sei, und einen Pickel mit einem runden Ohr in dergleichen Prob und Wehrschafft.

*Schreiner:* Eine Gewand- oder Leinwandtruhe, 10 Gulden wert und nicht darunter; will er aber dieselbe höher und köstlicher machen, das steht bei seinem Willen und Gefallen, doch soll dieselbig Truhen ihre ordentliche Teilung haben, Länge und auch Weite und Höhe, alles gefurnieret und gezieret mit alter und neuer Art, mit seinem Fuß, Gesimsposamenten, Contonnen oder Säulen, Capitäl, auch Fuß- und Hauptgesims, alles gefurnieret bis an das Geschloß, mit ihrer Teilung, auch mit den versetzten Zinken, daß man es sehen möge, ehe man die Zarg zusammenleimt. Ein Brettspiel 4 Gulden wert und nicht darunter, aber wohl höher, doch soll es eine ordentliche Teilung haben mit ihren Zinken, auch Größe und Dicke, wie es ihm von den verordneten Meistern fürgegeben wird. Dazu welche Schreiner auch Glasfenster zu machen, begehren, deren Prob und Meisterstück soll sein ein eingelegter Rahmen mit 4 Teilen, außen und inwendig eben zu machen. Nachdem auch das Büchenschaften dem Schreinerhandwerk anhängig, so soll kein Büchenschafter zum Meister zugelassen werden, er habe denn auch ein Prob-, Kunst- und Meisterstück gemacht.

*Sattler:* Einen welschen Sattel zu machen, wozu der Gesell, der das Meisterstück aufnimmt, das Holzwerk selbst hauen soll, mit zwei Stücken ganz beschlagen, auch mit krummen Flügeln und Laubwerk getrieben,

samt allem dazugehörigem Zeug, welches folgendergestalt gemacht sei, nämlich mit zwei gedoppelten Zügen von Auflagen, zwei breiten Schwenkriemen und neuen Läubern, auch zu dem Zeug und für Bügel ein Hauptgestell gebraucht, zumal alles Leder von seiner Hand bereitet werden soll. Ein Frauensattel mit einer ganzen Wann, mit messingenen Schienen beschlagen und mit Laubwerk getrieben, auch mit allem Zugehört, ganz ohne Fehl und Mängel, wie sich's gebührt.

*Hutmacher:* Ein jeglicher, der Meister werden will, soll machen einen Spitzhut, einen Jägerhut mit einer breiten Schnappen. Ein paar Filzsocken bis herauf an den Leib ziemlich völlig genug. Es sollen alle Hutmacher in Unserem Herzogtum die Hüte von lauter Wollen machen und kein Kuhhaar oder anderes darunter arbeiten, auch allen Meistern hiermit verboten sein, alte Hüte einzutauschen, zu färben, öffentlich zu feilem Kauf fürzuhängen und für und zu verkaufen, bei Straf 3 Pfund 5 Schilling Heller, so oft das geschieht. Die Krämer mögen ausländische, fremde Hüte, dergleichen zarten welschen und niederländischen Filz, welche die Meister in diesem Herzogtum zu machen nicht pflegen, feil zu halten Macht haben, aber solche Hüte, welche die Meister in diesem Herzogtume machen, sollen ihnen zu verkaufen verboten sein. Hingegen sollen die Hutmacher keine Schnüre feil haben oder verkaufen, alles bei Verlust ihrer Ware.“

Dieser Auszug soll genügen. Die Handwerksordnung enthält noch eine Menge ins Einzelne gehende Anordnungen und Bestimmungen, die den Handwerkern eine wirkliche Richtschnur sein konnten und auch im gewissen Sinne sozial waren. Vorbildlich sind besonders die Bestimmungen, welche die Lehrjungen schützten, den unlauteren Wettbewerb der Meister verhinderten und auch die Bevölkerung vor dem Verkauf schlechter Waren bewahrten.

# Ein Denkmal - von Goethe übersehen

Von Hugo Hagn †, Stuttgart-Hofen

Als Goethe am 27. August 1797 von Heidelberg nach Heilbronn quer durch den Kraichgau fuhr, hat er manches gesehen und noch viel mehr übersehen. Das Tempo seiner Postkutsche war nicht zu vergleichen mit dem eines modernen Straßenkreuzers; aber es war doch noch beträchtlich genug, um eine Landschaft eben nur „im Fluge“ zu erleben. Wir Kraichgauer wären dankbar und auch stolz, wenn Goethe sich etwas eindringlicher mit unserer Heimat beschäftigt und tiefer in den Sack mit den schmückenden Beiwörtern gelangt hätte.

Am besten kamen die Sinsheimer weg, und sie versäumen auch nicht, des öfteren die betreffende Stelle „Aus einer Reise in die Schweiz“ zu zitieren: „Sinsheim hat das Ansehen eines nach der Landesart heiteren Landstädtchens“. Das ist ein hübscher und auch berechtigter „Slogan“; die anderen Kraichgaustädtchen dürfen sich auch an der Sonne dieses freundlichen Wortes wärmen.

Sonst fand der Dichter so ziemlich alles „artig“ — und daraus mag man erkennen, wie sich die Bedeutung eines Wortes im Verlaufe von rund anderthalb Jahrhunderten wandeln kann. Neckargemünd war unserm Reisenden schon „artig“ gewesen, auch das Mauerer Schloßchen des Freiherrn Carl von Zillenhardt, und gleichfalls „artig“ fand er hinter Sinsheim das Franziskanerklosterchen, das längst abgebrochen ist und Platz einem Bau machen mußte, der nicht unbedingt seinen Meister lobt. (Ein liebenswürdiger Zufall, daß sich ein alter kolorierter Stich jenes „artigen“ Klosters erhalten hat: Er hängt im Sinsheimer „Dreikönig“ — im gleichnamigen Vorgänger dieses Gasthauses, das aber als Bauwerk auch schon aus dem 18. Jahrhundert stammt, waren die Insassen jenes Post-

wagens vom 27. August 1797 eingekehrt, wie Goethe besonders vermerkte.)

Zuvor fand der berühmte Chronist dieser Fahrt, daß Meckesheim „artig“ an einem Kalksteinhügel liege. Das artige Denkmal



Das Denkmal von 1782 für Kurfürst Carl Theodor auf der Elsenzbrücke in Meckesheim

Foto: H. Krause-Willenberg

für den pfälzischen Kurfürsten Carl Theodor auf der Elsenzbrücke übersah er dagegen, und es hätten sich daran doch kluge Bemerkungen anknüpfen lassen, solcherart: Daß es lobenswert sei, wenn Fürsten sich um den Straßenbau und derlei friedliche Geschäfte kümmerten und keinen Wert auf kriegerischen Ruhm legten.

So dankte die Meckesheimer Cent ihrem gnädigen Herrn:

HANC VIAM  
CAROLI THEODORI E.P. D.B.  
AUSPICIIS STRATAM ESSE  
COMMERCIO SUBLEVANDO  
ITINERIBUSQUE PEREGRINANTIUM  
FACILITANDIS  
GRATO ANIMO RECOGNOSCIT  
MONUMENTUM ISTHOC ERIGENS  
CENTENA MECKESHEIMENSIS  
ANNO DOMINI MDCCLXXXII

Und wenn dieses Denkmal über der Elsenz auch schlicht ist und sich den nicht üppigen Vermögensverhältnissen der Meckesheimer Cent anpaßte, gar nicht vergleichbar mit dem prunkvollen, von Goethe zur Kenntnis genommenen, Standbild Carl Theodors auf der Alten Brücke in Heidelberg: Es hätte 1797 wenigstens einen Seitenblick verdient aus „einem schwarzen Augenpaar, zaubernden Augen voll Götterblicken“, um den Wieland zu zitieren. Der heutige unberühmte Kraichgaufahrer möge nachholen, was Goethe versäumte.

---

# Wirtshausschilder – diesmal aus Stein

Von Hugo Hagn †, Stuttgart-Hofen

Wie die Gasthäuser, Hotels, Bars der großen Städte sich bemerkbar machen, auf sich hinweisen, sich anpreisen — darüber geht der Freund der Heimat bestimmt nicht mit Gleichgültigkeit hinweg; aber es bleibt ihm schließlich nicht mehr als ein bedauerndes Achselzucken übrig. Wenn die Wirtshäuser in den Dörfern ihre Schilder genormt vorweisen, im Norden wie im Süden egal gleich, aus Glas, am Abend mit Hinterlicht, oder in limonadenfarbenen flimmernden Neonröhren — dann wird der Freund der Heimat traurig. Wenn man die alten Wirtshausschilder — manchmal waren es hervorragende schmiedeeiserne Werkstücke — abhängte und in einem Winkel verrostet ließ, so sie nicht der „Lumpen-Papier-Alteisen“-Schreier auf seinen schäbigen Karren lud, dann bedauert der nun zum drittenmal angesprochene Freund der Heimat, daß der Denkmalschutz in seinen Rechten doch arg beschränkt ist. Und er wundert sich über die Traditionslosigkeit der Wirte, denen die alten Stücke nicht des Erhaltens wert erschienen. Er wundert sich weiter, daß dabei die gleichen Wirte das Innere ihrer Lokale auf „Altdeutsch“ aufmachen, getäfelt, entsprechend möbliert, beleuchtet und auch bebildet — und das da draußen vor dem Tor paßt aber auch gar nicht zu dieser imitierten Vergangenheit der Gaststube.

Aber alles was recht ist: Im Kraichgau haben doch verhältnismäßig viele Wirte an ihren Schildern festgehalten. So an die fünfzig und einige mehr sind es, die wir ohne weiteres herzhähen könnten. Einige davon bedürften zwar dringend der „Ueberholung“, jedoch einige sind wahre Schmuckstücke für ihre Dörfer, Musterstücke, die noch heute ihre keinem mehr bekannten Meister loben. Sie erfreuen den Freund gegeneinander alten Handwerks. Es sind vor

allem drei Schilder: für das „Lamm“ in Kürnbach (Krs. Sinsheim), den „Ochsen“ in Heildesheim, den „Ritter“ in Ubstadt (Krs. Bruchsal).

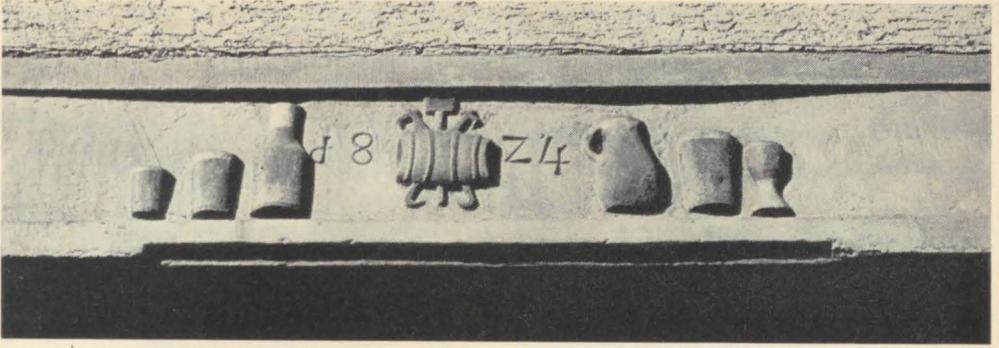
Die steinernen Kraichgauer Wirtshausschilder, von denen hier die Rede sein soll, sind nun bei weitem nicht so „attraktiv“ wie die geschmiedeten — dafür sind sie „ausgefallen“. Wenn uns ein Freund dieser Landschaft, ihrer Städte und Dörfer noch andere nachweisen kann, sei er schon im voraus herzlich bedankt.

Da ist eine lustige kleine Relieftafel — Fenster und Heiligennische geben ja gute Vergleichsmöglichkeiten der Größe — in die Frontwand eines behäbigen Barockhauses der Württemberger Straße, der früheren „Heildesheimer Gaß“, zu Bruchsal eingemauert. Dem Mann, der dieses Schild meißelte, fehlte es nicht an Humor: Der Baum, der „Grüne Baum“, genügte ihm nicht, er ließ am Stamm noch ein Eichhörchen hochklettern. Die kleine Tafel ist farbig gefaßt; bestimmt wurde der Anstrich inzwischen viele Male erneuert, jedoch ist anzunehmen, daß die Farben nicht allzusehr abweichen von denen des ersten Fassers: Grün, Braun, Rot. Wie alt das Schild aufs Jahr genau ist, wissen auch die Fachleute nicht zu sagen: Es fehlen eine Datierung und jegliche Schriftzeichen. Hans Rott meinte in den „Kunstdenkmälern des Amtsbezirkes Bruchsal“ (Tübingen 1913), daß das Schild „wohl“ aus dem 17. Jahrhundert stamme. Roman Heiligenthal glaubte in der „Baugeschichte der Stadt Bruchsal vom 13. bis 17. Jahrhundert“ (Heidelberg 1909), sagen zu dürfen, daß es sich um das alte ursprüngliche Wirtshausschild handle. Das schenkte dem Relief noch ein Jahrhundert dazu, denn der „Grüne Baum“ gehört zu den ältesten Bruchsaler Herbergen: Er wird



*Altes Wirtshausschild vom Gasthaus „Zum grünen Baum“ in Bruchsal aus dem 15. Jahrhundert*

Foto: H. Krause-Willenberg



Wirtshauschild zum „Löwen“ in Zaisenhausen (Kr. Sinsheim)

Foto: H. Krause-Willenberg

schon 1582 urkundlich erwähnt. Erstaunlich und erfreulich zugleich, daß die kleine Tafel alle Zerstörungen Bruchfalls bis in unser Jahrhundert überstanden hat, ebenso wie die Umbauten des uralten Wirtshauses. Man muß dafür dem Schicksal dankbar sein; aber auch die Besitzer, die ihrem Wirtshaus durch die Jahrhunderte das ehrwürdige Wahrzeichen erhielten, verdienen Dank. So grünt also auch heute noch der Apfelbaum und das Eichhörnchen klettert zu den Früchten. — Keine Frage, daß dieses Relief das älteste Wirtshauschild des Kraichgaues überhaupt ist.

Zwar erst aus dem letzten Jahrhundert — aus dem Jahre 1825 — stammt ein anderes steinernes Wirtshauschild: „Zum Hirschen“ in Bretten. Ein großer Bildhauer war der Mann nicht, der es schuf, nur ein biederer Handwerker mit künstlerischen Ambitionen, und sein wohlgenährter goldener Zehnder ist auch mehr komisch als anatomisch richtig. Ein liebenswürdiges Stück Biedermeier — es wäre schade, wenn es eines Tages aus dem Brettener Stadtbild verschwände.

Und endlich noch ein biedermeierliches steinernes Wirtshauschild, aus Zaisenhausen (Krs. Sinsheim), das einst ein vielfrequentiertes Modebädchen war und heute Vorort des Kraichgauer Arznei- und Gewürzpflanzenanbaues ist. Es trägt zwar nicht das Emblem für den Wirtshausnamen, einen wil-

den oder gezähmten Löwen. Aber die Zaisenhäuser wußten sowieso, wohin sie die Tür unter den verschiedenen Gemäßen und Gefäßen führte; ein durstiger Fremder konnte das Bilderrätsel leicht lösen. Und eines steht fest, obschon es nicht aktenkundig geworden ist: Durch die Tür unter diesem Schild ging manchmal, vielleicht auch öfters das „arme Dorfschulmeisterlein“ Samuel Friedrich Sauter, der wirklich-wahrhaftige Biedermeier, der schließlich auf dem Umweg über Adolf Kußmaul und Ludwig Eichrodt der Zeit des „Vormärz“ den einzig passenden, der Postkutschenzeit auf den Leib geschnittenen Namen gab. Und so gibt es kein Buch über das Biedermeier, dessen Verfasser nicht dem Kraichgauer, so unfreiwillig komischen Dichtersmann seine Reverenz erwies.

Schließlich stand das Zaisenhäuser Schulhaus ziemlich vis-à-vis dem „Löwen“, und Sauter brauchte ja nicht auf Grünlicht für den Straßenübergang zu warten. Wenn das „arme Dorfschulmeisterlein“ — wie eines seiner Gedichte betitelt ist — auch gegen die Trunksucht im allgemeinen wetterte, hin und wieder trank er doch ganz gern sein Gläschen. Einundsiebzigjährig (1837) pries unser Samuel Friedrich sein glückliches Alter:

„Nur eins: ich habe nimmermehr  
Viel Zähne aufzuweisen,  
Jedoch den Vierunddreißiger  
Kann ich noch immer beißen.“

# Das arme Dorfschulmeisterlein

## Gedenkblatt für einen Biedermeier

Von Heinz Bischof, Rastatt

Wenn unser Dichterpferd soll traben,  
so muß es Laun' und Muse haben!  
Wer es zur Unzeit reiten will,  
dem steht es alle Tritte still.

Der Name prägte den Stil einer Zeit. Und wer sich nicht müht, in den Geist und die Gewohnheiten dieser Jahrzehnte einzudringen, dem wird das Alltägliche, das droht heute, zu einer abwertenden Literaturgattung zu werden, als trivial klassifiziert, nur ein müdes, ein bemitleidendes Lächeln abringen.

Die politische Lage zu seinen Lebensjahren war erfüllt von einem Tief des unter Druck der Reaktion stehenden Bürgertums. Symbol waren männliche Schlafmütze und weibliche Rüschenhaube. Anarchistische Gegenschläge änderten wenig an dieser einschläfernden Behaglichkeit auf Plüschsofa und an der einfältig-harmlosen Poesie, wie sie von Intelligenzblättern damaligen Zuschnitts verbreitet wurde. „Man“ trug Bart, „sie“ ringelte das Haar zu Kränzchen. Ausdruck eines gewissen Bewußtseins von Stand und Persönlichkeit. Unter dem Gehabe einer lässigen Weltbetrachtung verbargen sich Philisterhaftigkeit ebenso wie obrigkeitenergebene Treuherzigkeit. Der Untertan wußte sich im gesicherten Winkel, im trauten Heim, nahe seinem Garten, verhaftet eigenen Sorgen und Freuden mit den Seinen, die es satt und zufrieden machen heißt. Und zu den Seinen, da zählen die Geranien am Fenster ebenso wie der Stieglitz im Bauer, der Kaktus und der Mops. Ansonsten aber bewahre der Bürger als erste Pflicht Ruhe. . . .

Biedermann und Biedermeier, Typen eines Zeitalters, das so arg sich von dem heutigen nicht unterscheidet. Der überstandene Schrecken des zu Ende gegangenen 17. Jahrhunderts, der Revolution und des gesamteuropäischen Kriegsmanövers unter dem Korsen

Napoleon, die Gegenreaktion des Österreicher Metternich, die plötzliche Ruhe an den wirren Fronten vormärzlicher Heldenstrategie, das Lauern und Lauschen an fremden Türen, das stete Schweben zwischen Entlarvtwerden und Erkenntsein — alles Fakten dieser Zeit, die den Menschen müde werden lassen, sobald der Spannungszustand die Kräfte der wachen Aufmerksamkeit erlahmen läßt. Die studentische Jugend greift da zu härteren Mitteln. Sie tarnt sich unter Bart und Bardenmütze, singt harmlose, aber patriotisch aufpeitschende Rhythmen, wirft Bomben, schickt Leisetreter frühzeitig zu Grabe, plant Attentate und will dem schläfrigen Bürger die Zottelmütze von Kopf und Ohren reißen. Ihr sind alle Mittel recht, jene, die aufschrecken und, wenn auch nach ihren Meinungen, falsches Mitleiden erwecken, aber auch jene, die zu den Zentren des Gemütes verstoßen, um von dort her die Augen mit der Flut der Tränen reinzuwaschen, das Herz im Pulsschlag der Freude zu begeistern, kurz zu reaktivieren und zu mobilisieren.

Biedermeier — geht er nicht auch heute um? Biedermann — Max Frisch stellte ihn auf die Bühne — lebt auch er nicht mit uns, inmitten von schwelenden Lunten an Benzinfässern? Lullt eine politische Stille den Menschen nicht wieder ein in den Schlaf gefährlicher Einfältigkeit?

In jenen Jahren des Vormärz des vergangenen Jahrhunderts war es, daß ein Dorfschulmeisterlein aus dem Kraichgau in seiner Harmlosigkeit für schön empfundene Verse niederschrieb, ganz ohne weltliterarische Absichten, eben so, wie sie ihm in die Gedanken fielen. Die Feder kratzte über das billige Papier. Krakelige, keineswegs wohlgeformte Buchstaben hielten diese Musen-

kinder des einfachen Mannes aus dem Volke fest.

Jetzt will ich wieder Verse machen;  
du darfst mich aber nicht verlachen,  
boshaftiges Weibchen, wenn ich stumm  
dasitze und im Ring herum  
mit meinen inneren Sinnen gehe,  
den Kopf bald auf, bald abwärts drehe:  
denn wisse, liebe Dorothee,  
es kostet wahrlich manches Weh,  
bis nach und nach die Verse fließen.  
Da fehlt es uns bald an den Füßen,  
das heißt auf deutsch: am Wörtertrakt. . .

Eine Beschäftigung, völlig zweckfrei, die dem wohlgemeinten Rat auch damaliger Erziehungs- und Zeitgenossen folgte: Treibe ein Hobby! Und wie der eine sich seinem Stieglitz im Bauer, der andere den Kakteen am Fenster widmete, so saß unser Dorfschulmeisterlein an seinem Katheder und schrieb die Eingebungen nieder, die von dem Schlag der Wachtel auf dem Weg über Ohr, Herz und Hirn schließlich in die Feder flossen und dann — krikelig und krakelig — zu lesbarem, nachfühlbarem Worte wurde:

Horch, wie schallts dorten so lieblich hervor,  
Fürchte Gott! Fürchte Gott!  
Ruft mir die Wachtel ins Ohr.  
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,  
Mahnt sie den Horcher am Saatengefeld:  
Liebe Gott! Liebe Gott!  
Er ist so gütig, so mild. . .

Im fernen Wien las — aus reiner Zufälligkeit oder war es Freundesvermittlung — ein wohlbegabter Komponist diese Zeilen und schon ward aus Wortfolge ein Gesang:

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur:  
Bitte Gott! Bitte Gott!  
Und er verschonet die Flur.  
Machen die künftigen Tage dir bang,  
tröste dich wieder der Wachtelgesang:  
Traue Gott! Traue Gott!  
Deutet ihr lieblicher Gesang.

Doch als der Ruf von Wien her zum Kraichgau drang, da lag unser Poet bereits auf dem Sterbelager. Ludwig van Beethoven lieh dem Wachtelschlag Töne einer seelenvollen Interpretation. Das Lied Franz Schuberts trällerte der Bäckerjunge auf der Straße.

Unser Biedermeier eine Weltberühmtheit? Weit gefehlt! Er blieb landständig und somit eng verbunden seinem Kreis. Aus ihm schöpfte er seine zahlreichen Gelegenheitsreime. Alle möglichen Anlässe werden mit Versen beschrieben.

Kürnbach, dieser Marktleck zweier Staaten, abgeteilt an Hessen und an Baden wurde neulich furchtbar heimgesucht. Nebst drei Häusern fraß ein wütend Feuer noch sechs Bürgern jedem eine Scheuer voll von Heu und siebzehn Bürgern Frucht.

Und so weiter, noch 10 Strophen lang, Mitleiden erweckend am Schluß:

Möchte doch der Dichter viele rühren,  
daß sie den Verbrannten was spendieren,  
die der Kummer drückt Tag und Nacht!  
Möcht's durch diese Verse ihm gelingen,  
daß die Leser gern ein Opfer bringen,  
dann wär' auch sein Scherflein dargebracht!

Erinnern wir uns solcher Aufrufe in heutigen Zeitungen und beim Fernsehen? Es wird am Schluß immer die Spenden-Kontonummer angegeben!

Und was gab es sonst noch damals zu berichten? Von dem Besuch der königlichen Hoheiten aus der großherzoglichen Residenz zu Karlsruhe, zum Beispiel:

Alles ruft: es leb', es blüh  
Leopold und die Sophie.  
Prinzen und Prinzessinnen  
soll es ewig wohlgerhehn.

Oder über die launisch titulierte „Schwiegermutter Europas“, die im nahen Bruchsaler Schloß ihre Witwenzeit absitzt:

Mit ehrfurchtvoller Schüchternheit  
geb ich Bescheid — ich sah  
die höchste Mutter unsrer Zeit:  
Badens Amalia!

Spätestens jetzt bei diesem unfreiwillig heiteren patriotischen Zuruf wird sich ein Lächeln auf unsere Lippen verirren. Denn keineswegs mit tierischem Ernst wird hier glossiert und apostrophiert. Der Reimeschmied in der Dorfschulstube geht — so möchte ich sagen — von allen Vorurteilen frei an sein Werk. Er schreibt und achtet, daß Vers zu Vers sich fügt. Was kümmert ihn, wenn Pegasus mal holpert oder unter den Zügeln ihm durchgeht. Er fängt ihn schon wieder ein beim nächsten Gedicht. Und da wird nun Zeit, daß ich ihn so vorstelle, wie er sich selbst sah, nicht wie man ihn verfälschte und sein Werk und Wesen in die Ironie des Zeitgenossen Biedermeier ummünzte. Zwar wurde er unter diesem Namen bekannter, wäre anderst, mit seinen harmlosen Reimereien, vielleicht schon ein Vergessener. Was aus ihm und seinen Versen später die — ich gebe zu — geistvolleren Kollegen Kußmaul und Eichrodt machten, das wurde „Literatur“, Dokumentation von Zeitgeist und Spießbürgerlichkeit.

Er aber, der Sonnenwirtssohn und Sprößling des ehrenwerten Bäckermeisters Jakob Philipp Sauter, gab sich viel naiver. Am 10. November 1766 wurde Samuel Friedrich Sauter in Flehingen geboren. In Unteröwisheim erlernte er die ersten Schritte in der Schulstube bei seinem Schwager Ulmer. Als Unterlehrer wirkte er zunächst in Bisingen an der Enz. Bei Dekan Faber von Markgröningen legte er das Examen ab. Der Zwanzigjährige, Lehrgewordene, kehrte wieder in das heimatliche Flehingen zurück.

Aus unserm Örtle  
da zieh ich nicht aus,  
ein eigenes Herdle,  
ein niedliches Haus

ist mehr wert als Bürger  
von Baltimooore sein.  
Aus Baden zu wandern,  
das fällt mir nicht ein!

Bald gründete auch er einen eigenen Hausstand, holte aus Unteröwisheim die Waise Dorothea Schickart heim, mit der er 33 Jahre lang Leben und Einkommen eines Dorfschulmeisterleins teilte.

Mir fließt die Zeit so wonnereich  
an ihrer Seite hin,  
daß ich es ganz zu schildern euch  
mitnichten fähig bin.  
Sie kocht und sorgt für ihren Mann,  
sie wäscht, sie näht und spinnt;  
Und, was man nicht g'nug loben kann,  
ist immer froh gesinnt!

So schrieb er, so blieb er, ein ehrenwerter Bürgersmann, der sein Leben mit dem Zufrieden einrichtete, was ihm ein genügsames Auskommen ermöglichte. Freilich, in seine Aussagen schlich sich oft auch ein Sorgenseufzer ein, unabsichtlich, unfreiwillig, oft von dem Unterton eines die baren Tatsachen verschleiernenden Humors. Und seine Zuhörer, sie nahmen ihm dies alles ab, schufen zu dem Reim eine Melodienfolge — und es wurde ein Schlager, ein Hit daraus, damals freilich noch Volkslied genannt. Wie etwa der Song von der Kartoffel, dem Gemüse des armen Mannes. Oder die Ballade vom Dorfschulmeisterlein, mit der er sich selbst zum besten hielt und somit überall Anklang fand:

Nachts macht sich's, wenn es Hunger hat,  
mit Suppe und Kartoffeln satt.  
Sonst kriegt es nichts? Ach! Leider nein!  
Das arme Dorfschulmeisterlein!

Wahllos eine Strophe herausgegriffen aus dem Reimegang der übrigen zweiundzwanzig. Und das Lied machte seine Runde! Neue Verse wurden erdichtet, Persiflage jenes Menschen, der zu damaliger Zeit unzufrieden die schwerste Aufgabe zu erfüllen

len hatte, wache und keineswegs schläfrige Bürger zu erziehen.

Kein Stand ist in der Christenheit,  
der wie der Lehrstande nützt,  
drum wird er jetzt auch weit und breit  
geachtet und geschützt.

Doch ein paar Strophen später, nachdem er alle jene mit Lob bedachte, die dem Lehrer damaliger Tage das Leben in der Erziehung der Jugend nicht gar so leicht machten, Pfarrer, Amt, Vogt, Richter, gesteht er kleinlaut:

Der Rohrstock und das Birkenreis  
hält sie in frommer Zucht.  
Und ihr Gehorsam und ihr Fleiß  
wird lobend stets verbucht.

Im Jahre 1816 zog Sauter nach Zaisenhausen, einer besseren Besoldung wegen, denn im Haushalt eines Schulmeisters und Dichters wird auch nur mit Wasser gekocht, und Hungrige wollen satt sein.

Oh wie trefflich schmeckte,  
als die Mutter deckte,  
mir das Nachtgericht —  
der im Müßiggange,  
nein, der fühlet lange  
solchen Wohlgeschmack nicht.

1824 verlor Sauter seine Dorothee. Und der Witmann klagte:

Traurig ist es, einsam sein,  
traurig so zu leben,  
einsam schlafen, nichts daneben,  
nichts von gleichem Fleisch und Bein,  
traurig ist es, einsam sein. . . .

Der Schmerz im Geständnis läßt Tränen rollen. Man fühlt sich angesprochen, identifiziert durch Schicksal und Aussage des „Dichters“. So berührt und gerührt wird offenbar, was unser Dorfschulmeisterlein will: mit dem geschriebenen Wort ein Leitbild für Erziehung und Bildung zu geben. Wie und auf welchem Wege dies alltägliche Mühen geschah, das freilich bleibt dem Ur-

teil seiner Zeitgenossen und aller Interpreten anheimgestellt, die nun je nach Gutdünken Thesen und Urteile aufstellen, welche den ehrbaren Dorfschulmeister Sauter mal so — einfach, harmlos — dann wieder so — ungewollt komisch, trivial — abstempeln. Er selbst glaubte nie an den Bestand seines Auftrages, selbst wenn er im Jahre 1845 eine Sammlung seiner „sämtlichen Gedichte des alten Dorfschulmeisters Samuel Fr. Sauter“ auf eigene Kosten herausgab. Stolz und Hinweis auf das Erreichte eines Menschen, der in einfachen Verhältnissen und mit allezeit kärglichem Auskommen zufrieden sein mußte, schwangen mit, als Sauter letzte Hand an die Korrekturen seiner Reimereien setzte.

Dann aber kamen die anderen, die Wiederentdecker, die Falschmünzer und Zeichensetzer. Sie machten nun aus Sauter plötzlich eine erdachte Zeitfigur, eben den besagten Biedermeier. Seine Reime waren Vorwand, die Versmaße Ebenbild. Und Eichrodt kommentiert: „Biedermeier bietet unbewußte Komik. Sein Wesen oder der ästhetische Begriff des Biederschönen und des Biedermeiern ist die naive Spießbürgerbegeisterung für alles Hergebrachte und behaglich Beschränkte“.

Der Arzt Kußmaul geht dann näher auf den Schöpfer der Reime ein, wenn er in seinem Buch „Biedermaier“ schreibt: „In den Gedichten entdeckte ich einen bisher ungehobenen Schatz einer eigenartigen Poesie von ungewöhnlich komischer Kraft. Die Gedichte waren meist ganz ernsthaft gemeint und nicht auf die Anregung der Lachmuskeln berechnet, aber gerade weil sie diese unbeabsichtigte Wirkung hatten, wirkten sie doppelt lustig, und darin lag der Humor. . . .“

So von Anfang an interpretiert, festigte sich Meinung zu Vorurteil. Sauter kam „gelesen“. Was andernorts Studentenkrawalle und Attentate nicht zu einer lodernen Erhebung der Volksmeinung manifestieren konnten, das sollte jetzt die unterschwellig

die Gefühlszustände des einfachen Volkes mobilisierenden Gedichte Sauters zuwege bringen. Der Moritatusang wurde mit „Fliegenden Blättern“ publiziert. Die Versemacher hüllten sich in volksnahe Pseudonymität, Gottlieb Biedermeier, Horatius Treuherz, der alte Schartenmeister. Mit nachempfundenem Humor und mit verbissener Satire sollte dem trägen Zeitgeist zu Leibe gerückt werden. Stahl zu feingeschliffenem Florett oder plumpem Säbel bei diesen Wortplänkeleien lieferte — vollkommen unfreiwillig — Sauter, unser biederbraves, versessenes und mit seinem Können zufriedenes, im Stolz demütiges Dorfschulmeisterlein von Flehingen im Kraichgau, das am 14. Juli des Jahres 1846 — zwei Jahre vor der Bürgerrevolution 1848/49 — Abschied von dieser, seiner heilen Welt nahm.

1850 brachten die „Münchner Fliegenden Blätter“ einen nachempfundenen Nekrolog auf den Verstorbenen, bissig in der Klage, bedauernd im Ton parodistischer Elegie:

Welche Botschaft — Biedermeier,  
dieser Edle lebt nicht mehr!  
Bindet Flor um meine Leier,  
denn der Vorgang schmerzt mich sehr.  
Darf der Bürger denn nicht klagen,  
wo selbst die Regierung klagt,  
die ihm erst vor wen'gen Tagen  
die Medaille zugesagt.  
Klaget, klaget liebe Leute,  
denn das Klagen ist erlaubt,  
wo der Tod als seine Beute  
einen Biedermeier raubt!

Wann geschrieben? 1850! Doppelsinnig in seiner Deutung. Das preußische Kartätschengewitter schmetterte im Jahre 1849 die Bürgerrevolution jäh nieder. Biedermeier mußte in den Untergrund.

Doppelsinnig aber auch dann, wenn wir einen Gedankensprung zur Gegenwart nehmen. Wieder trägt „man“ Bart. Die politische Stille nach dem Schrecken der Weltkriege der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts reizt zu ungezügelter Aktion. Bald wäre Not, wir hätten wieder einen Biedermeier unter uns, der mit seinem einfachen, alles einfangenden Reim, umgemünzt in die Periode sarkastischer und satirischer Poesie Zustände anprangern würde. Gewiß, in seinem Lebenswerk sah Sauter diese interpretierende Aufgabe nicht. Ihm kam es um die hausbackene Dichtkunst an — was aber dann die Männer nach und mit ihm machten, das war so rührend, so trivial meisterhaft, daß eine ganze Generation zum Inbegriff des „Ideals“ dieses „Idols“ wurde: Samuel Friedrich Sauter, der Biedermeier als Dorfschulmeister.

Seine Wiege stand im Kraichgau. . . .

Anmerkung:

Die eingeblendeten Gedichtstrophen stammen mit Ausnahme des Nekrologes von Samuel Fr. Sauter.

## Buchbesprechungen

**Hansjakob, Heinrich: Waldleute.** Erzählungen. 10. Aufl. Freiburg/Br.: Rombach 1968. 285 S.

Daß es ein dankwürdiges Unternehmen ist, H. Hansjakobs Werke neu herauszubringen, wurde in dieser Zeitschrift bereits festgestellt. Daß man es sich dabei nicht zu leicht machen sollte — d. h. mit Anmerkungen und Erläuterungen nicht sparen sollte — ebenfalls. Auch diesen Band hätte man sich etwas besser eingeführt und erklärt gewünscht — warum nicht auch mit Kartenskizzen, Hansjakob beschreibt doch nur wirkliche Örtlichkeiten! —, aber daß die „Waldleute“ überhaupt heutzutage noch einmal im Druck erscheinen, ist allein schon ein Verdienst der beteiligten Menschen und Stellen. Das sei grundsätzlich und mit tiefem Dank festgestellt.

Vor allem deswegen, weil Hansjakob überhaupt zu erwähnen leider schon im badischen Bereich kaum einem mehr in den Sinn kommt. Es ist heute nicht mehr opportun, von einem katholischen Schriftsteller zu sprechen, — es ist ebenso wenig angängig, von einem badischen Schriftsteller zu reden. Umsoweniger angängig, als man diesem Schriftsteller Mängel der Diktion nachsagen kann (mit Recht), — die man zwar Schriftstellern der Vergangenheit anzukreiden sich für berechtigt hält, die man aber den Unkönnern der heutigen Zeit als Positiva anrechnet. Zur Mißachtung Hansjakobs trägt weiter bei das Einbrechen eines kulturlosen Banausentums, das meist fern badischem Boden erwachsen sich auf diesem badischen Boden breitmacht und glaubt, lediglich mit Arroganz die mangelnde Urteilsfähigkeit überdecken und den Dummen plausibel machen zu können. Ein Grund mehr, genuin badische Literatur wie Hansjakobs Schriften nicht ungegrüßt auf den Ladentischen der Buchläden zu sehen, die sich offenbar lieber unter Pornographischen biegen als unter Ordentlichem.

Dies voraus, — und nun zu Hansjakob. Kein Zweifel: Es ist ein Mangel, daß er in seinen Erzählungen den epischen Tonfall unvermittelt ersetzt durch nüchterne Reportage aus Dokument, Memoiren oder aus Tradition. Kein Zweifel: Das Resultat dieses Verfahrens ist Uneinheitlichkeit im Stilistischen; darüber jedoch sich aufzuregen, steht der sogenannten deutschen Literatur von

heute schon gar nicht an. Wer an Hansjakob aber unvoreingenommen herangeht, wird diesen Mangel seiner Schriften als ein Plus erkennen: Für uns Heutigen sind seine in den episch geformten Bericht eingebauten dokumentarischen Einlagen ungleich wichtiger. Diese Einlagen sind für uns heute volkskundliche, heimatgeschichtliche Quellen ersten Ranges. Hansjakob hat die von ihm ausgewerteten Berichte — er hat sie meist von den ihm interessanten Menschen angefordert — sehr exakt ausgewertet, ja auch wörtlich übernommen, — hat sie mit eigenen Beobachtungen angereichert und so Kulturbilder hoher Valenz geschaffen, die noch späteren Jahrhunderten — falls diese sich noch für dergleichen interessieren — als Quelle dienen können.

In diesem Sinne wollen die drei Erzählungen des Hansjakob-Bandes „Waldleute“ verstanden sein. Die erste berichtet von einem Original: vom Fürst vom Teufelstein. Das ist ein f. Fürstenbergischer Forstmann, der mit seiner frommen Frau und seiner Familie — einer zahlreichen Familie, versteht sich — am oberen Rand des Kinzigtales lebt. Er hat eine Vorliebe für Wald, Drehorgel, Pfeifenrauchen, er ist immer hilfsbereit und fröhlich, urkräftig und naiv, dieser Förster. Hansjakob schildert seinen Lebensgang und Arbeitstag, sein Ethos und seine Gesinnung, das Innen und Außen dieses Mannes genau so als sei er täglich mit ihm umgegangen. Das meiste an Information hierüber hatte Hansjakob freilich von einer Tochter des Försters sich aufschreiben lassen. Trotzdem entstand nicht nur das Lebensbild eines Privatmanns. Hansjakob weitet seine Darstellung in der ihm üblichen Weise aus, füllt sie mit assoziativ Angereichtem; so erfährt man viel über den Forstbetrieb des mittleren 19. Jhs., über die Flößerei auf der Kinzig, über die Harzer, über die Jagd, über Volksbräuche, — man erfährt unendlich Vieles über das obere Kinzigtal — und erfährt insgesamt lauter Dinge, die inzwischen dahingegangen sind.

Ähnlich wird in der zweiten Geschichte des Buches, Theodor dem Seifensieder gewidmet und nach ihm betitelt, das alte Gewerbe des Seifensiedens und Lichterziehens noch einmal vorgestellt, desgleichen die Flößerei, welche jener Theodor ebenfalls betreibt. Dazu kommt ein drittes

Thema: Da Theodor auch in die Wirren der 48er Revolution gerät, ist dem alten Revoluzzersympathisanten und aufrechten Demokraten Hansjakob Gelegenheit gegeben, Ursachen, Abfolge und Ergebnisse der badischen Revolution zu erörtern, immer mit Seitenhieben auf die Obrigkeit. Obwohl Wolfacher Verhältnisse geschildert werden — Wolfach ist Theodors Heimat —, kann es sich der Haslacher Hansjakob nicht verkneifen, zum Vergleich die ihm näheren Haslacher Ereignisse ebenfalls vorzuführen. Wieder beruht die ganze Schilderung zum größten Teil auf Briefen und Berichten des oder der Beteiligten; die daraus gezogenen Fakten vermischt Hansjakob mit seinen eigenen Erfahrungen und Meinungen.

Die dritte Geschichte hat noch am ehesten den Charakter einer Erzählung, obwohl Hansjakob auch hier persönliche Kenntnis und Anteilnahme mit Reminiszenzen mischt. Der fingierte literarische Bereich ist kaum von dem des Berichtes zu unterscheiden. Eingeflochten ist wieder sehr viel Volkskundliches: z. B. Volksliedertexte aus dem frühen 19. Jh., Bericht über die Märkte in Schiltach. Eingeflochten ist auch einige Sozialkritik. Sie stellt sich allerdings mit dem Thema zusammen von selbst ein. Die Geschichte handelt nämlich von einer Kleinhäuslerfamilie, deren Tochter und deren illegitimen Zwillingstöchtern. Die Familie ist zudem mit erblicher Geisteskrankheit geschlagen, die in den Töchtern unheilvoll zum Ausbruch kommt. Daß die Mutter von ihrem Geliebten im Stich gelassen wird, — die feindliche soziale Umwelt der rücksichtslosen Großbauern, — die Dorfferne und Einödlage der Behausung vermehren das Elend und die Krankheit. Hansjakob schildert diese Verhältnisse und Schicksale aber nicht ohne die christliche Lösung anzubieten, die von den betroffenen Frauen selbst gefunden wird und die in der duldbenen Hinnahme des Auferlegten besteht. Eine Lebensauffassung, die darzustellen heute im literarischen Bereich als verpönt gilt, aber mehr an gesellschaftserhaltenden Momenten aufweist als sich unser oberflächliches Zeitalter vorstellen kann.

Hoffen wir, daß sich Hansjakobs Band „Waldleute“ noch einmal Leser und Freunde erwirbt. Man wird den Band um vieles bereichert nach der Lektüre wieder aus der Hand legen.

R. Feger

## Johannes Marder, Schicksal eines Salpeterers.

Zum neuen Buch von Emil Müller-Ettikon

Dr. Emil Müller-Ettikon, seines Zeichens Historiker und Germanist am Gymnasium in Waldshut, hat sich am Hochrhein durch heimatkundlich geschichtliche Forschungen, die er in vielen Aufsätzen und mehreren Büchern darlegte, einen Namen geschaffen. Hier sei nur an die 2 besonders wichtigen Bände „Der Bauernkrieg im Kreise Waldshut“ (1961) und an „Das Dorf Kadelburg“ (1964) erinnert.

Nun ist ihm als ein Novum passiert, was schon manchem seines Faches zustieß: Er sah in der Geschichte einer Einzelperson oder im wirren Geschehen der Umwelt das allgemein Menschliche, das zeitlos Gültige, wurde von verborgenen Kräften erfaßt und erfüllt, so daß er sie darstellen und gestalten mußte, mußte zu seiner Erlösung. Müller verließ die Wissenschaft und stieg zu den Schriftstellern und Dichtern auf nach dem Motto „Was bleibt, stiften die Dichter“. Denn wenn man Sätze schreibt wie diese: — „Als am Sonntag nach Allerheiligen des Jahres 1726 der Johannes Marder, von Waldshut kommend, unter Glockengeläut den Berg hinauf nach Waldkirch stieg, wuchs mit jedem Schritt das beseligende Gefühl, wieder daheim zu sein, und die Tränen liefen ihm unaufhaltsam über die hageren Backen.“ (1. Satz der Erzählung) Oder: „Sind da nicht Blüten und Blätter in der Knospenhülle verkapselt unter Schnee und Eis? Ein paar dünne, ganz dünne Schuppenblättchen halten Tod und Vernichtung ab. Der Frühling wird sie zu neuem Leben entfalten. Getröstet geht er zu Bett.“ (Letzter Satz der Erzählung.) — hat man wie ein Dichter mit dem Herzen geschrieben.

Der Autor Emil Müller stellt Johannes Marder, einen Anführer der Salpeterer — eine Gemeinschaft von aufrührerischen, politisch religiösen Männern anfangs des 18. Jahrhunderts im Hauensteinerland — in die Mitte einer breiten Handlung. Sein Leben und Schicksal wird ihm zum Anruf, zur Aufgabe; er muß es im Wort meistern, so wie schon mancher Historiker von Spanien bis nach Rußland zum Erzähler wurde; hier sei gelinde an den benachbarten, gewaltigen K. F. Meyer und sein Jürg Jenatsch gedacht.

Das neue Werk von E. Müller ist kein Roman, wohl eine historische Erzählung, mit dem Akzent auf „historisch“, um es einmal in die ihm

gemäße literarische Gattung einzuordnen. Das Buch schildert ergreifend und spannend, plastisch und expressiv, ohne weitere Ambitionen, das Wirken und Kämpfen von J. Marder und seiner Gruppe, die Appellationen an die Ämter, die Gegenschläge der Behörden, Scharmützel und Verhaftungen, die Verbannung ins Banat zum Schellenwerchen (= Fronarbeit in Hand- oder Fußschellen), Flucht, Verhaftung, Gefängnis, Kerker, Verlust der Familie, der Gesundheit, des Eigentums und Untergang um ein echtes oder vermeintliches Recht. Es war ein lebenslanger Kampf gegen überstarke Mächte: die österreichische Regierung in Wien und ihre Vertreter in der engeren Heimat, gegen das Kloster St. Blasien als der Lebensträger.

Auf 90 Seiten rollt dieses verworrene, leidenschaftliche und leidenvolle, hartschädliche, echt hotzische, „stetsköpfige“ — ein eingengeprägtes, alemannisches Wort für unnachgiebige Menschen, — Leben im Alltag, in der Familie, im Dorf, in der politischen Gesellschaft ab. Der Leser wird über Höhen und durch Täler des Hauensteinischen Landes geführt, durch die Mühlen von Eschbach und Unteralpfen, durch die Klosteranlagen von St. Blasien, durch Waldshut, Dogern, Hauenstein, Hochsal, Rotsel, durch das Albtal mit Niedermühle, Immeneich und Schlageten. (Hier sei mir, der ich aus der Gegend stamme, eine persönliche Anmerkung gestattet. Müller berichtet, daß zu Schlageten stets die Einungsfahne aufbewahrt worden sei und daß sie dort am Ende des Salpeterer Aufstandes für spätere Zeiten versteckt worden, aber nie mehr gefunden worden sei. Die Richtigkeit dieser beiläufigen Anmerkung kann ich aus eigener Erfahrung bestätigt. Als ich nach dem Ersten Weltkrieg in diesen Albtalgemeinden Forschungen nach alten, heimischen Schriften vornahm, — mich interessierte die Mundart mit ihren alten Wörtern und Begriffen, — wurde mir von alten Bauern gesagt, ich möge doch auch hier nach der verschwundenen, alten Hotzenfahne forschen, sie sei hier irgendwo in einem Haus, wahrscheinlich in einem ausgehöhlten Balken verborgen.)

Der Leser erfährt die Hauensteiner Heimatgeschichte der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (1726—1762) in ihrer ganzen Verzweigung und Tiefe, erfährt die vorderösterreichische Geschichte, gelangt über Wien und die Donau nach

Ungarn, ins Banat und in die Nähe der Türken. Er wird mit der Kaiserin Maria Theresia konfrontiert, mit den Praktiken ihrer Regierung, mit dem gelehrten Pastor Marquard, dem Vertreter des Abtes von St. Blasien, mit dem Türkenbesieger Prinz Eugen, der sich des geschundenen Hotzen annahm.

Der Autor steht auf der Seite der Empörer, der Schwachen, der Rechtsuchenden, gegen Habsburg, gegen St. Blasien, wie weiland schon Schiller im „Tell“ auf der Seite des Schweizer Volkes. Dennoch versucht er, allseitig die Gegenspieler aus ihrer Zeit heraus zu verstehen, die zweifellos auf ihre Weise auch das Beste des Volkes wollten.

So entsteht ein weit gespanntes, historisches, dichterisches Zeitgemälde von kräftigen Farben voller Lebensfülle. Die Heimatliteratur ist durch das Buch „Johannes Marder“ um ein erzählerisches Werk reicher geworden, das, last not least, recht gefällig mit 5 Stichen von hochrheinischen Städten und einer Landkarte vervollkommen ist. Die Heimat aber dankt Emil Müller für diese einmalige, wertvolle Gabe. R. Gg.

#### Die Chronik der Grafen von Zimmern!

Einst waren sie das angesehenste Grafengeschlecht im südwestdeutschen Raum, diese Herren von „möskirch“, also Meßkirch im Land nördlich des Bodensees, versippt und verschwägert mit dem Adel jener kleineuropäischen Welt vor rund 400 Jahren. Damals sah sich der wackere Schwabe Graf Froben Christoph von Zimmern ebenso genötigt wie manch ein Politiker von heute Memoiren, Denkwürdigkeiten und sonderlich historische Bedeutsamkeiten niederzuschreiben. Er dinte sich einen „Ghostwriter“ in Gestalt eines Sekretärs namens Johannes Müller und diktierte ihm in den Gänsekiel die Geschichte des Grafengeschlechtes. Daraus wurde dann eines der informativsten Geschichtsdokumente des 16. Jahrhunderts, eben die Chronik der Grafen von Zimmern.

Soweit die Entstehungsgeschichte. Dieser stattliche Band gehört zu den Handschriften der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen. Immer hatte er seinen Bearbeiter gehabt. Zählt er doch zu den wissenschaftlichen Fundgruben und Einmaligkeiten für Historiker, Soziologen, Kunstgeschichtler und Germanisten.

In fesselnder Weise wußte Graf Froben seine Leser zu unterhalten, sei es mit Details zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, sei es mit Hinweisen zur Kunst- und Kirchengeschichte, sei es mit Streifzügen durch die Kultur- und Sittengeschichte seiner Zeit. Tracht und Mode, städtisches Leben und bäuerliches Brauchtum, Krankheiten, Seuchen, Bericht und Schwank, immer wird Interesse wachgerufen durch eine lebendige, eine lebensvolle, anschauliche Geschichtsschreibung.

Der Verlag Thorbecke, Sigmaringen, der sich ganz besonders der Erforschung des südwestdeutschen Raumes verschrieben hat, legt nun unter Herausgabe von Hans Martin Decker-Hauff und Mitarbeit von Rudolf Seigel die Chronik in Originalform auf. Ein Unterfangen, das insofern Schwierigkeiten bei der Verbreitung unter einem weitgestreuten Publikum auslösen wird, weil der vorliegende 3. Band sich streng — ohne Kommentar und Erläuterung — an die Textform der Handschrift hält. Dennoch wird dieses Buch, das schon lange gesucht wird, bei zahlreichen Heimatgeschichtlern — seien es Professionelle oder Passionierte — seine Aufnahme im Land und in den Bibliotheken finden. Geplant sind insgesamt 6 Bände. Die beiden ersten Bände sind mir nicht bekannt. Ich kann nur dem vorliegenden 3. Band meine volle Zustimmung geben. Zum ersten Mal bringt er auch den originalen Wappenschmuck in der Buchmalerei jener Zeit als Illustration zu dem sehr gut aufgemachten Werk. Man sollte sich an dem Preis nicht stören und dieser Chronik der Grafen von Zimmern den Eingang in die öffentlichen und auch privaten Büchereien nicht verwehren.

Günther Imm

(Die Chronik der Grafen von Zimmern, Handschriften 580 und 581 der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen, vollständige, revidierte Ausgabe. Band 3, 368 Seiten, 16 Kunstdrucktafeln, 10 ganzseitige Federzeichnungen, Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, Subskriptionspreis DM 60,- (später ca. 72,- DM)

### J. J. Grimmelshausen: Leben und Werk

Erneut befaßt sich eine Veröffentlichung mit dem Schriftsteller Grimmelshausen, der aus Hessen, genauer Gelnhausen, an den Oberrhein kam, um hier im Dienste der Grafen von Schauenburg zu Ruhm und Größe aufzusteigen. Diese Schrift

von Rudolf Behrle entbehrt aber des gewissen historischen Reizes insofern nicht, weil hier ein echter Nachfahre Stellung bezieht zu seinem Ahnen Grimmelshausen. Deshalb ist diese Schrift von Interesse, weil sie Recherchen wiedergibt, die jene Blutsfäden aufzeichnet, die von Grimmelshausens Zeit in die Gegenwart reichen. Behrle verfolgt zuerst die Stationen im Leben Grimmelshausens, seine Heimat in Gelnhausen (1622—1634), dann durch die Wirren des Dreißigjährigen Krieges (1634—1648), die Anstellung als Schaffner im Dienste der Grafen von Schauenburg (1650—1667), das Weilen und Amtieren als bischöflich-straßburgischer Schultheiß in Renchen (1667—1676). Grimmelshausen starb am 17. August 1676 in Renchen. 37 Jahre verbrachte er am Oberrhein. Hier entstanden seine schriftstellerischen Werke — zu Lebzeiten aber nicht alle unter seinem Namen aufgelegt. Wunderliche Umschreibungen wählte der Schaffner und Schultheiß für sein Tätigsein als Schriftsteller: German Schleifheim von Sulzfort, wie er die Erstausgabe seines *Simplicissimus Teutsch* signierte, oder Signeur Messmahl, mit dem er die 15 Buchstaben aus Grimmelshausen umstellte, ferner Melchior Sternfels von Fugshaim usw. Kein Wunder, daß erst die Grimmelshausenforschung einsetzen mußte, um alle Werke dem richtigen Schriftsteller zuzuordnen zu können. Was nun Behrles Verdienst an dieser Schrift darstellt, das sind die Forschungen um die Nachfahren Grimmelshausens bis zur Jetztzeit. Grimmelshausen Nachkommen entstammen zwei Linien, der Bärenwirtslinie über Walpurga von Grimmelshausen und der Kronenwirts-Linie über Jakobe von Grimmelshausen. Und da gibt es in der Gegenwart noch einige lebende Zeitgenossen, die nicht mit Unrecht auf ihren berühmten Urahnen stolz sein dürfen.

Rudolf Behrle: Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, Leben und Werk, 1971, Verlag Konkordia, Bühl.

Günther Imm

**Der Klettgau.** Ein neues Heimatbuch aus dem Hochrheingebiet.

„Der Klettgau“; so lautet schlicht und volksnah der Titel dieses gewichtigen, inhaltsreichen und prächtig ausgestatteten Werkes, das seinesgleichen kaum in der deutschen Heimatliteratur findet. Schon beim ersten Durchblättern ist man beeindruckt und gefesselt von den bibliophilen

Kostbarkeiten, die einem begegnen: der feierliche, weiße Ganzleinenband mit dem Golddruck, das schöne Kunstdruckpapier durch das Buch hindurch, die eleganten Schriften, die harmonische Konzeption von Druck, Bildern und Überschriften. Selbst die papierene, blauweiße Schutzhülle mit dem lokalen Wappen ist apart. Das Buch strahlt förmlich sachliche Wissenschaft und herzliche Volksverbundenheit, Gediegenheit und Umsicht aus. Eine wohlgelungene Einheit!

Kein Wunder! 7 Jahre lang hatten die Techniker und die 19 Autoren Zeit, ihre Arbeiten zu erwägen. Der alte Spruch „Was lange währt, wird endlich gut“ erfüllte sich aufs Beste.

Die Mitarbeiter, darunter 5 Schweizer und ein Österreicher (Dr. Karl, Fürst von Schwarzenberg, ein Nachfahre des bekannten Wiener Staatsmanes) stellen das umfangreiche und vielschichtige Klettgauand in jeder Optik dar: geschichtlich, erdkundlich, biologisch, kulturell, kirchlich, politisch und volkskundlich. Auf alles und jedes wird mit Fachkenntnissen, mit sicheren Urteilen und klarem Stil eingegangen. Bekannte Namen begegnen dem Leser, aber auch neue treten dazwischen auf.

Da ist vor allem mit 7 Beiträgen Dr. Emil Müller, Verfasser vieler einschlägiger Bücher, Historiker vom Fach, Germanist und Volkskundler par excellence, der sich auch als Mitschriftleiter bewährte. Ihm folgt mit 4 Beiträgen der Herausgeber des Werkes, Bürgermeister Franz Schmidt von Tiengen, Initiator und Seele des Buches, der alle Zügel stets in seinen feinnervigen Händen behielt, dem berechtigterweise auch die Verfasser der 3 Geleitwörter — Kultusminister Prof. Dr. W. Hahn (erstaunlich, wie souverän ein Kultusminister an seinem fernen, aktuell umbrandeten Schreibtisch sich in die entlegene und verborgene Lokalgeschichte eines Landwinkels einzuarbeiten vermag!), Regierungspräsident Dr. H. Person, der sich längst als qualifizierter Geleitwortverfasser angewiesen hat, und Landrat W. Schäfer, der sich mit seiner Buchreihe „Heimat am Hochrhein“ unvergängliche Verdienste um die Geistigkeit seines Kreises Waldshut erworben hat, — ihre Reverenz erweisen. Ebenfalls mit 4 Beiträgen folgt der inzwischen von uns gegangene, bedeutende Heimatforscher K. F. Wernet. 4 der Mitarbeiter sind verdienstvolle Mitglieder unse-

res Vereins „Badische Heimat“: R. Gäng, Dr. E. Müller, H. Münz und H. Voellner.

Die Beiträge zeugen ausnahmslos von umfassender Wissenschaftlichkeit, von einer stilgewandten, sicheren Feder und großer Liebe zum Thema. Hier wird eine Heimat dargestellt in all ihren äußeren Erscheinungen und in ihren irrationalen Zusammenhängen. Denn, die Heimat ist tief. Heimat ist, und dieses Buch bezeugt es, Mitte des Lebens, ist Nahrung, Schutz, Schicksal, Anfang und Ende unseres Daseins. Diese Felsenwahrheit muß einmal gesagt werden in unserer menschenauflösenden Zeit des Wohlstandes, in der alle durch die Jahrhunderte gewonnenen Weistümer und Ideale, selbst Gott und die Religion, angeschlagen, ja verlacht werden. Einen Beitrag des Werkes besonders zu erwähnen, hieße, die andern zurücksetzen. Das aber kann nicht sein. Trotzdem muß ich bekennen, daß mir die 14seitige Arbeit von Dr. E. Müller „Von der alemannischen Landnahme“ besonders wichtig erschien. Hier wird eine gedrängte, zuverlässige und klare Übersicht über die Frühzeit unserer alemannischen Vorfahren geboten. Daran fehlte es in der Sachliteratur weithin.

An diesem besonders gültigen Beitrag erkennt man auch überzeugend, — und die andern bestätigen es, — daß dieses Heimatbuch die Stadt Tiengen und den Klettgau nicht heimatseelig kleinkleinkariert betrachtet, daß vielmehr dieser voluminöse Band über seine Gaugrenzen hinaus die Geschichte der Alemannen überhaupt, ja manchmal auch die der Germanen, der Gallier und der Römer ausbreitet, ja daß selbst die Perser auftreten (S. 84) und die Heimat als Mitte eines Netzes in ihren Zusammenhängen mit der Weltgeschichte dargestellt wird. Oder, wie es der Mitarbeiter Dr. I. Stein an anderer Stelle anders formulierte, das Buch sei ein „Aufschwung des kulturellen Lebens und zeige deutlich, daß eine Stadt nicht nur Funktionen zu erfüllen habe oder eine Zusammenballung von Menschen sei, sondern daß eine Stadt vor allem dienende Aufgaben habe und darin der geistige und kulturelle Sektor eine nicht zu geringe Rolle spielen dürfe.“

An dieser Stelle muß ich leider mein Bedauern darüber aussprechen, daß die kraftvolle, hochalemannische Mundart des Klettgauens nicht zu Wort kommt, weder betrachtend noch gestaltet,

und das, obwohl im Gebiet Albert Bächthold lebt, der 10 bewundernswerte Mundartbücher schrieb und schon der „Homer des Klettgaues“ genannt wurde. Auch würde es dem kostbaren Folianten wohl anstehen, wenn einige wichtige Bilder, etwa „die Riemenzunge“ S. 503, trotz erhöhter Kosten farbig abgebildet wäre.

Geradezu erfreulich ist es, im Anhang zu lesen, daß viele Behörden und viele privaten Betriebe, angefangen bei der einheimischen Weltfirma Lauffenmühle KG bis zu fernen Unternehmen in Frankfurt und Schwäbisch Hall, das Buch förderten. Das läßt die Idealisten hoffen.

*Der Klettgau*, hrsg. von Bürgermeister Franz Schmidt, im Auftrag und im Vertrieb der Stadt Tiengen, Großformat, 525 Seiten, 32 DM.

Richard Gäng

**H. Gombert, Der Landkreis Müllheim im Markgräflerland.** Fotos von L. Geiges. München: Schnell u. Steiner 1971. 56 S. m. zahlr. Abb.

Eine rundum vollkommene Sache, diese Broschüre. Indessen ist sie so exquisit geschrieben — der Verfasser ist der rühmlich bekannte Direktor der Freiburger Städtischen Sammlungen — und so ausgezeichnet bebildert — die Fotos von L. Geiges befriedigen aufs Höchste —, daß man nur bedauern kann, daß alles so knapp gehalten ist und daß solche Kenner und Könnner nicht eine weitaus umfangreichere Monographie zu diesem Thema machen durften: So gut ist das Heft. Trotzdem wird man dem Verlag Schnell und Steiner Dank wissen, daß es so erscheinen konnte. Es gibt für andere badische Landesteile nichts Vergleichbares an neuester Literatur. Hier liegt nämlich ein bei aller Knappheit fachlich kompetenter und der bildlichen Präsentation nach vorbildlicher Kunstführer für eine Landschaft vor, der hoffentlich Schule machen wird. Vielleicht ist dies der Kunstführer der nächsten Jahrzehnte: Sich auf eine Landschaft beschränkend, von der Landschaft und ihrer Geschichte ausgehend, fachlich unangreifbar, gut geschrieben, ausgiebig und treffend bebildert und dennoch knapp gefaßt, — und so dem Kunstkenner wie dem wirklich interessierten Besucher gleichermaßen dienend. Große Inventarwerke zu schreiben scheint die Lebenszeit und Lebenskraft des Einzelnen zu überfordern — A. Knoepfli ist eine bewundernswerte Ausnahme —, andererseits müs-

sen die Kunstführer eines ganzen Landes an Einzelheiten vorübergehen und wählen zu subjektiv aus. Über den Inhalt des Heftes — d. h. über den Kunstbestand des Markgräflerlandes — informiert man sich am besten am Heft selbst; man wird darin nichts von den wichtigsten Bau- und Kunstdenkmälern vermissen, die von der Römerzeit bis in unsere Tage hinein im Markgräflerland geschaffen worden sind.

R. Feger

### **Bilderfahrt ins Zollerland und zum Oberen Neckar**

Jan Thorbecke lädt zu einer bilderbunten Reise in das schwäbische Land ein. 1969 erschien die Bildmonographie Hechingen, erweitert mit dem Untertitel Zollerland zwischen Alb und Schwarzwald. 1971 fand die Fortsetzung statt mit dem Band 59 der Reihe: Land am oberen Neckar, von Schwenningen bis Tübingen. Aus dem Fenster der beiden Bildbände schauen zu uns herein die vielen Motive in Grün und Rot, wie sie — leider — sich in Schwarzweiß durch die Kameras erfahrener, bekannter, tüchtiger Landschaftsfotografen festhalten ließen.

Interpreten sind Joachim Feist und Hellmut Hell. Begleitende Worte schenken Eugen Stemmler (Hechingen und das Zollerland in der Geschichte) und Oscar Heck (Das Zollerland als Kulturlandschaft). Sehr zu begrüßen ist, weil eben Bildbände auch ausländisches Publikum besitzen, die Übersetzung kurzer Hinweistexte in französisch und englisch.

Gleiches kann auch für den Band Land am oberen Neckar gesagt werden. Hier erwiesen sich neben Hellmut Hell vor allen Dingen Dieter Geißler als Fotograf vom Fach; daneben selbstverständlich wie auch bei Band 58 eine Reihe weiterer Landschaftsfotografen, immer wieder überraschend die Bilder von Albrecht Brugger, der aus der Vogelperspektive uns die Welt um uns vor Augen hält. Eugen Stemmler (Das Land und seine Geschichte) und Egon Rieble (Das Land — eine Kunstlandschaft) zeigen auf dem ihnen zur Verfügung gestellten Raum eine kurzgeraffte Landschaftsbiographie. Ich darf also weiter nichts mehr tun als nur den Hinweis einflechten, diese beiden Landschaftsbände mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Es gibt der Gelegenheiten so viele, wo man unterwegs im Land ist. Zu Hause kann man mithilfe dieser Bildbände

vergnügliche Rückschau in das Zollerland und das Land am oberen Neckar halten.

58. Band der Reihe THORBECKE BILDBÜCHER: Hechingen — Zollerland zwischen Alb und Schwarzwald, 108 Seiten, davon 84 Seiten mit 81 großformatigen, z. T. mehrfarbigen Abbildungen, Halbleinen, 19,80 DM

59. Band der Reihe THORBECKE BILDBÜCHER: Land am oberen Neckar, 116 Seiten, 94 Seiten mit großformatigen, z. T. mehrfarbigen Abbildungen, Halbleinen, 19,80 DM. G. I.

Günther Imm: „Badische Städte“.

Der im kulturreichen Rastatt, der ehemaligen markgräflichen Residenz, wohnende, dort im Schuldienst wirkende und nebenher im innern Auftrag fleißig und dichterisch schreibende Günther Imm, der uns schon manches Heimatbuch schenkte, — „Das alte Baden“, 30 Bildmonografien; „Baden, wie es lacht“, eine „Lachologie“; „Schwarzwald“, Beschreibung mit 120 ganzseitigen Fotografien; „Nordschwarzwald“, Biografie mit 48 Seiten Fotos; „Städte in Schleswig-Holstein“, Band 2 des deutschen Städtebreviers — und noch weitere uns schenken wird, denn er zählt erst 49 Jahre und ist schöpferisch ohne Grenzen, legt uns ein neues, stattliches Werk vor: „Badische Städte.“ Es ist der 1. Band von Baden-Württemberg im Rahmen der deutschen Städtebreviere.

In rund 50 feuilletonistischen Arbeiten werden von 30 Autoren unsere Städte von Konstanz bis Wertheim beschrieben und vor des Lesers Augen gezaubert. Die Texte sind durchweg plastisch, flott, kraftvoll oder mehr lyrisch, deskriptiv oder erzählend, immer aber lebendig, packend, essentiell. Das Geographische und Historische, das Wirtschaftliche und Kulturelle ist geschickt eingewoben in das Dominierende, in den Charakter der Stadt und ihrer Umgebung, in das Schöne, Beglückende, Stimmungsvolle. Man spürt, daß Günther Imm ausgezeichnete und stilgewandte Heimatkenner und -freunde auswählte, die das Liebenswerte und Einmalige, das in der Form, im Geist und im Gemüthaften Profilierte mit Augen und Herz zu sehen und mit der Feder überzeugend zu malen verstanden. Glänzende Namen im Autorenverzeichnis! Eine reizende Vielfalt wie das Land selbst! Man ver-

mißt auch den einen oder andern: Fritz Hockenjös.

Folgende Mitglieder der „Bad. Heimat“ wurden engagiert: Heinz Bischof bzw. Günther Imm (8 Beiträge), Richard Gäng (2 Beiträge, Freiburg und Waldshut), Carlheinz Gräter (Tauberbschofsheim), Rolf G. Haebler (Baden-Baden), Karl Kurrus (Kaiserstuhl), Herm. Landerer (Dreiländerecke), Hans Matt Willmatt (Säckingen) Karl Mossemann (Schwetzingen), Max Rieple (2 Beitr., Villingen und Donaueschingen), Paul Sättle (Überlingersee), Sepp Schirpf (Konstanz) und Hans L. Zollner (Ettlingen). Einige Gedichte sind eingestreut und 21 oft ganzseitige, lyrisch beschwingte, manchmal etwas blasse Zeichnungen von Richard Bellm.

„Badische Städte“, hrsg. von Günther Imm, 320 Seiten, 1 Karte, Leinen 24 DM, Verlag Weidlich Frankfurt. Richard Gäng

Berthold Schaaf: Gengenbach — ehemalige freie Reichsstadt. München: Schnell u. Steiner 1971. 64 S. m. zahlreich. Abbild.

Als Nr. 8 seiner schön ausgestatteten und gediegenen, preislich trotzdem interessanten Reihe „Die großen Kunstführer“ hat der den Lesern dieser Zeitschrift gewiß bekannte Verlag Schnell u. Steiner, München ein Heft über Gengenbach herausgebracht. Als Verfasser zeichnet Paul Schaaf. Der Text ist sehr flüssig, kenntnisreich und mit der Vergangenheit der Stadt ebenso vertraut wie mit der lebendigen Gegenwart; er informiert sachlich und allgemeinverständlich. Die Auswahl der von verschiedenen Fotografen stammenden Fotos läßt nichts zu wünschen übrig: Man findet da den stimmungsvollen Einblick ebenso wie nüchtern-museale Inventarisierung, findet ebenso Objekte der Architektur und der Plastik wie lebendiges, aber aussterbendes Volkstümliches, aber auch moderne Bauten oder Luftaufnahmen. Die Spannweite des kulturellen Lebens einer Stadt wird exemplarisch vorgeführt. Das ist möglich, weil Gengenbach eine der wenigen Städte Badens ist, die über den selbstverständlich wahrgenommenen Aufgabenstellungen des Heute nicht vergessen hat, das Erbe der Geschichte zu bewahren: Neben dem Bau moderner Betriebe, Schulen und Krankenhäuser hat man das alte Stadtbild in vorbildlicher Weise geschützt, erhalten und gereinigt; auch auf

diese Problematik gehen Text und Bildauswahl ein. So ist die Broschüre — drucktechnisch und typographisch in der bekannten Qualität des Verlags dargeboten — eine willkommene Monographie zu Geschichte, Kultur-, Kunst- und Wirtschaftsgeschichte der Stadt mit dem Gangfisch im Wappen, — dazu mit Hilfe des graphisch guten Planes auf der Rückseite des Umschlags ein sehr beredter Führer durch die Schönheiten der Kinzigstadt.

R. Feger

### Altenburg 871—1971. Beiträge zur Ortsgeschichte

Es muß als ein bemerkenswertes Phänomen unserer Zeit gewertet werden, daß manche Gemeinden bereit sind, durch finanzielle Opferbereitschaft die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dazu befähigten Personen die Möglichkeit zu geben, Licht in ihre gewachsenen Gemeinschaften leuchten zu lassen. In einer Epoche der Gemeindezusammenschlüsse sind derlei Unterfangen umso höher einzuschätzen, da man innerhalb der zukünftigen Großgemeinden wohl kaum noch Aussicht hat, die Teile im einzelnen erforschen zu lassen. Neben anderen Herausgaben der vergangenen Jahre kann als excellentes Beispiel das vor einigen Wochen erschienene 130 Seiten zählende Bändchen „Altenburg 871—1971“, von der Gemeinde herausgegeben, betrachtet werden, das schon nach dem ersten Durchblättern in Form und Inhalt besticht. Ein vorzüglicher Druck, eine reiche Bebilderung, eine vortreffliche grafische Gestaltung in angenehmem Gewande geben dem Büchlein überraschend Glanz, und es muß für den Schriftleiter Hermann Abert, Altenburg nicht sehr schwer gewesen sein, die durch das verschiedene Naturell der Autoren auftauchenden Gegensätze miteinander zu verschmelzen. Nicht ohne Stolz bemerkt Bürgermeister Wipf in seinem kurzgefaßten Vorwort, daß diese Ortschronik im Hinblick auf die 1100-Jahr-Feier „den Dorfbewohnern einen Einblick in die wechselvolle Vergangenheit ihrer Gemeinde vermitteln und die Jugend auf die Schönheiten und Eigenarten ihrer Vätertscholle aufmerksam machen, um damit die Liebe zur Heimat zu wecken und zu fördern“. Natürlich sei nicht verschwiegen, daß mancher Beitrag für den fachwissenschaftlich Uninteressierten nur schwerverdauliches Brot darstellt. Daß einige

Gebiete wie Schule, Flurnamen nicht angesprochen wurden, mindert den Wert der Schrift keineswegs herab, sind doch andere Beiträge in erschöpfender Weise Resultat großer Bemühungen. Außerdem ist vorgesehen, weitere Beiträge in einem Ergänzungsband herauszugeben.

August Eckerles „Beitrag zur Ur- und Frühgeschichte“ zeigt die Fähigkeit des pennibel sachlichen Registrierens, Dr. Helmut Maurer legt in einem abgerundeten Aufsatz über „Altenburg im Mittelalter“ interessante Strukturen, insbesondere in Bezug des Ortes zum Kloster Rheinau bloß, verbunden mit einer ausführlichen Quellen- und Literaturangabe. Die näheren „Verflechtungen zwischen Altenburg und Rheinau“ werden von Josef Hirt-Elmer untersucht, der dem Volk aufs Maul schaut, zahlreiche anekdotische Einblicke in journalistischer Eigenwilligkeit vermittelt, die alle Leute diesseits und jenseits des Rheins interessieren müssen. Zu den signifikantesten Artikeln, die an Geschlossenheit, Präzisionstechnik und gestalteter Sprache ihresgleichen suchen, zählen die sechs Beiträge von Schriftsteller Matt-Willmatt, die auch in gedrängter Form mehr Wissen enthüllen, als sich in manchen anderen Beiträgen über Seiten erstreckt. Sie machen ein Drittel des Gesamtwerkes aus und sind wohltuend aufeinander abgestimmt. In farbiger Eindringlichkeit wird über das ehemalige Samaritertum im Auf und Ab der Geschichte über die „Gutleut- oder Leprosenstiftung“ berichtet, man entdeckt hinter den grausamen Schicksalsschlägen vom „Dorf im 15.—19. Jahrh.“ seine eigene Entfernung in der Reflexion, da damals heute Selbstverständliches nicht einfach vorausgesetzt werden konnte. „Wege, Straßen, Brunnen und Rheinschiffahrt“ werden aus flüssigen Instruktionen und schmunzelnden Episöddchen hochinteressant lebendig, die Geschichte der „Altenburger Wirtschaften“ vertreten die Liebe zum Erforschen häuslicher Betriebe, „Die Auswanderung im 19. Jahrh.“ erfaßt ein trübes Kapitel unserer gesamten Heimat, und „Die Holzbrücke zwischen Altenburg und Rheinau“ sollte man eigentlich vor dem Objekt selbst lesen. Pfarrer Friedrich Welz hat „Die Geschichte der Pfarrei Altenburg“ mit kurzweiligen Einsprengseln aus dem Pfarrgeschehen und einem bemerkenswerten Kapitelchen über die Geschichte der Kirche versehen, und

Zolloberinspektor Joachim Paetsch hat in epischer Breite die „Zollgeschichte von Altenburg“ untersucht, außerdem werden disparate Züge bis in die Gegenwart hinein aus der „Geschichte des ehemaligen Zollausschlußgebietes um Jestetten“ sichtbar. „Altenburg und seine Bahnstation“ hat Rolf Wipf untersucht. Aus der Fülle des Gebotenen leuchtet manches Interessante hervor. Zum Schlusse dieses bemerkenswerten Büchleins präsentiert Paul Schonhardt die „Landwirtschaft im Wandel“ mit einem nachdenklich stimmenden Ausblick.

Was als Nachteil einer solchen Gemeinschaftsarbeit angesehen werden kann, auftretende Wiederholungen, manchmal zu weitschweifende Einleitungen, kann sich als Vorteil auswirken: das Kennenlernen einer Reihe von Autoren, die Technik des Angehens ihrer Gebiete, wie sie ein Thema in den Griff bekommen.

In unseren finsternen Zeiten, in denen das Lesen solcher Werke einer kleinen Elite überlassen ist, mag man die Herausgabe eines solchen Werkes als besondere Festlichkeit ansehen, auch wenn der Preis von 14 DM recht stattlich ist.

Elmar Zimmermann

**F. Hartranft, Rundwanderungen Vogesen.** Stuttgart: J. Fink Verlag 1971. 110 S. m. Illustr. u. Kartenskizzen. — **W. Schmidt, Rundwanderungen Südschwarzwald.** Stuttgart: J. Fink Verlag, 5. Aufl. 1971. 117 S. mit Illustr. u. Kartenskizzen.

Um es vorweg zu sagen: Hier liegen zwei Wanderbücher aus einem und zum Teil auch aus gleichem Guß vor. Das bezieht sich nicht nur auf die gleiche Einteilung und parallele Aufmachung im Text der vorgeschlagenen Wanderungen, auf die fast gleichwertigen Kartenskizzen der Wanderwege und -gebiete samt den illustrierenden Zeichnungen, — sondern vor allem auf die innere Einheit eines jeden der zwei Bändchen, die bei aller Gleichheit in Intention und Planung entschiedene Individualität zeigen: W. Schmidt schrieb nicht nur den Text seines Bändchens, sondern zeichnete auch die Kartenskizzen und Illustrationen dazu in so gekonnter Weise, daß der Rezensent — in etwa gleichen Neigungen verhaftet — bedauert, den Autor nicht persönlich zu kennen. F. Hartranft zeichnet für den Text wie für die Kartenskizzen ver-

antwortlich. Die äußere Gestalt der zwei Bändchen ist praktisch, sachlich, modern, leicht — man kann sie zur Wanderkarte in den Anorak mit einstecken (freilich nur, wenn man nur wandern will; hat man neben dem Wandern historische oder kunsthistorische Ambitionen, muß man im einen Fall den Hotz, im andern den Dehio oder den Lacroix-Niester unterbringen). Bei aller äußeren Gleichheit sind die zwei Bändchen aber doch verschieden: Da jeder echte Wanderer ein Individualist ist, wandern sowohl Schmidt wie Hartranft als solche und beschreiben ihre Wanderwege auch so: Hartranft beschreibt mit einer alles Persönliche ausschaltenden, nur auf den exakten Weg konzentrierten Präzision und wirkt gerade in dieser Zurückhaltung sympathisch, — Schmidt führt bei gleicher Präzision im Sachlichen lockerer, gerät dabei leider bisweilen in einen anpreisenden Fremdenverkehrsstil. Jedenfalls: Jedes der beiden Bändchen wird einem mit Sicherheit zu den Schönheiten der Oberrheinlandschaften führen. Und gerade, daß beide nichts wollen als hinführen — um dann dem Wanderer die Landschaft als Objekt zu überlassen — oder den Wanderer der Landschaft — daß jeder nach seinen Fähigkeiten und Organen begreifen, nutzen und genießen kann —, das macht diese Art Wanderführer so sympathisch wie nützlich.

Dr. Robert Feger

### Reiseführer in die Stille

Wer sucht heute in der Zeit des Massenausflugsverkehrs nicht ab und zu ein Fleckchen, wo er allein und abseits der Verkehrsheerstraße weilen kann. An diese motorisierten Zeitgenossen gedacht hat der STAUFFACHER VERLAG, Frankfurt/Zürich. Er legte für sie einen eigens gedachten Reiseführer auf, der sie anhand von 54 Routenplänen in die landschaftliche Stille des Süddeutschen Raumes führen will, spezieller „in den heiteren Odenwald zwischen Rhein, Main und Neckar, in das bukolische Hohenlohe um Tauber, Jagst und Bühler, in den stimmungsvollen Schwarzwald, in die bezaubernde Schwäbische Alb, in die idyllische Fränkische Alb an Donau und Altmühl, in das weite, wiesengrüne württembergische und bayerische Allgäu, nach Oberbayern, in den herrlich urtümlichen Bayerischen Wald, in den einsamen Oberpfälzer Wald, in das sagenumwobene Fichtelgebirge, in die bur-

genreiche Fränkische Schweiz, in den unberührten Frankenwald, in den malerischen Steigerwald, in das sonnige, weinselige Mainfranken“. Allein in dieser Aufzählung schon Anreize genug, einmal in diese Landschaften zu fahren. Der Reiseführer macht es dem Benutzer leicht, dahinzugehen. Am Anfang einer Route steht eine weit-ausholende Fahrtenskizze, finden sich die notwendigen Hinweise über das Weilen am Ort in der Stille, stehen Anreisbeschreibungen von Frankfurt, München, Zürich, fehlen Ortsbeschreibungen und historische Hinweise nicht, mit einem Ortsplan für Hotels und wichtige Gebäude am Ort, darf man auch Wanderungen und Spazierwege studieren, so daß dieser praktische Führer zu einem echten Urlaubsbegleiter wird. Man sollte zugreifen, wenn man mal gar nicht weiß, wo hinfahren, wohin flüchten vor der Hektik des Alltages daheim. Der „Stauffacher Reiseführer in die Stille“ bietet sich jedermann an.

Verlag Stauffacher Frankfurt/Zürich; Preis 18,80 DM. Günther Imm

#### Eine heimische bibliophile Kostbarkeit

Unter der Leitung von William Matheson hat es in der Schweiz ein Verleger unternommen, besonders hochwertige Dichtungen unserer Landschaft in einmalig kunstvoller Form unter dem Titel „Oltner Liebhaber-Drucke“ in 3 Ausgaben A, B und C herauszubringen und auch den verwöhnten Bücherfreund zu entzücken. Die Ausgabe C, ein bibliophiler Pappband mit Kapitalverstärkung und Kopffarbschnitt, umfaßt 400 Exemplare und kostet je Band 24,50 Fr.; die Ausgabe B, schwarzer Maroquin-Halblederband, vom Autor signiert, mit Preßspan-Schuber, 100 Exemplare, kostet 80,— Fr.; die Ausgabe A, entsprechend noch kostbarer, kostet 225,— Fr. Dazu kommen aber ermäßigte Subskriptionspreise.

In diesen Eliteausgaben erschienen bis heute über ein Dutzend Werke bekannter Autoren. Als 15. Band in der Ausgabe C liegt nun eine Auswahl von Mundartgedichten vor des bestens bekannten Dichters Gerhard Jung unter dem Titel „Wurzle un Blatt“, alemannische Gedichte in Wiesentäler Mundart.

Gerhard Jung gehört mit seinen Gedichtbänden, die in der Silberdistelreihe des Verlages

Schauenburg in Lahr erschienen, zu den führenden Mundartdichtern des alemannischen Sprachgebietes zusammen mit Lina Kromer, Emile Stordck, Georg Thüerer u. a. Die Lyrik von Jung zeichnet sich aus durch gedankliche Tiefe, volkstümliche Treffsicherheit und sprachliche Schönheit. Darüber hinaus weist ihre äußere Form unter leichter Auflösung des Konventionellen wie Reim, Metrum, Strophenbau mit ganz reizvollen liebenswürdigen Lyrismen ins Moderne und Zeitgemäße in einer geradezu einmaligen und neuen Art. Seine Gedichte entsprechen somit dem Zeitgeschmack des Volkes, der zweifellos heute anders ist als vor einem halben Jahrhundert, als ein anderer Wiesentäler, Burte, mit seiner Madlee-Art die Führung übernahm. Der Dichter muß eben die Hand am Puls des Volkes haben, ja er muß der Seismograph der Heimat und der Welt sein. Und diese Aufgabe erfüllt Gerhard Jung.

Über die Gedichte im vorliegenden Band ist nicht viel Neues zu sagen. Sie sind typisch und exemplarisch für sein Schaffen. Die Tatsache, daß sie in dieser Reihe, deren Exklusivität durch den Preis manifestiert wird, erschienen, spricht genug. Wir finden alle bereits erwähnten Vorzüge wieder, ja sie sind noch gesteigert und verdichtet. Mehr sei nicht ausgesprochen. Hebels Wort sei beherzigt: „Verwüschet mer der Staub nit drab!“ Doch seien als Kostproben das erste und das letzte der kleineren Gedichte hier herausgehoben und zugleich sei die Freude darüber ausgedrückt, daß es einem alemannischen Mundartdichter gelungen ist, in die Reihe der Auserwählten aufzusteigen!

Unendlich voller Wunder  
um di umme,  
isch s Lebe dir  
an d Wanderstrecki gstellt;  
un jede Schritt  
goht in e neuu Welt,  
unendlich voller Wunder  
glaub mer s numme!

De bisch e Fünkli numme, Mensch,  
vum helle Herrgottsschii.  
Doch wenn de treu im Dunkle brennsch,  
würds dört bal heiter sii.

Gerhard Jung: „Wurzle un Blatt“, 60 Seiten, 24,50 Fr., Verlag Oltner Liebhaber-Drucke, Oltner, Schweiz. R. G.

## Zwei Bücher und eine Mundartliederplatte aus dem Elsaß

Otfried von Zeltingen: „Riß mir e Bein erüs!“

Das stattliche, 330 Seiten zählende Werk, das Ergebnis langjähriger und umsichtiger Sammlerarbeit, bringt eine Anthologie elsässischer Witzgeschichten, Schnurren und Anekdoten der Gegenwart und Vergangenheit, die offen oder nur in später Stunde erzählt wurden und werden. Der unverwüsthche Humor der Elsässer strahlt immer wieder prachtvoll auf, so daß dieser Volumen oft zur Darstellung der elsässischen Volkseele wird und eine ethnologische Bedeutung erreicht. Immer ist das Buch in unserer gehetzten und humorlosen Zeit eine Volksmedizin, ein Vademekum, das der Entspannung und der Freude dient.

Der Anthologist, — sein Name auf dem Buch ist ein Pseudonym, hinter dem ein bekannter, rühriger und selbstloser Pfarrer steht, — schreibt einen sicheren und klaren Stil, so daß jeder Text zu einem kleinen Kunstwerk wird. Er spitzt gewandt die tragende Idee auf ihren Kern und die Pointe zu. Sie schlägt ein, bringt stets „Verblüffung und Erleuchtung“ (Freud) und reizt zum Mitdenken und Ausgestalten. Sie kann von jedem Menschen, gleich welchen Kreises, verstanden, kann überall vorgelesen oder auch nachgedruckt werden. So wird das Buch, das von Gabriele Lang (Piper-Verlag) vortrefflich mit 70 modernen Karikaturen geschmückt ist, eine unerschöpfliche Fundgrube, eine Quelle der Unterhaltung und Freude, wengleich einige Texte allgemein bekannt und hier nur verlesert sind. Macht nichts; auch sie gewinnen neues Leben. Man könnte das Buch auch, wie das in Deutschland z. Z. Sitte ist, mutatis mutandis, „Das Elsaß, wie es lacht“, nennen, oder „Europa, deine Elsässer.“

Der Anhang bringt 10 Seiten sachdienliche Stichwörter und die Namen der Helfer des Herausgebers, darunter 2 von Freiburg i. Br., Desiré Lutz und Richard Gäng.

Selbstverlag des Verfassers, F. 67 Traenheim, Haus 59, Bas-Rhin, Elsaß, 20 DM oder 30 Frs.

## Lina Schneider-Marx: „Elsässische Gedichte.“

Etwa ein halbes hundert Mundartgedichte legt die bei uns im Badischen noch wenig bekannte Dichterin in ihrem 94 Seiten starken, gefällig aufgemachten Buch vor. Was diese Verse auszeichnet und sie dem Leser menschlich nahe bringt, ist die natürliche, zwanglose und sichere Handhabung der Mundart, die nie gepreßt oder gestelzt einherschreitet. Ähnlich schlicht und naturgemäß sind die zelebrierten Gedanken und Gefühle; alle sind recht eigenständig, nicht anempfunden, nicht angelesen. Es ist die Alltagswelt des Volkes, in die sich die Dichterin versenkt, die sie durchleuchtet, erhöht und verklärt. Das einfache, vordergründige Leben, das Nahe und Konkrete, wird liebevoll und minuziös bedichtet nach dem Motto „Der liebe Gott wohnt im Detail.“ Formal und thematisch klingt hier noch einmal die klassische, romantische Zeit auf nach dem bekannten Wort „Geständnisse einer schönen Seele.“

Verlag „Editions Alsatia Colmar.“

## Die Mundartliederplatte

Sie bietet 4 heiter besinnliche, erfrischend zeitkritische Lieder. „E Stroßburjer Spatz macht Protescht“ stellt die Unzufriedenheit eines von der Technik beschnittenen Spatzen dar, der sich im Heimweh an die alten Zustände verzehrt. „De Floh im Zoo“ zeigt einen der Heimat Abtrünnigen, der im Zoo bewundert werden will, dort zu spät bemerkt, daß die Wirklichkeit anders aussieht. „Därf i“ ist ein Lied, darin die verschiedenen Perspektiven menschlicher und göttlicher Sicht gezeigt werden. Gott ist die Liebe, der Mensch oft ein Tyrann. „Diala“ zeigt den enttäuschten Liebhaber, der stets nach dem Ideal strebt und erkennen muß, daß es in unserer Zeit immer rarer wird. — Alle Lieder sind getragen von einer melodiosen Volkstümlichkeit und einer bestrickenden Schlagkraft. Texte, Melodien, Gesang, alles ist von Jann Delsdorf (Pseudonym für J. Dentinger, Verfasser des sehr beachteten Buches „Dichter und Denker des Elsaß von 600—1600.“) Eine vollkommene Einheit bilden Mundart, Themata, Melodien und Vortrag. Zu beziehen durch G. Dentinger, 15 rue des Jardins, Mundolsheim, Bas-Rhin, Preis 7 DM.

Richard Gäng

Baden-Württemberg — Heft 3/1972. Die südwestdeutsche Zeitschrift für Kultur — Wirtschaft — Fremdenverkehr

Es ist eine angemessene Zeit verstrichen, um den Standpunkt der Kritik beziehen zu können, seit sich die beiden Zeitschriften des Landes von einst, Welt am Oberrhein aus dem Verlag Braun Karlsruhe und Baden-Württemberg aus dem Verlag Banholzer Rottweil vereinigt haben. Eine „Staatszeitschrift“ des Bundeslandes Baden-Württemberg wurde geschaffen, getragen von dem formalen Charakter, Intensivwerbeträger für das Fremdenverkehrs- und Reiseland zu sein. Georg Richter, derzeit vielbeschäftigter Autor des Verlages Glock und Lutz, Nürnberg (wir besprachen seine Bände Schwarzwald und Elsaß und erwarten 1973 den Landschaftsband Oberschwaben), stieg auf vom Chronographen der Zeitschrift Baden über den Mittler der Welt am Oberrhein zum nunmehrigen Publizisten des Landes Baden-Württemberg, immer mit dem gezielten Blickwinkel auf die schönen und lohnenden Stätten der Einkehr in diesem weingesegneten Landstrich. So erfahren wir gewissermaßen aus erster Hand, wie es mit diesem Ländle zwischen Oberrhein und Allgäu bestellt ist. Zwar macht Georg Richter nicht viel Worte um das Vorstellen. Und das ist gut so. Ihm liegt die Wahl der fotografischen Auslese sehr am Herzen. Somit ist aus der einst beschreibenden Zeitschrift des Verlages Banholzers ein attraktives Fotomodell Baden-Württemberg geworden. Zwar täuscht sich jener, der rein vom Titel her sich angesprochen fühlt, diese relativ teure Zeitschrift (5,— DM pro Heft) zu kaufen, wenn er — wie im Falle des Heftes 3/72 — liest: Schwäbische Alb. Eine vorzüglich begleitende Bildwanderung durch und über die Schwäbische Alb findet statt, die Fremdenverkehrsberaterin des Landesverbandes Württemberg, Anneliese Schuhholz, schlägt das Reisenotizbuch Schwäbische Alb auf. — Ansonsten sind es Randthemen, die eingestreut worden sind, von Annemarie Möller ein Aufreißen mit dem Thema Industrieland-Ferienland, ein Nachruf auf Karlsruher verstorbenen OB a. D. Günther Klotz. Ein Vierteljahrhundert Wirtschaftsförderung im Falle des „Karlsruher Rezeptes“ von Berthold Kessin-

ger, Alberischer Eigenwuchs, eine typische Personendarstellung à la Thaddäus Troll, Tiberius Fundel charakterisierend, Probleme der Kernreaktor-Ansiedlung am Rhein, dann wieder Einblenden in das Generalthema Alb-Entwicklungsplan, Miedermuseum in Heubach, Rückkehr in die Staatliche Kunsthalle zu Karlsruhe, Heimatmuseum in Schloß Hellenstein über Heidenheim, Vorstellen eines 1966 verstorbenen Kunstmalers der Alb, Hans Gassner, Selbstportrait des Journalisten von Weltruf und zwischen Alb und Schwarzwald beheimateten Thilo Koch, Gastronomie mit Sternchen in Bad Dürrenheim und Kälberbronn sowie Eningen und Achalm — immer wieder ein Pendeln und unruhiges Schweifen dem Titel entsprechend durch BADEN-WÜRTTEMBERG. Wort und Kritik nennt sich die Überschrift der Glossen (u. a. Autotunnel im Bett der Oos? von W. A. Peters, Südwestfunk) Poesie (70. Geburtstag von Georg Schwarz) und Interview (Flugplatz Baden-Baden, hier Flughafen-geschäftsführer Hannes Trautloft) Sie bilden Abschluß dieser Baden-Württemberg-Schau von nahe 60 Seiten. Etwas dürftig? Oder gar oberflächlich? Ich möchte dies nicht sagen, im Gegenteil, komprimiert, eben so, wie Georg Richter seit 1948 schon diese landeskundlichen Zeitschriften aufgebaut und zu einem Wertbegriff im Zeitungswesen Südwestdeutschlands geprägt hat. Ob zwar diese großzügige Bilderschau jedermann etwas besagt, besonders jenem Interessenten, der sich lieber mehr durch das Wort, die aktuelle wie historische Reportage, angesprochen fühlt, das steht auf einem anderen Blatt. Ich meine, das eine tun und das andere nicht lassen, das wäre ein geheimes Erfolgsrezept für diese neue und im Grunde genommen doch traditionell gebliebene Zeitschrift des Verlages Braun in Karlsruhe. Vorerst kann man sich noch von Heft zu Heft freuen. Die Freude wäre wesentlich gesteigert, kämen darin auch Porträts von lebenden Badenern zur Vorstellung, in Bild und Wort. Der Kreis der Mitarbeitenden ist sehr sehr eng gezogen, aus Gründen, die unerfindlich bleiben.

BADEN-WÜRTTEMBERG, Erscheinungsweise zweimonatlich, Verlag Braun, Karlsruhe, Einzelheft 5,— DM. G. I.



# Bruchsal

mit Stadtteilen Untergrombach,  
Obergrombach, Helmsheim und Büchenau

37 000 Einwohner — Bekannte Kulturstätten (u. a. Barockschloß, St. Peterskirche, Schloß mit Burgruine im Stadtteil Obergrombach, Michaelsberg über dem Stadtteil Untergrombach) — Berühmte Schloßkonzerte — Viele Ausflugsmöglichkeiten — Günstige Verkehrslage — Gutgeführte Hotel und Gaststätten — Bekanntes Weinanbaugebiet mit prämierten Spitzenweinen — Schwimmbäder — Stadion und Sporthalle für internationale Veranstaltungen — Industrie- und Handelsstadt — Größter Spargelmarkt Europas — Einkaufszentrum.

Auskunft und Prospekte durch das:  
Städtische Verkehrsamt, Rathaus II, Bahnhofplatz 1,  
Telefon 9541, Apparat 211



## MONINGER BIER

anerkannt hervorragend

# Pforzheim

Gold- und Uhrenstadt  
Pforte zum Schwarzwald



Großes griechisches Schlangearmband Gold  
Griechisch, 4. Jh. v. Chr.

SCHMUCKMUSEUM PFORZHEIM  
IM REUCHLINHAUS

täglich außer montags geöffnet.

WILDPARK, Eintritt frei

EDELSTEINAUSSTELLUNG SCHÜTT  
Werktags geöffnet

ALPENGARTEN WÜRM,  
April-Oktober

SCHLOSSKIRCHE ST. MICHAEL,  
Grablege des Bad. Fürstenhauses

Auskünfte, Prospekte  
Stadtrundfahrten:

STADTINFORMATION  
7530 Pforzheim, Östliche 2  
Tel. 07231/3002190



es/A 165

# Stadt Neckarbischofsheim



im neuen Rhein-Neckar-Kreis, 171 m. ü. M., 3600 Einwohner mit den Stadtteilen Helmhof und Untergimpeln.  
Freundliche altertümliche Kleinstadt inmitten von Hügeln und herrlichen Waldungen im Kraichgau, historische Baudenkmäler aus sieben Jahrhunderten, wie Schloßpark mit steinernem Haus, 12. Jahrh., Prachttor, 1590, und neuem Schloß, 1829, Reste der einstigen Stadtbefestigung mit fünfeckigem Turm, 1448, Totenkirche aus dem 12. Jahrhundert mit Grabplatten und Wandmalereien, kunsthistorisch eines der bedeutendsten Baudenkmäler Nordbadens, Stadtkirche 1543 mit der berühmten Alabasterkanzel, Fachwerkhäuser, Schwimmbad und neue Sportanlagen.  
Zentralgemeinde mit verschiedenen Behörden wie Amtsgericht, Notariat, Staatl. Forstamt, Landwirtschaftsamt – landw. Beratungsstelle –, Bezirksparkasse, Volksbank, Straßenmeisterei.  
Mittelpunktschulort mit Grund- und Hauptschule für sechs Gemeinden, Adolf-Schmitthener-Gymnasium – Vollanstalt.  
Neckarbischofsheim hat sich in den letzten 25 Jahren zu einem beachtlichen Industrieort mit ca. 1400 Beschäftigten entwickelt.

Es sind vorhanden:

Kristallverarbeitung, Feinstrumpf-, Kartonagen-, Elektronische-, Bilderahmen- und Leisten-, Mineralwasserfabrik und sonstige Dienstleistungsbetriebe.

Neckarbischofsheim ist ein gern besuchter Fremdenverkehrsort im Naherholungsbereich der Großstädte mit gepflegten Gaststätten.

Auskunft:

Bürgermeisteramt 6924 Neckarbischofsheim, Tel. (0 72 63) 61 05, 61 06

## Melanchthonstadt Bretten

mit den Stadtteilen Rinklingen, Bauerbach, Neibsheim  
und Dürrenbüchig

16 000 Einwohner

wirtschaftlicher Mittelpunkt des Kraichgaus  
Kreuzungspunkt der Bahnlinien Heidelberg-Stuttgart  
und Karlsruhe-Heilbronn

Bundesstraße 35, 293 und 294

Geburtsort Philipp Melanchthons

Melanchthonhaus mit größter Bibliothek aus der Reformationszeit  
im Bundesgebiet

malerischer Marktplatz mit Fachwerkhäusern  
und Pfalzgrafenbrunnen (1555)

mittelalterliche Wehrtürme

beheiztes Schwimmbad mit großen Liegewiesen und Spielplätzen  
historisches Peter-und-Paul-Fest.

Auskunft: Bürgermeisteramt Tel. 0 72 52/1041